

An aerial photograph of a rural landscape. The foreground and middle ground are dominated by a complex, patchwork pattern of agricultural fields in various shades of green and brown, separated by thin white lines representing roads or fences. A small village with numerous buildings is visible in the center. In the background, rolling hills and mountains are visible under a clear sky. The overall scene is a typical representation of a rural agricultural region.

Oberehrendingen Unterehrendingen

Oberehrendingen Unterehrendingen

Aus Vergangenheit und Gegenwart



Herausgegeben von den Gemeinden Oberehrendingen und Unterehrendingen
sowie der Katholischen Kirchgemeinde Ehrendingen

Die Luftaufnahmen der Seiten 6/7, 119, 157, 200 und des Schutzumschlages
stammen von Jörn Maurer, Brugg

© Copyright by Baden-Verlag, 5401 Baden, 1990

ISBN-Nr. 3-85545-047-1

Herstellung: Buchdruckerei AG, 5400 Baden

Printed in Switzerland

Vorwort

Wir freuen uns, Ihnen, liebe Ehrendingerinnen und Ehrendinger, zur 950-Jahr-Feier das Heimatbuch zu schenken. Das Buch gibt einen guten Einblick in das Geschehen und die Entwicklung der beiden Dörfer Ober- und Unterehrendingen. Während einiger Jahre wurden durch die Kommission und den Redaktor die Texte er- und überarbeitet. Den Grundstock dazu legte seinerzeit Pfarrer Josef Huwyler. Ihm und allen Mitarbeitern sprechen wir den besten Dank aus. Ebenso den beiden Gemeinden und der katholischen Kirchgemeinde für die Bereitstellung der finanziellen Mittel zum Druck dieses Werkes. Wir wünschen Ihnen viel Vergnügen beim Lesen der Ehrendinger Geschichte.

Gemeindeammann von Oberehrendingen
Adolf Guntern

Gemeindeammann von Unterehrendingen
Hans Issler



Katholische Kirchgemeinde Ehrendingen
Dr. C. Petitjean



Zum Geleit

Der Wille, aus der Vergangenheit Geschichtliches zu erfahren, war schon lange ein Anliegen der Bevölkerung von Unterehrendingen und Oberehrendingen.

Pfarrer Alfred Zimmermann, der von 1900 bis 1943 in unserer Pfarrei war, galt bereits als Geschichtsforscher. Ebenso widmete sich Pfarrer Josef Huwyler, von 1943 bis 1973 Seelsorger in Ehrendingen, der Geschichtsforschung. Ihre Beiträge sind in diesem Buch enthalten.

Das vorliegende Buch ist ein Gemeinschaftswerk. Pfarrer Huwyler hat es 1970 begonnen. Ihm zur Seite stand die Heimatbuchkommission.

Leider starb der erste Autor des Buches, Pfarrer Josef Huwyler, am 11. Juli 1975, damals Pfarrer in Bünzen. Man war gezwungen, einen Sachbearbeiter zu suchen. Dr. Pirmin Meier stellte sich zur Verfügung. Infolge Wegzuges musste er aber bald die Weiterbearbeitung aufgeben.

Die Heimatbuchkommission bestand aus folgenden Mitgliedern: Ewald Bamberger, Alois Burger, Niklaus Eberle, Walter Ezensperger, Fridolin Flück, Bruno Hansmann, Bruno Längle, Albert Müller, Heidi Wenger, Marlis Wüthrich und Emil Zimmermann.

Die Redaktion übernahm der in Wettingen wohnhafte Unterehrender Bürger Alfons Zimmermann, pens. Bezirkslehrer.

Allen Verfassern und Mitarbeitern dieses Werkes möchte ich herzlich danken. Möge es eine gute Aufnahme finden, sowohl bei der einheimischen Bevölkerung wie auch bei den neuzugezogenen Mitbürgern.

Den Gemeinden Oberehrendingen und Unterehrendingen sowie der katholischen Kirchgemeinde danke ich für die wohlwollende Unterstützung dieses Buches.

Alois Burger, alt Gemeindeammann

Inhalt

- 12 Daten
- 15 Ehrendingen aus geologischer Sicht
- 26 Besiedelung unserer Gegend
- 32 Geschichte der Waagmühle in Unterehrendingen
- 46 Zum Problem der Erstnennung in historischen Urkunden
- 54 Die jüdische Siedlung in Ehrendingen
- 66 Die Grafschaft Baden, das Amt Ehrendingen
- 71 Wie kam die Kartoffel nach Ehrendingen?
- 72 Das Limmat- und das Surbtal zur Franzosenzeit
- 82 Episoden aus jener Zeit
- 86 Ehrendinger in fremden Kriegsdiensten
- 87 Ein Ehrendinger in holländischen Militärdiensten
- 89 Am Rande des Deutsch-Französischen Krieges 1870/71
- 90 Der Erste Weltkrieg 1914–1918
- 93 Der Zweite Weltkrieg 1939–1945
- 96 Episoden eines Ehrendingers aus seiner Aktivdienstzeit
- 101 Vom Anbauplan zum Anbauwerk
- 107 Die Klöster
- 110 Ein Massengrab
- 111 Zur Kirchengeschichte von Ehrendingen
- 116 Das ökumenische Kirchenzentrum in Oberehrendingen
- 121 Der historische Dorfkern von Oberehrendingen
- 126 Resultate der baugeschichtlichen Untersuchung
- 129 Ein Dokument in der Kirchturmkugel
- 130 Die Bittgänge unserer Pfarrei
- 131 Wegkreuze
- 133 Die Pfarrherren der Pfarrei Ehrendingen
- 135 Geistliche, die aus unserer Pfarrei stammen
- 136 Prälat Adelbert Frei
- 137 Bruder Alban Büchi
- 138 Entwicklung und Pastoration des reformierten Gemeindeteiles
Ehrendingen und Freienwil
- 141 Trennung von Ehrendingen in Ober- und Unterehrendingen
im 19. Jahrhundert
- 145 Das Amtsdeutsch früherer Jahre
- 148 Die Zementfabrik Lägern in Oberehrendingen
- 151 Das Wasserwerk Ehrendingen
- 153 Geschichte der Schule

- 156 Zur Schulgeschichte von Oberehrendingen
158 Lehrkräfte in Oberehrendingen
159 Lehrkräfte in Unterehrendingen
160 Die Auswanderer
162 Eine Erbschaft aus Amerika
163 Jugenderinnerungen
169 Die Ehreninger trinken keinen eigenen Geissberger mehr
171 Karl Reding, Landammann
172 Jakob Leonz Frei
174 Ein Morgen auf der Schranne der Lägern
179 Hermann Suter
184 Persönliche Erinnerungen aus den zwanziger Jahren
192 Erinnerungen aus Oberehrendingen
196 Vom Gipsgrubenheiland Johann Urban Frei
198 Wie Oberehrendingen die Weltwirtschaftskrise meisterte
201 Die Ammänner von Ehrendingen 1683–1824
202 Die Gemeindeammänner und Gemeindeschreiber von Oberehrendingen
203 Die Gemeindeammänner und Gemeindeschreiber von Unterehrendingen
204 Die Grossräte von Ehrendingen
205 Einwohnerentwicklung
206 Berufstätige Wohnbevölkerung
207 Entwicklung der Steuereinnahmen
208 Das Gewerbe im Wandel der Zeit
210 Die Geschlechter von Ehrendingen
212 Die Flurnamen von Oberehrendingen
213 Die Flurnamen von Unterehrendingen
214 Zum Dialekt in Ehrendingen
215 Anekdotenhaftes
216 Das Heidenweib auf dem Lägernberge
218 Nachwort des Redaktors

Daten

- 982 Ehrendingen wird erstmals erwähnt im Einsiedlerbuch «Liber Heremi»
- 1040 Erwähnung von Ehrendingen in Urkunde Kaiser Heinrichs III.
- 1370 St.-Agatha-Kapelle und St.-Blasius-Kapelle werden erstmals erwähnt
- 1415 Beginn des Amtes Ehrendingen
- 1580 Erweiterung der St.-Blasius-Kapelle zur Pfarrkirche
- 1798 Ende des Amtes Ehrendingen
- 1798 Beginn von selbständigen Gemeinden
- 1803 Gründung des Kantons Aargau
- 1819/1821 Brände in Ehrendingen
- 1825 Trennung der Gemeinde Ehrendingen in Ober- und Unterehrendingen
- 1831 Brand der Kirche mit Archiv
- 1832 Brand des Schulhauses mit Gemeindearchiv in Unterehrendingen
- 1836 Eröffnung der Postablage Ehrendingen
- 1835–1841 Zwietracht in der Kirchgemeinde
- 1838 Bau des ersten Schulhauses in Oberehrendingen
- 1849 Eröffnung je einer Postablage in Ober- und Unterehrendingen
- 1886 Aus dem Käsissenturm der Pfarrkirche wird ein Helmturm
- 1893–1899 Bau und Erweiterung der Zementfabrik
- 1901 Glockenweihe des heutigen Geläutes
- 1903 Konkurs der Zementfabrik mit anschliessender teilweiser Sprengung
- 1906 Gründung der Darlehenskasse Ehrendingen
- 1909 Gründung der Milchgenossenschaft Ehrendingen
- 1909 Gründung der Elektra Ehrendingen und Einführung der Elektrizität in beiden Gemeinden
- 1912 Bau des Schulhauses mit Turnhalle im Brühl Oberehrendingen
- 1912 Renovation der Kirche
- 1915 Gründung der Landwirtschaftlichen Genossenschaft
- 1921 Einführung des Postautos, vorher Pferdepost
- 1922 Erstellung des ersten Wasserwerkes
- 1946 Eröffnung der Sekundarschule in Oberehrendingen
- 1948 Einweihung der Bruder-Klausen-Kapelle
- 1953 Erstellung des Grundwasser-Pumpwerkes
- 1953 Einführung der Zonenordnung in Oberehrendingen
- 1958 Einweihung des neuen Schulhauses Unterehrendingen
- 1959 Neues Postgebäude in Unterehrendingen
- 1964 Einführung der Zonenordnung in Unterehrendingen
- 1967 Eröffnung des Kindergartens Oberehrendingen
- 1969 Eröffnung des Kindergartens Unterehrendingen

- 1971 Einweihung der Schulanlage Lägernbreite Oberehrendingen
- 1977 Einweihung der Turnhalle in Unterehrendingen
- 1980 Einweihung des neuen Friedhofes Geerenhag
- 1982 Einweihung des Gemeindehauses Oberehrendingen
- 1982 Eröffnung einer Arztpraxis in Oberehrendingen
- 1983 Eröffnung der neuen Post Oberehrendingen
- 1983 Neues Bankgebäude der Raiffeisenbank Ehrendingen
in Oberehrendingen
- 1984 Einweihung des ökumenischen Kirchenzentrums in Oberehrendingen
- 1989 Einweihung der historischen Bauten Vogthaus und altes Pfarrhaus

Steinbuck mit Rebberg, um 1945.



Ehrendingen aus geologischer Sicht

Für einen Schweizer Geologen ist es selbstverständlich, dass in einem Buch der Gemeinden Ober- und Unterehrendingen ein Kapitel über Geologie nicht fehlen darf.

In vielen Lehrbüchern und wissenschaftlichen Publikationen ist der wunderschöne in Mergeln und Gips erhaltene Kern der Lägernfalte abgebildet und der Name Ehrendingen verewigt.

Es ist deshalb auch für die Einwohner der beiden Gemeinden interessant zu wissen, was man unter Geologen über die Art der Entstehung der sie umgebenden Landschaft erforscht hat.

Obschon in den letzten Jahren mehrere leicht lesbare geologische Arbeiten aus der näheren und weiteren Umgebung Badens erschienen sind (siehe Literaturverzeichnis), scheint es doch sinnvoll, im vorliegenden Buch die Geologie der erwähnten Gemeinden etwas detaillierter darzustellen.

Geologische Geschichte

Es ist recht schwierig, sich die langen Zeiträume geologischer Geschichte vorzustellen; deshalb wollen wir im folgenden diese Millionen und Milliarden von Jahren auf überschaubare Dimensionen reduzieren. In unserer Betrachtung der Erde vor 4,6 Milliarden Jahren bis heute, gehen wir von der Annahme aus, sie hätte sich in einem Jahr abgespielt. Wir wären jetzt am Silvesterabend um Mitternacht an der Schwelle zum neuen Jahr. Nach diesem Massstab kühlte sich die Erde in den ersten zwei Monaten ab, und auf der glühenden Kugel erstarrten die ersten Gesteine. Die ältesten Gesteine, die wir heute kennen, sind etwa 3,8 Milliarden Jahre alt; sie bildeten sich nach unserem Vergleich also am 8. März. Wenig später, schon Mitte März, entstand das erste Leben. Es waren noch einfache, einzellige Lebewesen, Bakterien und Viren. Mehrzellige Pflanzen existierten erst ab Ende Juli, während die ersten mehrzelligen Tiere, eine Art Quallen, sogar erst ab 7. November auftauchten. Ab 16. November lebten schalentragende Tiere, deren Hartteile in etwa 570 Millionen Jahre alten Schichten gefunden werden. Die letzten 1½ Monate können anhand der vielfältigen Entwicklung von Pflanzen und Tieren recht gut gegliedert werden. Aus dieser frühen Zeit der Tierentwicklung liegen in der Umgebung von Ehrendingen noch keine Gesteine.

Nach der Auffaltung eines grösseren Gebirges in Mitteleuropa, etwa am 6. Dezember, und dessen völliger Einebnung bis zum 13. Dezember (vor etwa 220 Millionen Jahren) war die gesamte Nordschweiz ein von vielen schuttliefernden Strömen durchzogenes Land.

Nun aber drang von Norden her ein Meer ins Gebiet des Kantons Aargau vor. Es war nicht sehr tief, und immer wieder wurden einzelne Becken vom offenen Ozean im Norden abgeschlossen. Im warmen, fast tropischen Klima konnte viel Wasser verdunsten, und dadurch fielen im Wasser gelöste Stoffe aus. So entstand Gips und gelegentlich sogar Salz. Vom noch nahegelegenen Land wurde feinsten Schlamm ins Meer geschwemmt, der sich im Meerwasser mit kalkigem Material zu Mergel vermischt. Gips und Mergel treten heute in abwechselnder Folge z. B. in der Gipsgrube als Kern der Lägernfalte auf. Es sind die ältesten Gesteine, die wir in der Gemeinde antreffen (Keuperzeit). Zeitweise verlandeten diese Meeresbecken wieder, wenn das Meer sich etwas gegen Norden zurückzog; dann prägte eine weite, sand- und schlammbedeckte Küstenebene das Landschaftsbild. Beweis dafür sind Abdrücke von Regentropfen, die gelegentlich in feindsandigen Schichten über dem Gipsmergel gefunden werden können.

Während der nächsten fünf Tage bis zum 19. Dezember war unser Gebiet immer Meeresboden. Die Tiefe des Meeres schwankte zwischen etwa 10 und vielleicht 150 m. In diesem Meer schwammen Fische, Ammoniten und Belemniten herum, am Boden lebten Muscheln, Schnecken, Seeigel, Seelilien, Brachiopoden (Armfüßer) und Schwämme, selten Korallen. Ihre Abdrücke und Hartteile können oft in diesen Juraschichten entdeckt werden. Besonders reich an Fossilien sind die Schichten des Lias, des Dogger und die Badenerschichten im Malm.

Vom 19. bis 29. Dezember fehlt uns aus unserem Gebiet jede Dokumentation. Vermutlich war der Aargau in dieser Zeit meistens Land. Es fand keine Ablagerung statt, eher wurden bereits abgelagerte Teile noch erodiert. Dafür sprechen als Überreste chemischer Verwitterung die Siderolithbildung, eine dünne Lage mit Ton, Eisenerz und gelegentlich etwas Sand (Fig. 1). Dieser Unterbruch dauerte etwa 115 Millionen Jahre. Inzwischen wurden weit im Süden die Alpen gefaltet und über den Meeresspiegel gehoben. Gleichzeitig begann die Verwitterung an den gehobenen Gesteinsschichten zu wirken, Material wurde abgetragen und wegtransportiert. Diese Vorgänge der Hebung und Abtragung dauern auch heute noch an. In grossen Schuttfächern schafften nun Flüsse Gesteinsmaterial aus den Alpen gegen Norden. Das feinere, Sand und Schlamm, kam bis in unsere Gegend. Dieser Alpenschutt bildet unsere Molassenablagerungen (Untere Süswassermolasse). Am 30. Dezember drangen von Wien und Marseille her noch einmal zwei Meeresarme um den Alpenbogen herum ins schweizerische Mittelland und das Gebiet des heutigen Juras vor.

Der Alpenschutt wurde vorübergehend in diesem Meeresarm abgelagert (Obere Meeresmolasse). Davon zeugen grünliche Sandsteine mit Meeresmuscheln und Haifischzähnen rechts des Gipsbaches bei der ehemaligen Zementfabrik. Schon

bald aber verschwand das Meer wieder, Flüsse brachten aber weiterhin Sand aus den Alpen zu uns (Obere Süsswassermolasse). In der weiten, leicht geneigten Ebene zwischen Alpen und Schwarzwald lebten im gemässigt feuchten Klima dieser Zeit kleinere Säugetiere. Die Wälder bestanden aus Pappeln, Platanen und Kampferbäumen.

Inzwischen sind wir am Silvestertag unseres Jahres angelangt. Gegen zwei Uhr nachmittags, also vor etwa 5 Millionen Jahren, drückte der afrikanische Kontinent nochmals gegen Europa. Das Alpengebiet, welches bereits stark konsolidiert war, konnte sich nicht weiter verfallen; im Mittelland bot der mächtige Haufen von bis zu 5 km dicken Molassenschichten Widerstand. Im Norden dieses Ablagerungsbeckens aber war die nur relativ dünne Sedimenthaut kein Hindernis: Das Juragebirge wurde aufgefaltet und einzelne Schichtpakete nach Norden auf andere überschoben (Fig. 2). Bei dieser Faltung zerbrachen die obersten Schichten, und das zerstörte Gestein konnte durch Niederschläge entfernt werden.

Die härteren Kalke blieben als Rippen bestehen (Lägern und Steinbuck), der weichere Kern wurde weggewaschen. Nördlich dieser Falte liegen die Gesteinschichten fast horizontal. Im Mittelland lebten zu dieser Zeit u. a. Tapire, Mastodonten (Vorläufer von Elefanten) und Nashörner.

Gegen Silvesterabend beginnt das Klima unwirtlicher zu werden. An den Polen bilden sich grosse Eiskappen, und in der letzten Stunde des Jahres dringen die Gletscher wahrscheinlich viermal aus den Alpen bis in unser Gebiet vor und ziehen sich dazwischen wieder dorthin zurück. Mindestens einmal lagen auch die Gemeinden Ober- und Unterehrendingen unter einer dicken Eisdecke. Als Beweis dient uns das Moränenmaterial, welches z.B. nordöstlich des Chlonhofs oder nordwestlich des Steinbucks vom Gletscher abgelagert wurde. Dies geschah etwa eine halbe Stunde vor Mitternacht. Mit dem letzten Rückzug der Gletscher in die Alpen, vor etwa 10000 Jahren, setzte auch die erste nachweisbare Besiedlung in unserer Umgebung ein. Steinwerkzeuge aus Kieselknollen (Silex) der Wettingerschichten an der Lägern sind etwa 8000 bis 10000 Jahre alt (Zurbuchen, 1970), sie entstanden also nach unserer Zeitrechnung etwa eine Minute vor Mitternacht. Nur etwa 15 Sekunden ist es her, dass die Römer in Baden und Windisch lebten.

Fassen wir kurz zusammen: Massgebend für die Gestaltung der heutigen Landschaft in unserer Gegend sind

- a) die Arten der vorhandenen Gesteinstypen, ihre Härte und ihre Widerstandsfähigkeit gegen Verwitterung und Wegtransport,
- b) die Auffaltung dieser Gesteine im südlichen Gebiet und
- c) die erosive Wirkung von Wasser und Eis auf die verschiedenen Gesteine.

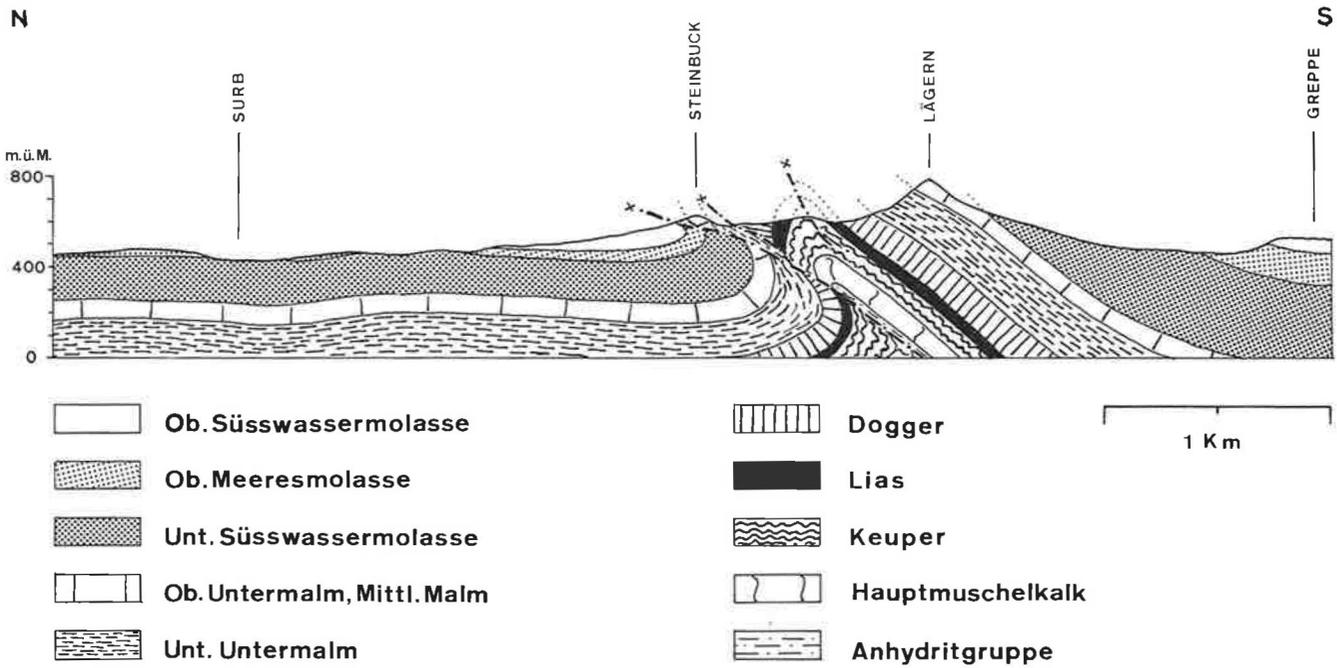


Fig. 2: Geologisches Querprofil vom Surbtal bis zur Greppe östlich von Weittingen. Beachten Sie die drei Aufschneidungen (x) im Scheitel und im Norden der Falte.

Geologische Besonderheiten in den Gemeinden Ehrendingen

In verschiedenen Gebieten um Ehrendingen findet man Spuren geologischer Ereignisse. Die für den Liebhaber schönsten und interessantesten befinden sich in der Umgebung der Gipsgrube und des Steinbucks.

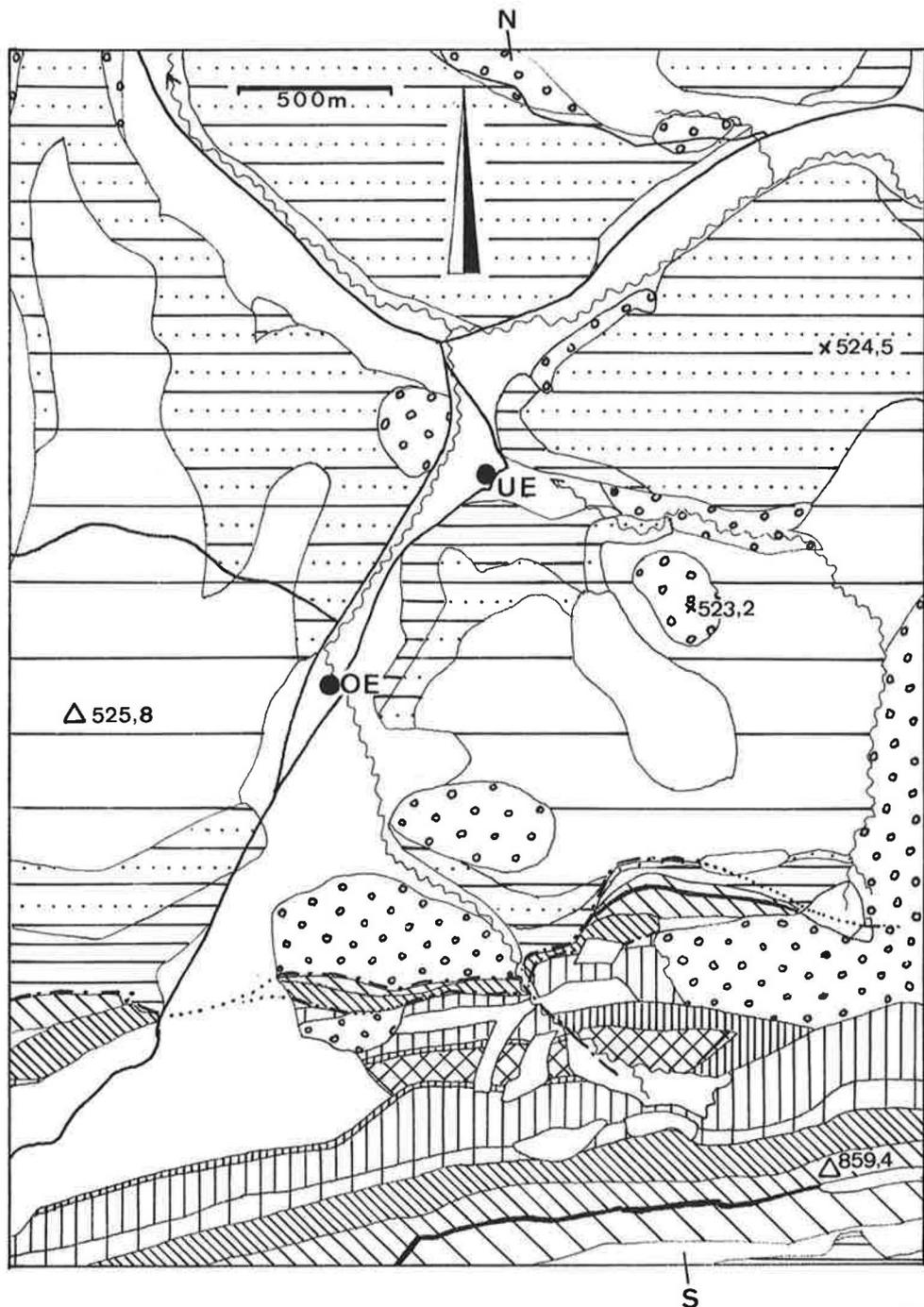
Gipsgrube

«Un arc-en-ciel pétrifié» (ein versteinertes Regenbogen) soll ein französischer Geologe voll Bewunderung beim Anblick der schönen Gips-Mergel-Falte im Kern des Lägerngewölbes ausgerufen haben (Fig. 2 und 4).

Heute ist leider von diesem Naturwunder nur noch sehr wenig zu sehen, da die Vegetation daran ist, das gesamte Gebiet der ehemals zu Düngezzwecken abgebauten Gipsgrube zu überwuchern. Man kann sich mit Jäckli (1961, S. 273) fragen, ob es nicht sinnvoll wäre, durch einen künstlichen Eingriff (Entfernen einiger Sträucher und Bäume, evtl. Abkratzen des Verwitterungsschuttes an der Wand) die Falte wieder vollständig sichtbar zu machen und in diesem Zustand zu erhalten. Als Landschaft von nationaler Bedeutung steht das Gebiet ohnehin unter Schutz (Oettli, 1978, S. 549). Auch heute findet man allerdings noch zwischen den grauen, grünlichen und rötlich-violetten Mergeln Bänder von rosafarbenem Alabaster und weissem, seidenglänzendem Fasergips aus der Keuperzeit (Fig. 1).

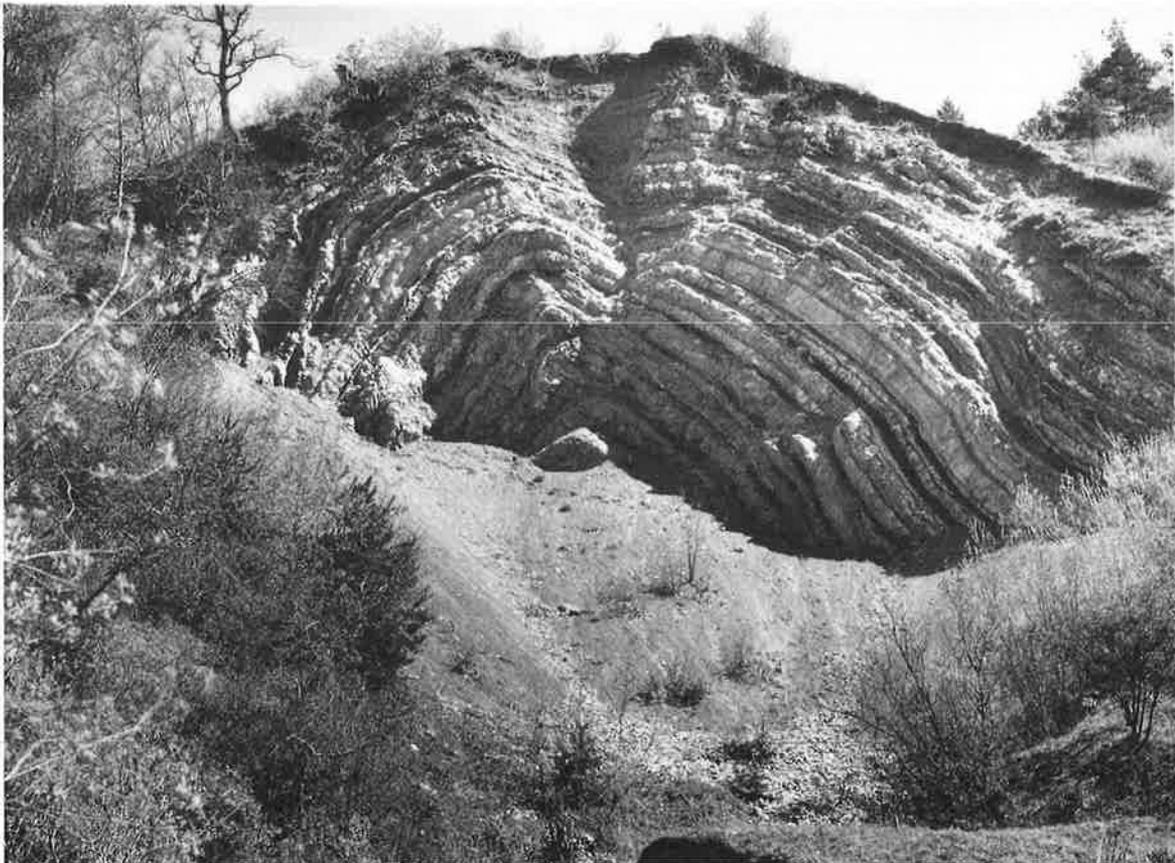
 Aufschiebung; vermutet	 Badener Schichten
 Alluvialböden, Gehängeschutt	 Oberer Unterarm
 Moräne, Glazialschotter	 Unterer Unterarm
 Obere Süßwassermolasse	 Oberer Dogger
 Obere Meeresmolasse	 Unterer Dogger
 Untere Süßwassermolasse	 Lias
 Wettinger Schichten	 Keuper

Fig. 3: Geologische Skizze des Gebietes der Gemeinden Oberehrendingen (OE) und Unterehrendingen (UE). Die Linie N—S stellt die Profilspur von Fig. 2 dar. X und Δ markieren Vermessungspunkte im Gelände.



Östlich oberhalb der Gipsgrube (Fig. 3) treten die härteren Kalkbänke der Liaszeit zutage, die oft reich an einer austernartigen Muschel (*Gryphaea obliqua* Sow.) sind. Johann Urban Frei, der weitherum bekannte «Gipsgrubenheiland» (Burger u. a., 1980) hatte in diesen Schichten eine sorgfältige Grabung angelegt, um die Schichtabfolge im Detail untersuchen zu können. In diesen Gesteinen und den darüberliegenden sandigen Mergelkalken fand er häufig Belemniten und Ammoniten. Sein bedeutendster Fund war sicher derjenige des ersten Plesiosaurierknochens auf Schweizer Boden (Doppler, 1970).

Fig 4: Die schönsten in der Gipsgrube Oberehrendingen sichtbaren Falten: der «versteinte Regenbogen».



Im Gipsbach sammelte Johann Urban Frei auch harte Knollen, die ursprünglich wohl vom Opalinuston stammten. Es sind sogenannte Septarienknollen. Diese Kalkkonkretionen enthalten im Innern helle Streifen, welche mit Mineralien gefüllte Trocknungsrisse sind. Diese Mineralien schieden sich aus zirkulierenden Wassern entlang der Risse ab.

Zementsteinbruch

1893 wurde bei Oberehrendingen nahe der Gipsgrube am Gipsbach eine Zementfabrik eröffnet. Der Kalkmergel stammte aus den Effingerschichten südlich des Steinbuck, zusätzlicher Kalk aus den Wangenschichten am Steinbuck. Beide Steinbrüche sind auch heute noch erkennbar. Schon 1901 aber musste der Betrieb wegen Unrentabilität geschlossen werden. Immerhin 300 Arbeiter verloren dabei ihre Beschäftigung. Nur das Verwaltungsgebäude blieb bei der 1903 erfolgten Sprengung der Fabrikgebäude erhalten (Haberbosch, 1943).

Am südöstlichen Rand des ehemaligen Zementsteinbruches in den Effingerschichten beobachtet man die Aufschuppung von Dogger auf die Effingerschichten (Fig. 2). In den sandigen Kalken und Mergeln des jüngeren Dogger konnten Muscheln, Brachiopoden und sogar Ammoniten entdeckt werden. Ähnliche Funde macht man in einer ehemaligen kleinen Grube bei der Wegkurve, 50 m nördlich des Schützenhauses, hier allerdings in den älteren Doggerschichten.

Steinbuck

Die Kalke der Malmzeit, die den grössten Teil des Steinbucks aufbauen und hier verkehrt liegen (das Älteste zuoberst, das Jüngste gegen Norden zuunterst), enthalten relativ wenig Fossilien. Dafür sind die Mergelkalke der Badenerschichten oft reich an Schwämmen, Brachiopoden, Belemniten und Ammoniten. Gut sichtbar sind sie am östlichen Ende des Steinbucks nahe der Kantonsgrenze.

Ausblick

Diese kurze Einführung in die Entstehungsgeschichte unserer Landschaft und das Aufzeigen einiger geologischer Besonderheiten, aus denen wir diese Geschichte rekonstruieren können, dürften vielleicht für viele Anstoss dazu sein, die Umge-

bung, in der wir leben, wieder etwas vermehrt und mit anderen Augen anzuschauen als bisher und das Geschaute wissend zu geniessen.

Dr. Hanspeter Funk

Literatur

- Bugmann, E. (1960): Die Eiszeit im Surbtal. «Badener Neujaersblätter» 1960.
- Burger, A.; Hofstetter-Frei, M.; Lüthi, S.; Meier, R.; Oettli, M. (1980): Johann Urban Frei – Der Gipsgrubenheiland. «Badener Neujaersblätter» 1980.
- Doppler, H. (1970): Museum Landvogteischloss. «Badener Neujaersblätter» 1970.
- Haberhosch, P. (1943): Baden und Umgebung – Ein geologisches Skizzenbuch. «Badener Kalender», Boner & Co. Baden.
- Hantke, R. (1967): Geologische Karte des Kantons Zürich. – Leemann, Zürich.
- Jäckli, H. (1961): Aktuelle Beziehungen der Quartärgeologie zum Bauwesen. Vierteljahresschrift der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich, 106/2.
- Oettli, M. (1974): Geologische Hinweise für Wanderlustige. «Badener Neujaersblätter» 1974.
- Oettli, M. (1978): Erdgeschichte des Gebietes um Wettingen. – In: Geschichte der Gemeinde Wettingen. – Baden Verlag, S. 493–611.
- Senftleben, G. (1923): Beiträge zur geologischen Erkenntnis der Westlägern und ihrer Umgebung. Dissertation Universität Zürich. – Peter, Pfäffikon (SZ).
- Senftleben, G. (1924): Geologische Karte der Westlägern, 1:10 000, mit Erläuterungen. – J. Flach, Männedorf.
- Suter, H.; Hantke, R. (1962): Geologie des Kantons Zürich – Leemann, Zürich.
- Zurbuchen, M. (1970): Ein vorgeschichtliches Feuerstein-Bergwerk an der Lägern im Schweizerischen Limmattal. – Festschrift für Hans Reinerth; Hegau Verlag, Singen am Hohentwiel.

Beim neuen Eingang des Badener Gewerbeschulhauses wurde ein eigentliches kleines Naturwunder plaziert, das allgemein Bewunderung hervorruft. Wie von Künstlerhand geschaffen zeigt sich ein Grifiten-Kalksteinblock mit filigranartigen, weitverzweigten Verästelungen von vollendeter Schönheit. Er stammt aus der untersten Liasschicht der Juraformation von Ehrendingen und ist ungefähr 135 Millionen Jahre alt. hr.



Besiedelung unserer Gegend

Die Menschheitsgeschichte begann vor rund 600 000 Jahren. Vor ungefähr 10 000 Jahren hatten sich Menschengruppen, die sich vom Ertrag der Jagd und des Sammelns ernährten, fast über die ganze Erde verbreitet.

Funde von Werkzeugen aus Stein und Kupfer, römische Münzen und Schmuckgegenstände und schliesslich schriftliche Nachrichten berechtigen zur Annahme, dass unser Gebiet zur jüngeren Steinzeit, zu Beginn der Bronzezeit, zur Keltenzeit und unter der Römerherrschaft und seit der alemannischen Zeit besiedelt war. Ob diese Siedelung ununterbrochen oder nur zeitweise bestand, lässt sich nicht nachweisen.

Höhensiedelung zur Steinzeit

Verschiedene Funde, die in Ehrendingen gemacht wurden, beweisen, dass unsere Gegend schon während der jüngeren Steinzeit besiedelt war. Als jüngere Steinzeit bezeichnet die Geschichtsforschung die Zeit von 3000 bis 1800 v. Chr. Der Name weist darauf hin, dass in dieser Zeit erst Steinwerkzeuge in Gebrauch waren. Das Museum von Baden besitzt ein Steinbeil, das 1895 in Oberehrendingen gefunden wurde. Auch das Antiquarium in Aarau hat verschiedene jungsteinzeitliche Funde aus Oberehrendingen.

Die Jungsteinzeit kannte nicht nur Pfahlbauten an Seen und Flüssen, sondern auch Höhensiedelungen. Eine solche muss auch bei uns bestanden haben. Stellen wir uns ein Dörflein vor mit runden oder eckigen Hütten, umgeben von einem abwehrfähigen Zaun von Schanzpfählen. Die Hütten bestanden aus Flechtwerk-wänden, die mit Lehm verdichtet waren. Die Bewohner dieses Dörfleins waren mit Tierfellen und rot, gelb oder blau gefärbten Leinenstoffen bekleidet. Die Erfindung des Flechtens und Webens hatte bereits zu einer Verbesserung der Bekleidung geführt. Anstelle des Jägertums waren die Viehzucht und der Ackerbau getreten. Die kleinen Äcker wurden mit einer Hacke aus Stein, Holz oder Hirschhorn bearbeitet. Später bediente man sich eines urtümlichen Stein- oder Holzpfluges.

Weizen, Gerste, Hirse, Bohnen, Linsen, Flachs wurden angepflanzt. Während in der älteren Steinzeit der Mensch seine Nahrung nur am Feuer braten oder rösten konnte, besass man in der Jungsteinzeit bereits allerhand Töpfe und Gefässe, die auch das Kochen ermöglichten. Auch Brot zu backen verstand man bereits.

Siedelung zur Bronzezeit

Ein in Oberrhendingen gefundenes Kupferbeil, das im Landesmuseum in Zürich zu sehen ist, berechtigt zur Annahme, dass unsere Höhensiedelung auch nach der Steinzeit weiterbestand. Um das Jahr 2000 v. Chr. brachten Handelsleute Kupfer ins Land. Nachdem es dann gelungen war, aus Kupfer und Zinn Bronze herzustellen, verbreitete sich dieses Metall, das härter und widerstandsfähiger war, rasch an den Mittelmeerküsten entlang und gelangte um 1800 v. Chr. durch das Rhonetal auch in unser Land. Handel und Gewerbe nahmen zur Bronzezeit, 1800 bis 800 v. Chr., einen gewaltigen Aufschwung. Mit der Hilfe neuer und besserer Werkzeuge war es möglich, den Wohnbau zu entwickeln, die Kleidung zu vervollkommen und den Ackerbau zu verfeinern.

Anstelle der Lehmhütten traten dauerhafte Blockbauten. Die Bauern verschafften sich bessere Werkzeuge und Waffen, Messer und Sicheln und Beile, Schwerter und Lanzen. Auch als Schmuck wurde die Bronze verwendet: Da gab es Spangen, Ringe, Armringe, Halsreifen, Broschen, Fibeln, Haarnadeln, Sicherheitsnadeln und Kettchen. Die Erfindung des Rades und des Wagens waren für den Verkehr eine bedeutende Bereicherung. Man baute zur Bronzezeit bereits Wagen mit Speichenrädern.

Aus den Gräbern der Bronzezeit können wir auch auf den religiösen Glauben unserer Vorfahren schliessen. Die Hügelgräber aus jener Zeit bergen meist allerlei Jenseitsgaben, die beweisen, dass man an ein Fortleben nach dem Tode glaubte: Schwerter, Dolche, Messer, Rasiermesser, Pinzetten. In Frauengräbern findet man auch Halsringe, Armringe, Fingerringe, kleine Messer, Nadeln und allerlei Schmuck. Auch Gefässe und Speisen wurden den Toten mitgegeben.

Bestand unsere Siedelung während der ganzen Bronzezeit, 1000 Jahre ununterbrochen? Wohl kaum. War unser Gebiet auch zur Eisenzeit, 800 bis 58 v. Chr., besiedelt? Eisenzeitliche Funde wurden in Ehrendingen bis jetzt keine gemacht. In dieser Zeit wechselte aber jedenfalls die Bevölkerung. Die Kelten, das führende Volk der Eisenzeit, müssen sich damals in unserem Lande angesiedelt haben. Seit dem Jahre 400 v. Chr. war der keltische Volksstamm der Helvetier bereits südlich des Rheines ansässig.

Aus der Rhein-Main-Donau-Gegend waren die Helvetier über den Rhein vorgedrungen und hatten das ganze schweizerische Mittelland zwischen Bodensee und Genf besetzt. Die eigenwillige Art der Kelten liess eine Staatenbildung nicht zu. Nur in der Zeit der Bedrängnis, der Wanderungen oder Kriegszüge wählten sie sich Könige auf kurze Zeit. Da die Helvetier in beständigem Kampfe gegen die nachdrängenden Germanen standen, befestigten sie ihre Dörfer und Gehöfte

und schlossen sich in Städten mit Mauern und Gräben zusammen. In der Nähe der Dörfer legten sie Rückzugsplätze mit Ringwällen an, sogenannte «Fluchtsstätten» oder «Fliehburgen» (Refugien). Das historisch bekannteste ist das Refugium Achenberg (Anhöhe westlich von Zurzach).

Die Helvetier waren ein kriegslustiges, unruhiges, aber dennoch kulturell hochstehendes Volk. Sie gliederten sich in vier Stämme oder Gaue. Ein einflussreicher Adel war Besitzer von Grund und Boden. Von ihm waren die übrigen Volksgenossen als Pächter, Knechte und Hörige abhängig. Neben dem Adel genossen das höchste Ansehen die Priester, Druiden (das heisst «Eichenkundige») genannt. In heiligen Eichenhainen brachten sie den Göttern Opfer dar: Früchte, Tiere, sogar Menschen. Sie waren zugleich Gelehrte, Ärzte und Zauberer. Durch die Römer haben wir ziemlich genaue Kunde von der Art, Sprache, Kultur und Religion der Helvetier. «Gott die Ehre erweisen, nichts Niedriges tun, Mannhaftigkeit üben» war eine keltische Lebensregel.

Die keltische Sprache beherrschte einst fast ganz Westeuropa. Sie hat sich bis heute bei den Basken in Spanien und Südfrankreich, bei den Bretonen in Nordfrankreich, im englischen Wales und andern Gebieten Englands, Schottlands und Irlands erhalten. Auch in der deutschen Sprache sind viele Ortsnamen unseres Landes keltischen Ursprungs. Vermutlich kommt auch der Ortsname «Ehrendingen» vom Keltischen her. Er lautete früher nämlich: «Aradingin». «Aran» bedeutet aber noch heute in der baskischen und britannokeltischen Sprache «Feld» oder «Tal». Damit wäre der Beweis erbracht, dass Ehrendingen zur Zeit der Helvetier ein Dorf war. Dieser Beweis wird dadurch erhärtet, dass hier verschiedene Funde aus der Römerzeit gemacht wurden.

Im Jahre 58 v. Chr. nämlich waren die Helvetier unter die Herrschaft der Römer geraten. Von Norden her von den Germanen und im Osten von den Rätiern bedrängt, hatten die Helvetier unter ihrem Feldherrn Divico nach Südfrankreich ausziehen wollen. Bei Genf aber hatte ihnen Julius Cäsar den Weg verlegt, sie dann bei Bibracte (Beuvray) besiegt und sie in ihr Land zurückgewiesen. Cäsar schrieb in seinem Kriegsbericht: Bei ihrem Auszug verbrannten die Helvetier 12 befestigte Städte (oppida) und 400 Dörfer, nachdem sie einige Jahre vorher so viel Getreide wie möglich gepflanzt hatten. Vermutlich wird auch Ehrendingen eines dieser Dörfer gewesen sein, die verbrannt worden waren und bei der Rückkehr der Helvetier wieder aufgebaut werden mussten.

Römische Funde in Oberehrendingen und Unterehrendingen, die schon in der «archäologischen Karte des Kantons Aargau» von Heierli erwähnt werden, bestärken diese Annahme. Mauerreste, die bei der Kapelle Unterehrendingen gefunden wurden, könnten im gleichen Sinne gedeutet werden. Als Besetzungs-

macht besaßen die römischen Truppen im Land herum ihre Heeresgarnisonen und überliessen den Landbau den Helvetiern. Eine Römerstrasse durchzog Ehrendingen von Baden aus nach Kaiserstuhl. Da sie aber im Strassenverzeichnis des Antonius nicht angegeben ist, muss es wohl nur eine Nebenstrasse gewesen sein. Helvetien mit der Hauptstadt Aventicum (Avenches) gehörte zunächst zur römischen Provinz Belgica (Belgien), die von Genf bis an die Nordsee reichte, seit dem Jahre 100 n. Chr. zur römischen Provinz Germania Superior (Obergermanien). Ihre Steuern, die nach genauer Vermögenseinschätzung erhoben wurden, mussten die Helvetier nach Trier entrichten.

Ehrendingen in der Alemannenzeit

Nochmals wechselte die Bevölkerung unserer Gegend, als die Alemannen um das Jahr 455 n. Chr. in Helvetien einbrachen. Die Alemannen waren ein Volk von kräftiger, aber rauher Art. Sie unterwarfen sich die Helvetier im Lande, enteigneten ihnen rücksichtslos Grund und Boden und liessen sie in Knechtschaft arbeiten. Die keltische und lateinische Sprache wich der deutschen. Nur in den befestigten Orten konnte sich die römisch-keltische Bevölkerung mit ihrer Kultur noch einige Zeit behaupten. Die Alemannen mieden die Enge der Städte und lebten lieber in offenen Dörfern, kleinen Weilern und Gehöften. Viele dieser kleinen Siedelungen haben sich später zu grösseren Ortschaften entwickelt. Aber die Endungen «-wil, -hofen, -husen, -ingen» erinnern noch heute daran, dass diese Orte ursprünglich Höfe und Weiler der Alemannen waren. Bestehende keltische und römische Ortsnamen machten die Alemannen sich mundgerecht. So wurde aus Aradingin Aeringen, Eretingen, Erendingen, Heredingen und Ehrendingen.

Die eingewanderten Alemannen verehrten als Herrn des Himmels und Gott des Sturms Wodan und dessen Gemahlin Freia, ferner den Kriegsgott Ziu und Donnar, den Gott des Gewitters. An diese Götter erinnern noch die Namen der Wochentage «Zischtig», «Donnerstag» und «Freitag». In heiligen Hainen und auf Berghöhen brachten die Alemannen ihren Göttern Opfer dar. Sie hatten heilige Zeiten und Feste, die mit den grossen Veränderungen der Natur zusammenhingen. So feierten sie das Ende des Winters (Fastnacht), das Frühlingsfest (Ostern) und das Erntefest.

Der freie, wohlhabende Alemanne liebte die Jagd und den Krieg. Die Besorgung des Viehstandes, des Ackerbaues und das Roden der Wälder wurde den Pächtern und Knechten überlassen. Das Volk war in Hundertschaften (Centenen)

eingeteilt. Es war dies ursprünglich eine Zahl von etwa 100 Familien, die zusammen eine Heeresabteilung ausmachten. Mehrere Hundertschaften bildeten einen Gau. Die Hundertschaft hatte als Vorsteher einen Hunno, der Gau einen Grafen, der ganze Stamm einen Herzog. Diese Vorsteher wurden in der Volksversammlung aus den vornehmen Geschlechtern gewählt. Zu welcher Hundertschaft Ehrendingen gehörte, ist schwierig festzustellen. Auf jeden Fall gehörte unser Alemannendorf zum Thurgau, der das Gebiet vom Bodensee bis an die Reuss umfasste. Der Ortsname Turgi bewahrt noch heute die Erinnerung daran. 860 wurde der westliche Teil des Thurgaus, in dem Ehrendingen lag, losgetrennt und bildete den Zürichgau. Ehrendingen gehörte nun zum Zürichgau. Unter dem Einfluss des Lehenswesens wandelte sich später das Amt des Gaugrafen mehr und mehr in ein erbliches Lehen um, wodurch die Grafen allmählich zu Landesherren wurden. Die Grafen pflegten sich nicht mehr nach Gauen, sondern nach ihren Burgen zu nennen. Nach dem «Liber Heremi» gehörte Aradingin im Jahre 982 bereits zur Grafschaft Baden im Aargau (in comitatu Baden in Argöwe). Nach einer Urkunde Kaiser Heinrichs III. aus dem Jahre 1040 indessen war immer noch die Rede von Baden im Zürichgau, ohne dass dabei Baden «Grafschaft» genannt wurde (Aradingin in Ciurichgowe).

Nach dem Aussterben der Grafen von Baden, ging Ehrendingen 1173 an die Grafen von Kiburg über, nach dem Aussterben der älteren Kiburgen 1263 an die Grafen von Habsburg, und mit dem Hause Habsburg kam es unter österreichische Herrschaft.

Nachdem das Christentum zur Römerzeit bereits in Helvetien Fuss gefasst hatte, brachten die Alemannen wieder das Heidentum ins Land. Darum blieb vor allem die Landbevölkerung zunächst noch heidnisch. Der Name für die Leute auf dem Lande und im Gau (pagus), die «Ländlichen», die «Gäuer» (pagani) bedeutete gleichviel wie «Heiden». Im Laufe des 7. Jahrhunderts verbreitete sich auch da der christliche Glaube. Das zweite alemännische Gesetzbuch «Lex Alimannorum», um 715 herum geschaffen, stellte bereits die Kirche an die Spitze und regelte bis ins einzelne ihre Rechte, den Bestand der Gotteshäuser, ihres Eigentums, die Sicherheit der Geistlichen. Der Bischof wurde dem Herzog gleichgestellt. Schon 100 Jahre früher war das Bistum Konstanz gegründet worden, das auf Schweizer Gebiet bis an die Aare reichte. Ehrendingen gehörte also dem Bistum Konstanz an. Darum befindet sich über der alten Pfarrhaustür das Wappen des Bistums Konstanz, das mit unserem heutigen Schweizer Wappen übereinstimmt. Ehrendingen gehörte bis zur Reformation zur Pfarrei Niederweningen. Doch bestand schon 1370 in Oberehrendingen eine Kapelle zu Ehren des heiligen Blasius. 1370 wird auch für Unterehrendingen eine bereits bestehende Kapelle erwähnt.

Nach der Überlieferung soll in Unterehrendingen seit dem 12. Jahrhundert auch eine Judenniederlassung bestanden haben, die zur Pestzeit 1349 niedergebrannt worden ist. Der Flurname «Brühl», der immer an eine Brandstätte erinnert, könnte eine Bestätigung dafür sein.

Die ersten Ehrenderinger Namen, die wir aus Urkunden erfahren, sind: 1261 Arnoldus, ein Amtsweibel, 1624 Uolrich von Heredingen und 1287 ein Magister Johannes, der erste Lehrer und erste Pfarrer von Regensberg. 1282 tauchen die ersten Geschlechtsnamen auf: Cuonrat Rechinger und Cuonrat Tuggener ze Eretinge. Im Jahr 1290, ungefähr zur Zeit, als die Eidgenossenschaft gegründet wurde, wird bereits das Bestehen einer Mühle in Unterehrendingen bestätigt, die Cuonrat der Müllner besass.

Josef Huwylser, Pfarrer

Geschichte der Waagmühle in Unterehrendingen

Hans Gygers Zürcher Kantonskarte aus dem Jahre 1667 wäre zwar kein sicherer Reiseführer. Aber wir finden in ihr doch wertvolle Angaben über die Lage der Ortschaften, den Verlauf der Flüsse, Bäche und Strassen und über die Bezeichnung der Wälder und Fluren. Die «Müllli im Waag» war damals schon von Baden her über «Ober Erendingen – Unter Erendingen» zu erreichen. Unter Erendingen war durch Strassen auch mit Freyenwyl, Husen und Lengauw verbunden und auf der andern Seite mit der Murtzelen Mülli, Hünicken (Unterschneisingen) und Nieder Wenningen. Über den Wenninger Steig führte der alte Kirchweg («Römerstrasse») von Unterehrendingen über die Chilpen nach Niederwenningen. Gygers Karte vermerkte auch die noch heute zum Teil bestehenden Wälder: das Schladholtz, den Hasel und das Birchholtz. Als Bäche sind ausser der Surb auch das Goldbächlein und der Hünickerbach verzeichnet. Als Flurbezeichnungen finden wir Waldbrunnen, Klingenbrunnen und Oberest Brunnen, den Bürgerenacher, die Sandgrub, die unsre Weingärten, den Kriegshag, die Haselrüti, das Tüfelsloch (das tüfe Loch), die Birchrüti, das Boll und das Ribetsboll.

Der Ortsname Tiefenwaag bezeichnet die Lage der Mühle am Surbbach. Wag oder Waag ist nach Ansicht des Ortsnamenforschers Paul Oertli «ein ruhig fließendes Wasser; der Name scheint bei uns aber auch für das Gegenteil, einen Wasserstrudel, stehen zu können». Die Flurnamen mit Waag an Bächen und Flüssen weisen darauf hin, dass das Wasser an dieser Stelle rascher zu fließen beginnt. Der Name hängt zusammen mit einem Wechsel des Gefälles, wo das Wasser einerseits fast stillsteht, andererseits sich wieder «bewegt». Die Sprachforschung weist hin auf den Zusammenhang von Waage und sich bewegen, Weg, Wagen, Woge, Wiege, wägen, wiegen usw. Dort, wo das Wasser grösseres Gefälle bekommt, ist der geeignete Ort für eine Wassermühle gewesen.

Das Wort «Mühle» ist lateinischen Ursprungs. Es kommt vom lateinischen «Molae» und bezeichnet zunächst die «Mühlsteine», später dann die Mühle selbst. Aus dem Ausdruck «Molae» bildeten sich dann die Wörter «Molina» und «Molendinum» als Bezeichnungen für Mühle. Was aus der Mühle herauskam, nannte man «Emolumentum» (= Ausgemahlenes). Dieses Wort bekam aber allgemein den Sinn «Vorteil, Nutzen, Gewinn». Vielleicht dachte man dabei an das einträgliche Gewerbe der Müller. Tatsächlich wurden die Müller meist als «bessere Leute» angesehen und darum auch viel beneidet.

Die Mühle in der Tiefenwaag ist älter als die Eidgenossenschaft. Aus verschiedenen Urkunden lässt sich nachweisen, dass bereits im Jahre 1278 eine Mühle in der Tiefenwaag bestand. Eine lateinische Urkunde des Klosters Wettingen vom 10. Januar 1278 berichtet, das Gotteshaus habe gegen Entrichtung eines Erb-

schatzes Güter zu Erendingen verliehen. Eines dieser Güter bekam Chuonradus de Erendingen, «dictus apud Ripam» (genannt am Bach).

Eine zweite Wettinger Urkunde vom 29. Oktober 1282 nennt diesen Chuonradus auch mit dem Geschlechtsnamen: Chuonradus Rechinger. Eine dritte Urkunde aus dem gleichen Jahr spricht von «Heinricus et Conradus dieti Rachinger in Nider Heredingen» (Heinrich und Konrad genannt die Rachinger in Nider Heredingen). Das Badener Jahrzeitbuch, das Eintragungen von ungefähr 1260 bis 1490 enthält, erwähnt unter dem 7. Juli eine Jahrzeitstiftung des Cuonrat Rekkinger von Eradingen. Dass dieser Konrad Rechinger am Bach wirklich Müller war, bezeugt schliesslich eine Wettinger Urkunde vom 17. März 1290. Da wird nämlich dieser Kuonrat «der Müller» genannt. Da es bis in die Neuzeit zu Unterehendingen keine andere Mühle gab als die in der Tiefenwaag, kann mit dem Bach nur die Surb gemeint sein und mit der Mühle eben nur die Waagmühle.

Am Waldrand des Schladholzes an der Surb werden wir die Gebäude der Waagmühle leicht finden können. Die Strasse von Baden her mündet ja nicht weit daneben in die Surbtalstrasse ein. Schon die alte Surb führte an der Waagmühle vorbei.

Laut Urkunde vom 29. Oktober 1282 hatte Chuonradus Rechinger seinem Grundherrn «jährlich 4 Mütt Weizen, 4 Mütt Roggen, 2 Malter Hafer, 1 Mütt Gerste und 2 Schweine im Werte von 14 Schillingen» als Bodenzins zu entrichten. («Singulis annis Quatuor modios tritici, Quatuor modios siliginis, Duo maltera avene, Unum modium leguminis et Duos porcos valentes Quaruordecim solidos denariorum.») Ein Mütt Korn betrug 82,8 Liter oder 115 Pfund, ein Malter oder 4 Mütt also 460 Pfund. Daneben hatte dieser Müller Konrad Rechinger seit 1290 auch noch von einem «Vogteiga», das er bebaute, «6 Viertel kernen eins von rechter eigenschaft» als Grundzins zu zahlen. Da er Müller war, hatte er wohl diese Getreidemenge gemahlen abzuliefern. So verlangte es von ihm der allgemeine Brauch.

Auf den Wohlstand und die geistige Aufgeschlossenheit jenes Müllers Konrad Rechinger dürfen wir schliessen, weil er zwei Söhne als Pfarrer und Lehrer ausbilden liess. Im Kirchenstreit zwischen der Pfarrei Höngg und der Kapelle Regensdorf wird in einer Urkunde vom 1. Mai 1280 als Sohn des Cuonrat von Heredingen ein Cuonrat genannt, der «Leutpriester und Schulmeister» von Nider Regensdorf war. Der zweite Sohn dieses Müllers war der Leutpriester und Schulmeister von Regensberg, Johannes de Eredingen. Sein Name kommt in den Regensberger Urkunden zwischen 1287 und 1323 öfters vor (Urkundenbuch der Stadt Zürich, UBZ V. Nrn. 1978, 2002, VIII. Nr. 2902).

Für Ehrendingen bedeutet die Waagmühle das älteste Gewerbe. Durch den Einfluss der Klöster hatten die Alemannen den intensiven Getreidebau kennengelernt. Anfänglich wurde das Getreide daheim mit der Handmühle gemahlen. Meistens besorgten die Frauen diese Arbeit.

Noch im 8. Jahrhundert begnügte sich sogar das grosse Kloster St. Gallen mit Handmühlen. Als aber der Bedarf an Mehl immer grösser wurde, begann man, das Getreide gewerbemässig zu mahlen. Man lernte die Kraft der Tiere, besonders der Esel und Rosse, zum Antrieb der Mühlewerke zu verwenden und sich die Kraft des fallenden Wassers dienstbar zu machen. Solche Mühlewerke zu bauen vermochte aber nur, wer reich genug war. Die Mühlen wurden darum gewöhnlich von den Grundherren gebaut und blieben auch deren Eigentum. Und weil die Mühlen in Verbindung mit dem Wasser standen, über welches diese Grundbesitzer verfügten, wurden sie «gebannt», das heisst, sie mussten von den Untertanen zwangsweise gegen Abgaben benützt werden. Die Handmühlen wurden verboten. Wer den Mühlebann verletzte, konnte seine ganze Mehlfuhr verlieren, musste aber jedenfalls dem Müller die Molter, das heisst die Mahlgebühr, und dem Grundherrn eine Geldentschädigung leisten. Bei Fehden wurden immer zuallererst die Mühlen des Gegners gesperrt. Dann mussten wieder Ross- und Eselmühlen aushelfen. Ja sogar die Handmühlen kamen wieder zu Ehren. Die Mühlen gehören auf jeden Fall zu den Ehehaften (*Res perpetuae*) oder zu den ewigen Rechten, «welche haften, verbleiben und nitt sollen verendetet werden» (Wettinger Mülherecht).

Viele Mühlen gingen in den Besitz der Klöster über, weil diese den Getreidebau am meisten förderten. So besass das Gotteshaus Wettingen ausser der Waagmühle auch die Mühlen in Mellingen (1253), in Dietikon (1351), in Obrendorf (1372), die Voglower Mülin bei Dietikon (1410, 1578), die Bremgartener Müli auf der Rüssbruggen (1573) und die Mühlen zu Oettlikon und Würenlos. Jedes Kloster war auf eine Mühle angewiesen. Um die Klosterhöfe herum lagen darum nicht nur Webstuben, Walkhütten, Schustereien, Schmieden, Schreinereien, sondern immer auch eine Mühle und eine Backstube. Für die meisten dieser Werkstätten konnte die Wasserkraft benützt werden. Nach dem Muster der Klostermühle wurden auch bei andern Wassermühlen allerlei Werkstätten eingerichtet: Stampfen, Brech- und Steinmühlen, Bein- und Knochenmühlen, Reiben- oder Ölmühlen, Holzmühlen oder Sägereien, Schmiedewerkstätten usw. Zur Untermühle in Dietikon z. B. gehörten «Schür, Baumgarten, Spicher, Schopf, Trotten, Hanfpünten, eine Sagen, item Ribi und ein Weissmülli sampt dem Strampf». Aus solchen Mühlebetrieben sind die Geschlechter der Brechmüller, Sägmüller, Steinmüller, Walker, Oehler und Stampfli hervorgegangen.

In der Tiefenwaag war neben der Kornmühle noch eine Brechmühle, in der Gipsstein zu Dünger vermahlen wurde. Die Waagmühle beschäftigte auch verschiedene Handwerker, wie z.B. Weber, Wannmacher, Riterenmacher, Kübler usw. Denn in der Mühle brauchte man für das Getreide Säcke, Wann, Siebe (Riteren), Kübel und dergleichen.

Wo die Mühlen nicht Grundherren gehörten, waren sie gemeindeeigen. Sie wurden als «öffentliche Häuser» (Casae publicae) betrachtet. Auch wenn sie auf Fronhöfen standen, waren sie der allgemeinen Benützung zugänglich, Sie wurden geschützt durch den «Mühlfrieden». Danach wurde die Entwendung von Mahlgeräten durch strengste Strafen geahndet. Das Mühlrecht des Klosters Wettingen bestimmte im Jahre 1486: «Es ist ein Mühli undt ein Schmidträcht / do sol man maniglich lossen zuefahren / aber Niemand zwingen / undt wan die Zinss-Buren rölen ihr Korn / muos mans umb den Sprüwer thuon.»

Die Waagmühle, aus der ums Jahr 1280 zwei Geistliche hervorgegangen sind, bestand sicher ununterbrochen weiter das ganze 14. und 15. Jahrhundert hindurch, auch wenn in den Urkunden nur gelegentlich wieder Namen von Müllern zu treffen sind. Die Güter des Klosters Wettingen in Unterehdingen mehrten sich von 1300 an beständig. 1321 regelte das Gotteshaus in einem gütlichen Vertrag die Marken (Grenzen) zwischen Wettingen, Baden, Ober und Nider Heredingen (Superiore et inferiore Heredingen). Im Jahr darauf wurde dieser Vertrag von Erzherzog Leopold von Österreich feierlich bestätigt. Ihm schloss sich auch das Domstift von Konstanz an, das in Eredingen ebenfalls Güter besass. Im Urbar oder Güterverzeichnis des Klosters Einsiedeln vom Jahre 1331 werden ebenfalls eine Reihe von Gütern zu Unterehdingen aufgezählt. So bezahlte damals Wernher am Brüele von Nidern Eredingen dem Stift Einsiedeln Bodenzins, ebenso Mechthild Langin ze Nidern Eredingen und der Mülner im Hasle (Niederweningen). 1372 erwarb das Gotteshaus Wettingen «das Buol guot zu Nidren Heredingen mit ackern, mit wisen / mit holtz miz veld / mit wunne mit weid / mit stegen mit wegen / mit allem dem recht so darzu gehört».

Nach einer Urkunde im Pfarrarchiv aus dem Jahre 1462 erwarb «Hans Müller, alter Schulthes ze Baden» von «Rudolff Langeröchen kirchher zu Rumishorn (Romanshorn), Hans Langeröchen, Burger zu Baden und Margrethen Wagin jr Swester ein jährlich gült ab zwein gütlin ze nider äredingen, dero eins genempt war des Melchers gütli, das ander wäre genempt das Brandgütli. Buwte (bebaute) Klein Hans Meyer von Aeredingen. Zu dem hätten sie jm ze koffend geben drythalb viertel kernen Haffer von und ab dem Brüelhof ze nider Aeredingen». Auch dieses Gut bebaute Klein Hans Meyer von Nideraeredingen. Alle

drei Höfe, das Melchersgüetli, Brandgüetli und das Brüelgüetli, wurden also vom gleichen Kleinhans Meyer bewirtschaftet. Zählten die Müller auch zu den reichsten Leuten, so ist dennoch kaum anzunehmen, dass es sich bei diesem Kleinhans Meyer um den Waagmüller handelte. Denn die Waagmühle scheint nach einer ersten Blütezeit um das Jahr 1330 dann für längere Zeit ziemlich bedeutungslos gewesen zu sein. Aus diesem Grund war von ihr in den Urkunden nicht mehr die Rede. Diese Annahme wird bestätigt durch einen «Abschied» der Tagsatzung von Baden vom 17. Juni 1515:

«Der Vogt von Baden hat eine alte Mühlehofstatt zu Ehrendingen einem um 4 Mütt Kernen zu Erblehen geliehen. Nun behauptet aber das Kloster Wettingen, diese Mühlehofstatt stehe auf Gotteshausgrund und bringt einige Kundschaft dafür. Daher soll jeder Bote heimbringen, ob der Zins zu unseren Händen genommen oder dem Gotteshaus belassen werden soll.» Dass die Waagmühle ihre Bedeutung stark verloren hatte, lag wohl daran, dass sie ziemlich abgelegen war und in der Umgebung noch andere Mühlen bestanden, wie z. B. die Mühle «im Ror zu Lengnauw» und die «Haselmüllli in der Murtzelen zu Niederweningen» (heute Bucher-Guyer, Fabrik für landwirtschaftliche Maschinen). Dazu kamen noch die fünf Mühlen zu Baden, die obere, mittlere, niedere und niederste Mühle und die Schadenmühle, die alle schon im 14. Jahrhundert bestanden. Immerhin hatte die Waagmühle sich neben diesen Konkurrenten zu behaupten vermocht.

Wie wir einem Reversbrief des Klosters Wettingen vom 7. Dezember 1564 entnehmen können, waren alle Besitzungen dieses Gotteshauses zu Unterehrendingen im Grünenfelderhof vereinigt. Diesen Hof bebauten 1564 «Hannes und Jakob Grünenfelder und Fridli Grünenfelder sampt geprüderen». Der Hof bestand in «5 Hüsern, Hoffstätten, Spichern, Schüren, Boum und Kruttgärten» und erstreckte sich über 26½ Manmad, 129 Jucharten und 9 Vierling Äcker und Felder. Das macht umgerechnet 155 Jucharten Land aus. Der jährliche Bodenzins, den die Grünenfelder dem Kloster Wettingen für diesen Hof gemeinsam zu entrichten hatten, betrug: «Dryzechen (13) Mütt kernen, ein Malter haber, drü hüner, ein hundert eyer und sechszechen (16) Schilling, Zürcher Mäss und Wärung.» «Hans Mäder, der Müller, bezallt von wegen der Wurwyssen (Wuhrwiese) sieben Viertel kernen, wellichen zins unsere Leechenlüth inzüchen sollen.» Gemessen am Grünenfelderhof, der 13 Mütt Weizen, 4 Mütt Hafer, drei Hühner und 100 Eier leisten musste, bezahlt also der Müller bloss 1¼ Mütt Weizen, also rund den 10. Teil von dem, was die Grünenfelder zu entrichten hatten. Es handelt sich dabei aber nur um den Bodenzins für die Wuhrwiese. Sicher hatte dieser Müller noch andere Güter zu Lehen, und auch von der Mühle hatte er den Lehenzins

zu bezahlen. Auf jeden Fall hatte er ausser dem Gotteshaus Wettingen auch dem Landvogt zu Baden und der Grünenfelder-Familie Zins zu entrichten. Das erfahren wir aus einem Schuldbrief vom 22. August 1573: «Wir nachbenante Hans Mäder, Müller, im Teuffenwag, Hauptgült etc. bekenne von Frauw Ursula Oswaldin, weiland H. Hartman Härtlis zu Baden Witfrauw, empfangen habe 200 R. (rheinische Gulden) von und ab min des Hauptgülden Müli im Teuffenwag mit allen ihren darzugehörigen gücteren. Ghot darab 4 Müt Kerne einem Landvogt zu Baden, 7 Viertel Kerne dem Grünenfelder zu Ehrendingen und 1 Müt Kerne Hanss Zimmermann zu Ehrendingen alles Bodenzins. Geben Sambstag vor Bartolomaj 1573» (Aarg. Staatsarchiv Aarau Nr. 3494).

Nach dem Ehrendinger Jahrzeitbuch war die Frau dieses Müllers Hans Mäder eine Verena Grünenfelderin. Durch das wohlhabende Geschlecht der Grünenfelder gelangte also wohl die Waagmühle wieder zu Wohlstand und Ansehen. Als Söhne des Hans Mäder und der Verena Grünenfelderin erwähnt das Jahrzeitbuch Fridli, Steffan, Jakob und Hans. Auf den ältesten Sohn Fridli Mäder dürften die Anfangsbuchstaben F.M. und die Jahrzahl 1591 hinweisen, die über dem untern Eingang zur Mühle zu finden waren. Aus dieser Familie Mäder ging auch der erste Unterehrender Schulmeister Joggli Mäder hervor. Das Jahrzeitbuch enthält seinen Namen ohne irgendeine Jahrzahl. Auf der letzten Seite des Jahrzeitbuches lesen wir indessen: «Den Schulmeister betreffend: So solle der Schulmeister alle Mittwuchen undt Freytag wie auch an denen Quatember in dem Winter mit denen Schulkinderen in die Mess gehn. Also ist es abgerett undt bekräftiget worden von dem 16. Nov. 1721.» Beide Eintragungen zeigen die gleiche Handschrift. Es handelt sich also um den gleichen Schulmeister, und es steht fest, dass dieser Schulmeister Joggli Mäder um 1721 Lehrer war.

Am besten ging die Mühle dann unter Fridli Mädere Nachfolger Hans Müller, der seinem Namen wirklich Ehre machte. Er konnte nicht nur seine Lehengüter wesentlich vermehren, sondern auch die Mühle umbauen und erweitern. Sein Wappen und das seiner beiden Ehefrauen wie auch ihre Anfangsbuchstaben zierten den Hauseingang der Waagmühle. Die Buchstaben HM bedeuten Hans Müller, MB Maria Buolin und CW Catharina Widerkerin. Das Bruderschaftsbuch der Ehrender Rosenkranzbruderschaft enthält über ihn und seine beiden Ehefrauen folgende Eintragung: «Hans Müller, der Kilchmeyer und Wirt zu Under-Ehrendingen, Maria Buolin sein Hussfrauw, auch ihr Sun Heinrich Zimmerman, der Zeit Wirt, Anna Frey sein Hussfrauw, Catharina Widerkerin, war auch Hans Müllers obgenants Kilchmeyers Hussfrauw.» (S. 28)

Zur Zeit dieser Eintragung im Bruderschaftsbuch, 1635, war Hans Müllers erste Frau, Maria Buolin, bereits verstorben. Wirt auf dem «Engel», der einzigen

men hinzu «von Keyserstuol aus Tengen». Nach dem Ehrendinger Taufbuch war er zuerst verheiratet mit Anna Müllerin (gestorben um 1665) und von 1667 an mit Anna Zimmermanin. Es muss daraus geschlossen werden, dass Hans Heinrich Müller nicht ein Sohn seines Vorgängers, sondern sein Schwiegersohn war. Das Taufbuch nennt als seine Kinder aus erster Ehe: Franz und Catharina, und aus zweiter Ehe: Hans Heinrich, Verena und Maria Anna. Wie sein Schwiegervater scheint auch er ein überaus wohlthätiger Mann gewesen zu sein. Mindestens 24mal musste er in Ehrendingen Taufpate stehen. Er war offenbar ein freigäbiger Pate und mochte auch sonst eine offene Hand gehabt haben. Er ging dabei aber wohl zu weit, so dass sein anfänglicher Wohlstand sich wieder verlor. So sah sich Hans Heinrich Müller am 5. Juli 1673 gezwungen, vom reformierten Pfarrer zu Schaffhausen, Herrn Balthasar Pfister, Geld aufzunehmen: «Ich Hans Heinrich Müller auss Teuffenwaag in der Graaffschafft Baden gelegen Bekenn und Thuen Kundt für Mich, Meine Erben und Nachkommen menigkliche mit diser Obligation, dass Ich von Herren Balthassar Pfister, Pfarrherren zu Schaffhausen zu Abwendung meines Schadens und Befürderung Nutzens an paarem Geld eingenommen hab Gäntzlichen vier und achzig Gulden, jeder derselben zu drithalb Pfundt halber gerechnet guetet, genauer der Graaffschafft Baden Müntz und Wehrung etc» (Archiv Aarau, Wettinger Akten, Reg. 3494).

Auch seine Lehengüter waren auf den vierten Teil zusammengeschrumpft. Bei der Güterbereinigung des Klosters Wettingen im Jahre 1677 waren Hans Heinrich Müller oder vielmehr seinen Erben nur noch kleine und wertlose Güter geblieben. «Hans Heinrich Müller seel. Erben geben jährlich Kernen zwey und ein halb viertel / Haabet ein viertel / Eyer sechse / Gelt zween Schilling von und ab drey Vierling Matten in der Grosswiss / item ein halben Tauwen im Klonaff (Klonhof), das Schlüsselkörbli genant / in der Zelg zum Stein ein Jucharten im Grossakher, drey Vierling auff Blatten / item ein Jucharten Akher in dem Rip-petsboll / in der Zelg zum Legeren ein Jucharten ob dem Grepp und ein Jucharten im Grossakher.»

In der gleichen Bereinigung von 1677 wird als neuer Müller Andres Widerkehr genannt. «Der Müller im Teufenwaag zinsset jährlich drey Viertel anderhalben Vierling sechs und ein halb Immi Kernen und drey Vierling Haaber von und ab der Wuohrwiss / ist ein Tauwen gross / ligt zwüschen beyden Surben, der neuen und der alten / stost an Kayerstuohler Landstrass.» Andres Widerkehr und seine Ehefrau Maria Kochin sind die Stammeltern aller Ehrendinger Wiederkehr-Geschlechter. Bevor Andres Widerkehr die Waagmühle übernahm, hatte er als Lehen die untere Mühle zu Dietikon. Nach den Dietikoner Pfarrbüchern wurde er am 29. Mai 1672 mit Maria Kochin von Waltenschwil getraut. Die äl-

testen zwei Kinder Melchior und Maria Barbara wurden noch in Dietikon getauft. Bei der Taufe Melchiors ist vermerkt: «Erstgeborener des Andreae Wyderker des Undermüllers alhir und der Mariae Koch aus Waltenschwyl in Freyen Aempteren.» Schon Andresens Vater Caspar Widerker wurde als Müller in der unteren Mühle bezeichnet, und sein Grossvater Christophorus Widerker war zugleich Kirchenvogt (Praefectus parochiae) von Dietikon.

Andres Widerkehr war ein erfahrener, geschäftstüchtiger und finanzkräftiger Müller. Die Waagmühle brauchte einen solchen. Mit kluger Umsicht verstand es Andres Widerkehr, den Ertrag aus seiner Mühle zu mehren. So konnte er nach 20 Jahren, 1695, in der Nähe der Kapelle (an der Oberdorfstrasse) zu Unterehrendingen sich ein habliches Haus bauen, an dem er sein Wappen und das seiner Frau anbringen liess. Die schöne Stube mit dem Renaissancegetäfer wird heute noch bewundert. Heutiger Besitzer und Bewohner dieses stolzen Hauses ist die Familie Keller.

Zwölf Jahre später, 1707, konnte er sich noch einmal an der anderen Strassenseite (Brunnengasse) ein neues Haus leisten. Dieses ist heute im Besitz der Familie Johann Suter.

Auch dort finden sich wieder die gleichen Wappen der Widerkehr und Koch. Wir staunen, wenn wir dabei aus den Taufbüchern erfahren, dass Andres Widerkehr und seine Gemahlin Maria Koch 13 Kinder hatten. Die Waagmühle blieb nun längere Zeit im Besitz dieser Widerkehr. Während der älteste Sohn Melchior und sein Bruder Jakob die beiden Häuser im Dorf bewohnten, übernahm nach dem Tode des Vaters Bernhard die Waagmühle. Wie schon zwei seiner Vorgänger hatte auch Bernhard Widerkehr zwei Ehefrauen. Die erste, Bernharda Frey von Oberehrendingen, verlor er am 29. Mai 1729. Am 21. November heiratete er dann Maria Seilerin von Wohlenschwil. Als der Landvogt zu Baden 1723 sein Urbar über die Güter zu Ehrendingen und der Tiefenwaag erneuerte, war bereits Bernhard Widerkehr Müller zu «Tieffenwog». Von seinen Gütern in der Grosswys, in der Auw und der Tellewys hatte er dem Schloss Baden alljährlich den Heuzehnten und einem jeweiligen Untervogt zu Ehrendingen den Emdzehnten zu entrichten. Dem Domstift zu Konstanz hatte Bernhard Widerkehr 1733 einen Zürich-Batzen «Heuw-Zehntgelt zu bezahlen von einem Vierling, das Wisli genannt, und zwey Zürich-Batzen von einer halben Thauwen Baumgarten» bei der Scheune («Urbarium Niderweningen de 1733», «Ehrendingische Zehends-Renovation de anno 1733»).

Nach dem Tode Bernhard Widerkehrs (geboren 1685, gestorben 1749) betrieben seine beiden Söhne Hans Widerkehr (geboren 1715, gestorben 1789) und Andres Widerkehr (geboren 1717, gestorben 1781) die Mühle weiter. Es scheint,

dass die Gebrüder Widerkehr gelegentlich auch Müllerknechte einstellten. Im Totenregister lesen wir die lateinische Bemerkung: «1758 am 30. November verschied fromm im Herrn der Fremdling Franz Xaver König, Müller, von Schönenberg, Schwaben, indem er im Armenwagen seine Seele aushauchte.»

Wer die verrusste Stubendecke der Waagmühle genau betrachtete, erblickte auf dem Mittelfeld des Getäfers unter dem dunklen Firnis ein gemaltes Wappen mit dem halben Mühlerad und dabei die Buchstaben HIBM und die Jahrzahl 1764. Auf das Müllergeschlecht der Widerkehr können sich diese Buchstaben kaum beziehen. Weder aus dem Taufbuch noch aus dem Ehebuch und auch nicht aus dem Totenbuch und Jahrzeitenbuch lassen sich Leute ausfindig machen, auf die diese Buchstaben passen würden. Sind die Buchstaben vielleicht als Müllerspruch auszulegen? Den Geschichtsforschern ist damit noch ein Rätsel aufgegeben.

Im Einsiedler Urbar, das 1749 und 1789 erneuert wurde, sind als Müller in der Waag Bernhard und sein Sohn Johannes Widerkehr genannt: «Johannes Widerkehr als Trager, zuvor Bernhart Widerkehr von der Tieffenwog zinset jährlich auff Martini laut altem urbar Gelt 2 B (Batzen), für ein Huen gelt 10 B, thuet 12 Lucerner B, von und ab einem Gueth, genanth der hindere Schlattacher, ist drei Jucharten in einem Infang, stost oben an das Unterehrendinger Schlattholz, nebet an die Gass gegen Murtzlen, unten an die Riedwisen, dadurch die Surb lauft» (S. 59).

Nach den Gebrüdern Hans und Andreas Widerkehr waren vorübergehend Wolfgang Villiger (gestorben 1789) und sein Sohn Johannes Villiger (gestorben 1797) auf der Waagmühle. Von ihnen heisst es in einem alten Bericht: «Sie haben nicht sonderlich gut gewirtschaftet.» Das Tragerbuch des Spitalamtes Baden nennt 1793 als Müller Jakob Meyer und als Landbesitzer am Mühleweg und an der Surb Johannes Wiederkehr (wohl Sohn von Andreas), Johannes Meyer, den Ritterenmacher (Siebmacher), Johannes Meyer, den Wannemacher und Wolfgang Villigers Erben. Auch Jakob Meyer behielt die Mühle nicht lange.

«Anno 1811», berichtet der spätere Pfarrer Keller von Schneisingen, «wurde die Mühle, freilich in üblen Zustande, gekauft von Jakob Schmid aus Oberehrendingen um die Summe von 14200 Zürich-Gulden, nebst folgenden Realitäten: zwei Jucharten Umgelände, vier Tauen Matten, genannt Grosswies, anderthalben Tauch Matten, genannt Wuhrwies, drei Jucharten Acker im Schlad, zwei Jucharten Acker, genannt Lochacker, einer Jucharte Acker bei der Mühle, samt oberer Gipsmühle und einer Juchart Land dazu. Also in Summa sehr wohlfrei im Verhältnis zu jetzt! Desungeachtet habe es geheissen: der Jakob Schmid werde mit seinen Kindern auf dem Mühlegewerbe nicht bestehen können und sicher wie sein Vorgänger innert zwei Jahren verlumpen. Er könne ja kaum seine Na-

mensunterschrift schreiben, und von seinen fünf Buben schreibe keiner noch eine Silbe, von den Meitlenen nicht einmal zu reden. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt, und mit Glück und Gottes Segen ist der Jakob Schmid gut bestanden, und seine Nachkommen noch besser. Gegenwärtig, 1868, und schon seit Jahren geht das Geschäft, namentlich mit der Gipsmühle, grossartig, und die ganze Einrichtung ist kunstreich. Gemeinderat Leonz Schmid erwarb sich zum ganzen Gewerbe beiläufig 84 Jucharten Land, namentlich Ackerland, Wiesland, Holz und Rebland, nebst neuer Gipsmühle.»

Aus dem Geschlechte der Schmid waren vier Generationen Müller in der Waag: Johann Jakob Schmid-Steigmeier (geboren 1757, gestorben 1836), Jakob Leonz Schmid-Wiederkehr (1794–1872), Jakob Leonz Schmid, Gemeinderat, der dreimal verheiratet war und 16 Kinder hatte (1820–1881), und Edmund Schmid-Frei (1848–1903).

Aus den Gemeindeprotokollen von Unterehrendingen erfahren wir: An die Besoldung eines Hilfsgeistlichen bezahlte der Müller Jakob Schmid 1816: 3 Franken und 2 Batzen. Er war damit der höchste Steuerzahler, während sein Vorgänger, der Müller Jakob Meyer, mit 3 Batzen wegkam (Gemeindeprotokoll Seite 7). Das Ansassengeld für Jakob Schmid betrug 1836 6 Franken, für seinen Sohn Jakob Leonz Schmid, Müller, 24 Franken und für Bernhard Schmid 14 Franken (Gemeindeprotokoll Seite 59). Im Jahre 1846 mussten die Marken (Grenzen) gegenüber dem Grundbesitz des Müllers Jakob Leonz Schmid erneuert werden (Gemeindeprotokoll Seite 198). 1858 stellte Jakob Leonz Schmid, Waagmüller, das Gesuch, unweit der Tiefenwaag eine Quelle fassen und bei der Mühle einen Brunnen errichten zu dürfen (Seite 77). Die Unterehrender Stimmregister von 1863 bis 1876 führten eine ganze Reihe von Müllern auf: Jakob Leonz Schmid, Vater, Jakob Leonz Schmid, Sohn, Johann Schmid, Sohn, Josef Schmid, Sohn, der 1863 nach Oberehrendingen zog, Edmund Schmid, Enkel, Johann Meyer, Aufenthalter, als Gipsmüller Bernhard Schmid (geboren 1806) und Johann Suter (geboren 1827) und als Mühlemacher Johann Suter (geboren 1816). Nach der Überlieferung war es das Geschlecht der Schmid, das zum ersten Mal die Gipssteinlager an der Lägern abdeckte und die Gipsindustrie einführte. Diese Schmid wandelten die Getreidemühle in der Waag in eine Gipsmühle um und bauten daneben eine zweite Gipsmühle. Die Familie Wiederkehr, Waagheir, errichtete dann am linken Ufer der Surb eine dritte Gipsmühle. Eine vierte war in der alten «Oehle», am Weg zum Klonhof, im Betrieb. In Oberehrendingen entstanden ebenfalls zwei Gipsmühlen, die eine hinter dem Doppelhaus der Familie Frey, Segelburen; sie wurde vom Wasser aus dem Haselweiher betrieben. Die andere wurde von Fidel Schmid erbaut und stand hinter der neuen

Schmiede in der Niedermatt am Gipsbach. In diesen Mühlen wurde das Gipsstein zu Dünggips und Baugips verarbeitet.

Zur Winterzeit beförderten Handschlitten das Rohmaterial zu den einzelnen Gipsmühlen. Da ein Teil der Gipssteinbrüche in den Oberehrender Gemeindewiesen lag, hatte die Gemeindekasse von Oberehrendingen während Jahren gute Einnahmen. Als schliesslich eine grosse Gips- und Zementfabrik in der Nähe der Gipssteinvorkommen entstand, mussten die kleinen Gipsmühlen ihren Betrieb einstellen. Nur die Waagmühle behauptete sich weiter und überlebte die Zementfabrik. 1910 übernahm Johann Widmer-Willi von Schneisingen (geboren 1858, gestorben 1942) die Gipsmühle in der Waag, und sein Sohn Melchior Widmer-Zingg führte sie weiter bis 1967.

Dann wurde sie an die Firma Bucher-Guyer in Niederweningen verkauft. Mit dem Verkauf der Waagmühle wurde auch der Betrieb der Gipsmühle eingestellt. Im Jahre 1972 wechselte das Besitztum an Fritz Wanner, Hotelier, von Baden. Inzwischen nagte jedoch der Zahn der Zeit derart an den Gebäuden, dass einzelne Teile einzustürzen begannen. Nachdem der neue Eigentümer dann im Jahre 1979 dem Gemeinderat Unterehrendingen ein Baugesuch zum Umbau der Waagmühle einreichte, wurde im Jahre 1980 mit den Umbauarbeiten begonnen. Das Gebäude wurde bis auf die Grundmauern abgerissen. Auf diesen entstand im Jahre 1981, nach alten Fotos der Waagmühle, ein Wohnhaus. Auch die andern zur Mühle gehörenden Gebäude waren in einem derart schlechten Zustand, dass diese auch restauriert werden mussten. Dadurch ist die Zeit der alten Waagmühle mit dem Wasserrad endgültig vorbei. Aber dank dem Einsatz grosser finanzieller Mittel der Familie Wanner ist es gelungen, der Waagmühle ein frisches Gesicht zu geben. Ein Gesicht, das zumindest äusserlich noch einen Hauch der alten Waagmühle in sich hat und dadurch für unser Dorf eine echte Bereicherung darstellt.

Da die Mühlen früher einträgliche Gewerbe waren, redete der Neid den Müllern gern Betrug und Wucher nach. Diese Meinungen des Volkes spiegeln sich wider in alten Sprichwörtern und Redensarten. So sagt man bei uns: «Jo jo, sell glaub i, d Müller sind staubig.» «Wer nicht staubig werden will, bleibe aus der Mühle!» «In der Mühle ist das Beste, dass die Säcke nicht reden können.» «Gib ab, gib ab, klappert's in der Mühle.» «Er lässt nichts liegen als Mühlsteine und heiss Eisen.» «Die Müller stehlen nichts, man bringt es ihnen.» «Die Müller werden nicht gehenkt, das Handwerk ginge sonst aus.» «Nichts ist kühner als des Müllers Hemd, das jeden Morgen einen Dieb beim Kragen nimmt.» «Er nährt sich aus dem Stegreif wie die Müller.» «In der Mühle ist übel kaufen.» – Es gab aber auch andere Sprichwörter, die der Ehre des Müllers besser gerecht wurden. «Wer zuerst

in die Mühle kommt, mahlt zuerst.» «Wie's auf die Mühle kommt, so wird's gemahlen.» «Mühle ohne Gang, Glocke ohne Klang.»

Auch die alten Volksschwänke dichteten den Müllern gerne Diebstahl an, ehrten aber auch ihren Fleiss und ihre Klugheit. Der bekannte Schwankdichter Heinrich Bebel (1472–1518) erzählt in einem Schwank: «Ein Edelmann sagte zu einem Müller: Wenn ich Gott und den Heiligen so viel geopfert hätte, als du gestohlen hast, wer wäre heiliger unter den Menschen als ich? Und du müsstest meinen Todestag mit Feier und Fasten heilig halten!» Bebel fühlte sich aber doch bedrängt, hinzuzufügen: «Es soll mir solches ein Müller nicht für übel nehmen; denn ich schreibe Fabeln und Geschwänk, nicht Wahrheit oder geschehene Dinge» (H. Bebel, «Facetien»). Ein anderer Schwankdichter, Johannes Pauli (1455–1530), berichtet von einem Ritter, der mit seinen Edelsteinen prahlte. Dem hielt ein Müller entgegen: «Ich bin dir über. Ich habe zwei Edelsteine, die bringen mir jährlich mehr als 300 Gulden.» Als der Ritter zu ihm kam, diese Edelsteine zu besehen, führte ihn der Müller in seine Mühle und zeigte ihm dort die Mühlsteine: «Die schaffen mir jährlich mehr als 300 Gulden» (Pauli, «Schimpf und Ernst»). Hatte der Neid den Müller als Dieb hingestellt, musste die Wahrheit doch seine Tüchtigkeit bewundern. Und die Romantik besang den Müller und seine Arbeit in vielen Volksliedern und Erzählungen. Das Lied von der Mühle klinge weiter:

Von Moos und Algen ist dein Rad umzwirrt,
Nicht klingt mehr deiner Wasser kühles Rauschen.
Kein Lied der Müllerin hält an zum Lauschen,
Wenn Nacht und Himmel silbern überstirnt.
 Im Abendwinde geht durch Halm und Binsen
 Geheimnisschwer ein sanfter Mollakkord
 Und raunt im Dunkel seltsam leise fort.
 Ein später Tropfen klatscht die Wasserlinsen.

Dies alles ist bei Nacht ein schöner Traum.
Die ferne Zeit rückt eng in unsre Nähe,
Dass sie den Atem dieser Tage sähe.
 Denn drüben ragen in den blauen Raum
 Grossindustrien trutzhaft und gigantisch –
 Die Mühle duckt sich – unmodern, romantisch!

(Wilhelm Haas)

*Josef Huwylser, Pfarrer
Emil Zimmermann, Gemeindeammann*

Zum Problem der Erstnennung in historischen Urkunden

Aegidius Tschudi oder König Heinrich III.?

Die Tradition der Dorf- und Heimatgeschichtsschreibung legt mit Recht grossen Wert auf die Erstnennung einer Dorfschaft in historischen Urkunden. Als historische Zeit verstehen wir – im Gegensatz zur Prähistorie (vorgeschichtliche Zeit) – jenen Zeitraum, über den wir durch Originalurkunden im Sinne von Primärquellen unterrichtet sind. Gegenüber dem erstrangigen Zeugnis der Originalschriften sprechen wir den in späteren Zeiten entstandenen Geschichtsdarstellungen einen geringeren Dokumentarwert zu, selbst wenn es – wie zum Beispiel die griechische und römische Geschichtsschreibung beweist – mangels Primärquellen oft unerlässlich ist, unsere geschichtlichen Kenntnisse beziehungsweise Theorien auch auf solche weniger zuverlässig bezeugten Informationen zu stützen. Um eben dieses Problem geht es bei der Frage, ob das traditionelle Datum 982 oder der 4. Februar 1040 als Erstbeleg für die Existenz der Alemannensiedlung Ehrendingen anzusehen sei.

Praktisch hat das Ausfindigmachen einer gesicherten Erstnennung vor allem folgende Funktion:

1. Sprachwissenschaftlicher Gesichtspunkt: Grundlage für die Namensforschung im Hinblick auf die Deutung der Namenetymologie (Wortherkunft) und Namenentwicklung.
2. Historischer Gesichtspunkt: Definitiver Nachweis des Bestehens einer bestimmten Siedlung und vor allem früheste Grundlage für eine rechtskundliche und politische Geschichtsschreibung.
3. Volkskundlicher Gesichtspunkt: Rückbezug von Dorftraditionen auf die jeweiligen Daten der ersten Nennung. Erst in den letzten paar Jahrzehnten ist die Sitte aufgekommen, Dorf- und Stadtjubiläen als Bestätigung des Gemeinschaftsgeistes und Bekenntnis zur kommunalen Geschichte und Tradition zu feiern.

Sind die ersten beiden Aspekte vor allem für den Wissenschaftler von Interesse, liegt der dritte den breiten Bevölkerungsschichten um so näher. Hätte man nun einer seit Jahren in der alten Gemeindekanzlei Oberehrendingen angebrachten Tafel Glauben schenken wollen, wäre 1982 die Tausendjahrfeier unserer beiden Dörfer zu feiern gewesen. Dies war nicht der Fall. Dabei hielt ein so renommierter Historiker wie Otto Mittler, aber auch der um die Dorfgeschichte von Ehrendingen besonders verdiente Pfarrer und Geschichtsforscher Josef Huwyler, das Jahr 982 für das Datum der ersten Nennung von Ehrendingen. Es bedurfte der

kritischen Intervention des aargauischen Staatsarchivars, Dr. Jean Jacques Siegrist, um gerade noch rechtzeitig allfällige Festvorbereitungen zu verhindern. In einem Brief an die Gemeinderäte von Ober- und Unterehrendingen machte der Staatsarchivar auf die wissenschaftliche Problematik der Jahreszahl 982 aufmerksam.

Die folgenden Ausführungen möchten die verdankenswerten Hinweise des Staatsarchivars ausdrücklich mitberücksichtigen. Immerhin verfügt die von Mittler und Huwyler jeweils angegebene Jahreszahl 982 über eine altherwürdige Tradition: Sie ist nämlich in einer im 16. Jahrhundert redigierten Fassung der mittelalterlichen Einsiedler Chronik «Liber Heremi» (Buch des Einsiedlers) enthalten. Dem gegenüber steht der ebenfalls in Einsiedeln aufbewahrte Schirmbrief König Heinrichs III. vom 4. Februar 1040, in welchem der Name unseres Dorfes ebenfalls genannt wird. Dürfen wir nun 1990 die 950-Jahr-Feier Ehrendingens begehen, oder hätten wir im Jahre 1982 neben vielen anderen Festen auch noch den Geburtstag unseres Dorfes feiern sollen?

Im Hinblick auf einen eigentlichen Geburtstag, etwa vergleichbar mit einem Firmenjubiläum, dürften beide Daten unzutreffend sein. Die Erstnennung einer Siedlung ist in den seltensten Fällen mit einem «Gründungsdatum» zu verwechseln. «Gegründet» wurde die Alemannensiedlung Ehrendingen mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit schon Jahrhunderte zuvor, nur fristete sie bis zur ersten noch erhaltenen Urkunde ein historisch sozusagen «anonymes» Dasein. Für wissenschaftliche Aussagen über das vorurkundliche alemannische Ehrendingen bedürfte es freilich eines archäologischen Befundes (Alemannengräber, Fibeln usw.), doch liegt die Vermutung nahe, dass unser Dorf zur Zeit der Erstnennung des Namens Wehntal «Wirnaningum... im wanictale» («Würenlingen... im Wehntal») vom 1. Juni 828 (St. Galler Urkunde) schon als Siedlung existiert hat. Einen Anlass zu Jubiläumsfeiern dürfen freilich solche begründeten Vermutungen nicht geben. So bleibt es dabei: Die Geburt von Ehrendingen liegt im Dunkel der alemannischen Vorgeschichte. Pfarrer Huwyler hat wegen der Wurzel aran (= Feld, Tal) sogar einen vorallemannischen, das heisst keltischen Ursprung unseres Dorfes vermutet.

Am Anfang war Gilg Tschudi...

Am Anfang nicht der Geschichte, wohl aber der Geschichtsschreibung von Ehrendingen steht eine der kraftvollsten und schillerndsten Gestalten der Schweiz zur Zeit der Renaissance, der Glarner Staatsmann und Geschichtsschreiber Aegidius (Gilg) Tschudi (1505–1572). Gilg Tschudi hat sich politisch als Diplo-

mat, Landvogt, Führer der Altgläubigen und wissenschaftlich als Geograph, Kartograph und vor allem als Historiker mit seinem heute noch berühmten «Chronicon Helveticum», der ersten umfassenden Schweizergeschichte, einen bleibenden Namen auf der Ehrentafel der bedeutenden Schweizer errungen. Seine wissenschaftlichen Methoden konnten natürlich noch nicht den Regeln der heutigen Geschichtswissenschaft entsprechen, weshalb der Quellenwert der Tschudischen Darstellungen und Bearbeitungen von der Zunft der Historiker seit langem angezweifelt wird. Der Tschudi-Forscher Polykarp Schwitler (Näfels) bemerkt, der vormals als «Vater der Schweizergeschichte» gerühmte Glarner habe als Geschichtsschreiber «eine seit Jahrzehnten ungute Presse, die sich nicht nur in sachlicher, sondern auch in affektgeladener Kritik äussert». Wie kommt nun der Glarner dazu, sich mit der Geschichte Ehrendingen zu befassen? Gilg Tschudi war zweimal, nämlich 1533 und 1549 bis 1551 Landvogt der Grafschaft Baden, welche von den Acht alten Orten als «Gemeine Herrschaft» verwaltet wurde. In dieser Eigenschaft interessierte sich Tschudi auch für die Geschichte dieser Grafschaft; die Gemeinde Ehrendingen wird ihm gut bekannt gewesen sein, bildete sie doch ein Amt innerhalb dieser Grafschaft. Um etwa 1550 sodann hielt sich Tschudi im Verlauf seiner ausgedehnten schweizergeschichtlichen Forscherarbeit im Kloster Einsiedeln auf, wo er gemäss dem etwas späteren Zeugnis des Abtes Ulrich Witwyler (regierte von 1585 bis 1600) ein gerngesehener Gast war. Hier schrieb er sich den sogenannten «Liber Heremi», ein um etwa 1330 abgefasstes Schenkungs- und Jahrzeitenverzeichnis des Klosters, zur eigenen Weiterverwertung als Quellenmaterial ab. Das Original ist wenige Jahre später, nämlich beim grossen Brand des Klosters Einsiedeln vom 23. April 1577, zugrunde gegangen. Abt Witwyler, der diesen Verlust beklagte, tröstete sich mit der Tatsache, dass der «edle vilglert und hocherfarner Her Gilg Tschudi von Glarus mit siner eignen Hand gar flissiglich» das Buch abgeschrieben und so bearbeitet habe, dass es den verlorenen Gestis monasterii (Klostergeschichte) «nit zu verglichen» sei. Die letztere Bemerkung, von Witwyler noch als Lob gemeint, ist ein eindeutiger Beleg für die stark interpretierende Arbeitsmethode Tschudis, die im Sinne der heutigen Wissenschaft eben eine unzulässige Vermischung von Quellenwiedergabe und Interpretation (Auslegung) darstellt. Selbst wenn es sich im genannten Buche nicht um den «Liber Heremi» handeln sollte (Tschudi behielt nämlich seine Abschrift bei sich – sie kam via St. Gallen erst 1768 nach Einsiedeln zurück), wird das Vorgehen Tschudis durch die Bemerkung des Abtes doch hinlänglich charakterisiert. So wie Tschudis Abschrift des «Liber Heremi» vor uns liegt, sprechen alle Indizien dafür, dass das von ihm bearbeitete Einsiedler Material ursprünglich ganz oder mindestens teilweise datenlos gewesen sein

muss. Der aargauische Staatsarchivar Dr. Jean Jacques Siegrist schreibt in diesem Zusammenhang:

«Der Abschreiber ‹reicherte› diese von ihm Liber Heremi genannte Abschrift bereits mit Eigenkombinationen an. Schliesslich versuchte er, das Material auf verschiedene Arten ‹fruchtbar› zu machen. Eine dieser ‹Fruchtbarmachungen› bestand in der forcierten Kombination von Reichschronologie und Einsiedler Material. Dies erreichte er auf die merkwürdige Art, dass er sich eine Chronologie der Kaiser-, Königs- und Herzogsdaten anlegte, um dann mehr oder weniger willkürlich die Fakten der ursprünglich datenlosen Liber Heremi diesen Herrscherdaten beizufügen.»

Um dieses Vorgehen zu verstehen und zu belegen, ist es notwendig, den genauen Wortlaut des ‹Liber Heremi›-Textes betreffend Ehrendingen wiederzugeben. Dieser lautet im lateinischen Original-Tschudi-Wortlaut:

982 Otto nomine primus ordine quintus Alamannorum Dux Luitolvi quondam tertii Ducis filius, Ottonis primi et Magni Imperatoris nepos, moritur. Rexit Annis 9. Chuonradus nomine primus ordine sextus ab Ottone secundo Imperatore Dux constituitur, qui regit Annis 15.
Comes Eberhardus de Baden, dedit huobam in Comitatu suo Baden in Aergöuue, in Baden. Filius ejus Comes Thiemo seu Diemo, dedit huobam in Eredingen in Comitatu suo Baden, et Rieda in eodem Comitatu.
Et posthac fuit datum possessio in praefato vico Eredingen ab Heinrico dicto Ronman plebano in Oberkilch et Ettisuuile.

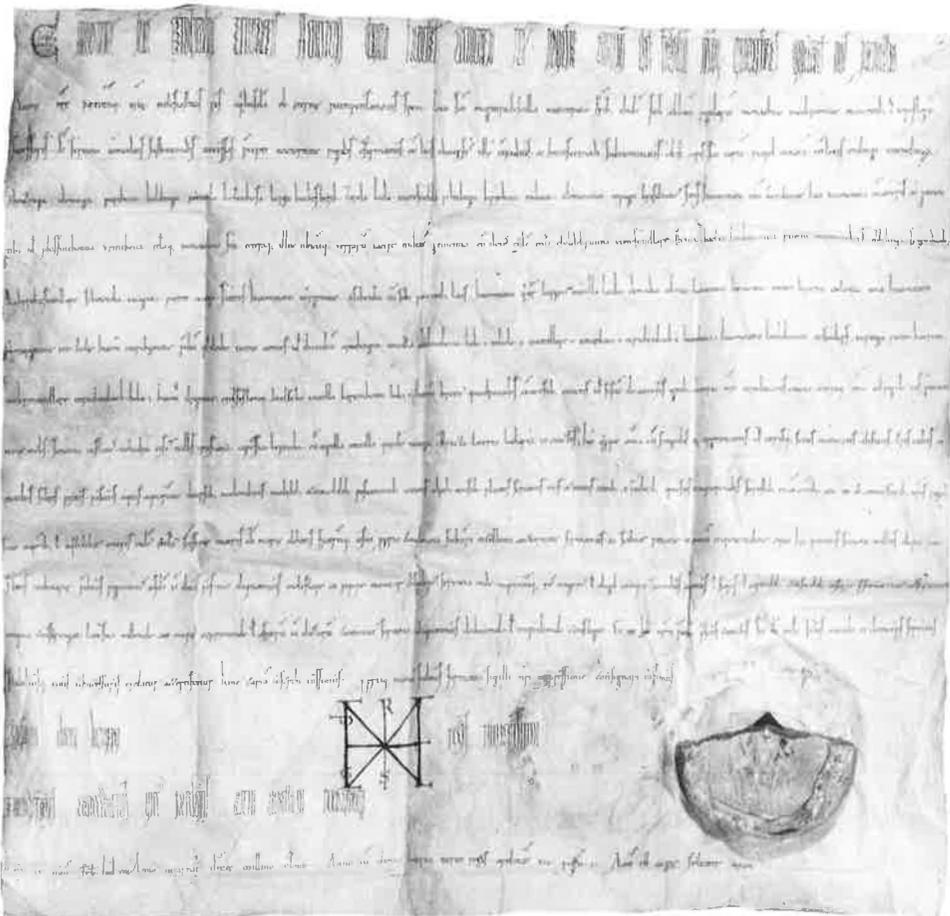
Übersetzung:

982 Es starb Otto I., der fünfte Herzog der Alemannen, Sohn Luitolfs, des dritten Herzogs, Neffe Kaiser Ottos I., des Grossen. Er regierte neun Jahre lang. Chuonrad I., der sechste von Kaiser Otto II. eingesetzte Herzog, regierte 15 Jahre.
Graf Eberhard von Baden gab eine Hube in Baden in seiner Grafschaft im Aargau. Sein Sohn, Graf Thiemo, oder Diemo schenkte eine Hube in Eredingen in seiner Grafschaft Baden und in Rieda (Rieden) in der gleichen Grafschaft.
Und später wurde der Besitz im vorerwähnten Dorf Eredingen von Heinrich, genannt Ronman, Pfarrer in Oberkirch und Ettiswil, geschenkt.

Wie ist nun dieser Text zu interpretieren?

Bei genauer Untersuchung des Textes können wir drei Abschnitte unterscheiden. Mit dem Jahre 982 hat strenggenommen nur der erste zu tun, nämlich der Hinweis auf den Hinschied des Herzogs Otto I. von Schwaben (Alemannien). Im gleichen Jahr wurde Konrad I. als dessen Nachfolger eingesetzt, und zwar von Kaiser Otto II., von dem gesagt wird, dass er 15 Jahre lang regierte (also bis 997).

«Liber Heremi» – Text.



Der Abschnitt bezieht sich folglich auf einen längeren Zeitraum, auch wenn im Gesamtzusammenhang des «Liber Heremi» anschliessend an den von uns wiedergegebenen Text mit dem Jahre 983 weitergefahren wird, was den Eindruck einer strengen, jahrbuchmässigen Chronologie erweckt. Immerhin ist davon auszugehen, dass die Grafen Eberhard und Thiemo im 10. Jahrhundert, auf alle Fälle vor der Königsurkunde vom 4. Februar 1040, gewirkt haben, worin deren Ehrendinger Schenkung bereits rückblickend bestätigt wird. Das Jahr 982 muss also nicht sehr stark «daneben» liegen, doch darf von einer präzisen, historisch hieb- und stichfesten Datierung nicht gesprochen werden. Eine genaue zeitliche Festlegung der Schenkungen von Eberhard und Thiemo ist nicht möglich. Die vorhandenen Quellen bestätigen zwar die Tatsache der Schenkung, aber ohne Jahreszahl. Vgl. Quellenwerk zur Entstehung der Schweizerischen Eidgenossenschaft II/3, S. 363–378: comes Eberhardus dedit huobam in Baden. Cuius filius Thiemo dedit Eredingen (S. 365) – «Graf Eberhard vergab in Baden eine Hube (Bauernhof), dessen Sohn Thiemo vergab Eredingen» – Comes Diemo dedit Aeredingen et Rieda (S. 368) – «Graf Thiemo vergab Aeredingen und Rieda», ferner Comes Diemo dedit Eredingen (S. 372). Ausser interessanten Hinweisen für die Namenforschung (Schreibung!) ergeben diese Belege wenig Neues.

Für die eher willkürliche Bearbeitung durch Tschudi spricht sodann die Bemerkung «in comitatu suo Baden», das heisst «in seiner Grafschaft Baden». Die Gebietsbezeichnung «Grafschaft Baden» ist entgegen einer landläufigen Auffassung ein nachösterreichischer Sammelbegriff, der erst nach 1415 von den Eidgenossen in Gebrauch gebracht worden ist. Zuvor existierten die beiden österreichischen Ämter Baden und Siggamt, wobei Ehrendingen im Siggamt lag. Die Bezeichnung «Grafschaft Baden» zumal im Zusammenhang mit Ehrendingen im 10. Jahrhundert ist auf alle Fälle anachronistisch. Tschudi hat also die politischen Verhältnisse seiner eigenen Zeit in die Jahrtausendwende «rückverlängert» (Siegrist). Von den Grafen Eberhard und Thiemo wird angenommen, dass sie dem Zürichgau vorstanden, der vom Rhein bis in die Zentralschweiz reichte.

Fassen wir zusammen: Irgendwann im 10. Jahrhundert, vielleicht zwischen 982 und 997, vielleicht auch etwas früher oder später, wurde eine Hube in Ehrendingen von einer Zürcher Grafenfamilie dem Kloster Einsiedeln vergabt. Über die Tatsache und das Ausmass dieser Vergabung erhalten wir jedoch erst in der Originalurkunde König Heinrichs III. vom 4. Februar 1040 eine hinreichende Bestätigung. Was Gilg Tschudi uns über das Jahr 982 berichtet, mag zwar interessant sein, hat aber direkt mit der Datierung der Ehrendinger Geschichte nichts zu tun. Es bestätigt uns lediglich, dass Ehrendingen historisch, politisch und juristisch vor dem Jahre 1040 existiert hat.

Mit königlichem Siegel

Es bleibt dabei: Die im strengen Sinne älteste historische Originalurkunde mit Nennung des Ortsnamens Ehrendingen (hier: Aradingin genannt) ist der Schirmbrief des Königs Heinrich III. zugunsten des Klosters Einsiedeln, worin dieser den Mönchen von Meinradszell (Meginradescella) u.a. im Breisgau, Buchsgau, Oberaargau, Zürichgau und Elsass rund siebenzig Besitzungen bestätigt. Die heute noch im Stiftsarchiv Einsiedeln aufbewahrte Urkunde bringt eine Riesenfülle von Ortsnamen, worunter etwa Endinga, Baldinga, Liela (Lieli), Willare (Oberwil) und eben «in comitatu Ciurihgowe predium, quod dedit Tiemo comes, id est dimidium Aradingin, in villa Adalinchova hoba I» usf. Auf Deutsch: «In der Grafschaft Zürichgau Landgut, welches der Graf Thiemo vergabte, nämlich die Hälfte von Aradingin, eine Hube im Dorf Adalinchova (Adlikon bei Regenstorf)» usf.

Das ist also der gesuchte Originalbeleg aus der Zeit, bestätigt durch das nur noch zur Hälfte erhaltene königliche Siegel!

Dieses Dokument ist es, und kein anderes, von dem aus wir Wahrheit und Falschheit auch der Tschudischen Mutmassungen beurteilen können. Auf dieses Pergament können die Ehrendinger ihre künftigen Dorfjubiläumsfeste – wenn auch nur im übertragenen Sinne – bauen. Was verrät uns nun die nüchterne, lediglich attributive Bestimmung in einem viel grösseren Satz mit viel weiterem Zusammenhang über Ehrendingen?

Zunächst macht sie uns bekannt mit der uralten, althochdeutschen Namenform «Aradingin», und dies zu einer Zeit, die wir bereits als Frühmittelhochdeutsch einstufen müssen. Eine schon von den Gebrüdern Grimm entdeckte sprachgeschichtliche Regel besagt, dass im Späalthochdeutschen und Frühmittelhochdeutschen (10., 11. Jahrhundert) althochdeutsch a vor folgendem i zu e umgelautet wird. Der Ortsname Aradingin kann vom sprachgeschichtlichen Standpunkt gut und gern schon im 8. Jahrhundert bestanden haben. Es besteht von hier aus durchaus Grund zur Annahme, dass Aradingin ungefähr gleich alt ist wie das besonders alte Wirnaningum (Würenlingen). Zugleich wird durch die vergleichsweise jüngere Abschrift Gilg Tschudis deutlich: Eredingen entspricht nicht mehr dem althochdeutschen, sondern eben dem mittelhochdeutschen Lautstand.

Zum andern wird klar, dass es sich nur um die Bestätigung einer schon früher vollzogenen Schenkung handelt. Diese ist im Original leider nicht dokumentiert, so wie eben der Vorläufer des Bundesbriefes von 1291 (auf den dieser ausdrücklich Bezug nimmt) ebenfalls verschollen ist. Deshalb und nur deshalb feiern wir

1991 den «Geburtstag» der Eidgenossenschaft. Immerhin: der Rückbezug auf Thiemo beweist, dass der «Vater der Schweizergeschichte» Gilg Tschudi über Ehrendingen nicht einfach Oberflächliches geschrieben hat.

Drittens wissen wir nun, dass nur die Hälfte von Ehrendingen im 10. Jahrhundert oder kurz danach an das Kloster Einsiedeln gegangen ist. Was mit der anderen Hälfte passiert ist, wissen wir für jenen Zeitraum nicht, es sei denn, der von Tschudi genannte Heinrich Ronman, Pfarrer von Oberkirch und Ettiswil, entpuppte sich als vormaliger Besitzer der anderen Hälfte!

Abschliessend gestatte ich mir noch einige Bemerkungen und Mutmassungen über den allgemeinen historischen Stellenwert der am 4. Februar 1040 im Kloster Reichenau – einer Gründung des hl. Pirmin – ausgestellten Urkunde. Am 4. Februar 1040 war der damals dreiundzwanzigjährige Salierkönig Heinrich III., Sohn Konrads II. und Vater des nachmalig berühmten Canossa-Königs Heinrich IV., noch kein Jahr im Amt. Die Kaiserwürde, die sich Heinrich III. durch redliche Schiedsrichterleistungen in den damaligen bewegten Kirchenstreitigkeiten abverdiente (zeitweilig gab es drei Päpste auf einmal), hatte er sich damals noch nicht erworben. Die Geschichtsschreibung billigt Heinrich III. einen überdurchschnittlichen Rang zu. Einerseits verstand er es, die von seinem Vater errungene Machthöhe aufrechtzuerhalten, andererseits war er als tief religiöser Mensch von der Notwendigkeit einer Kirchenreform durchdrungen. Die Erhaltung der königlichen Autorität über das Reich, welches oftmals von feudalistischer Anarchie (Durcheinander im Lehenswesen) bedroht war, und die Wiederherstellung der Einheit der abendländischen Kirche waren seine Lebensaufgaben, für die er Opfer und Risiken auf sich nahm. Wiederholt war sein Leben durch Mordanschläge in Gefahr. Zu den Positivbilanzen seiner Amtszeit gehört die Durchsetzung der Cluny-Reformen im päpstlichen Rom, tragisch war hingegen das endgültige Schisma zwischen römisch-katholischer und orthodoxer Kirche (1054). Heinrich III. starb 39jährig als Kaiser in Bodfeld am Harz, in Anwesenheit des Papstes. Sein Leichnam wurde nach Speyer überführt. Im Dom zu Speyer darf sein Grab heute noch verehrt werden.

Die Bestätigung der umfangreichen Besitzungen des Klosters Einsiedeln durch den König und nachmaligen Kaiser passt ganz zu dessen kirchenfreundlicher und frommer Politik. Am historisch beurkundeten Anfang der Geschichte Ehrendingens steht ein Mann, der Religion und Macht in vorbildlicher Weise zu verbinden wusste.

Dr. Pirmin Meier

Die jüdische Siedlung in Ehrendingen

Im Anhang des Ehrenderinger «Jahrzeitenbuches» hinterliess Pfarrer Joseph Meyer unter der Überschrift «Beschreibung der merkwürdigsten Begebenheiten von beiden Ortschaften Ober- und Unterehrendingen» im Jahre 1836 die Bemerkung: «Gewiss ist, dass die Juden schon im 12. Jahrhundert allda im grosser Anzahl den Brühl hinab angesessen und ihre Synagoge nahe beim jetzigen neuen Schulhause vor der Strasse gestanden. Wegen entstandener Feuersbrunst, deren Veranlassung ihnen zugemuthet worden, sind sie wahrscheinlich um das Jahr 1349, eben zur Zeit, als die allgemeine Judenverfolgung überall unchristlich grausam herrschte, nach Lengnau und Eendingen vertrieben worden. In der Synagoge Lengnau stammen die ältesten Gebote Gottes mit dem im Jahre 1342 verfertigten Zeiger von Unterehrendingen ab.»

Worauf stützte sich Pfarrer Meyer für seine «Gewissheit», dass in Ehrendingen einst eine jüdische Niederlassung bestand? Vielleicht auf frühere Aufzeichnungen? Beim Pfarrhausbrand am 31. Januar 1821 wurde beinahe das ganze Pfarrarchiv vernichtet. So dürfen wir wohl die Bemerkung des Pfarrers als Erinnerung an frühere Aufzeichnungen im verbrannten Pfarrarchiv betrachten. Auf jeden Fall überraschen in seiner Feststellung nicht nur die bestimmten Angaben über den Standort der Siedlung und über das Vorhandensein einer Synagoge, sondern auch der Hinweis auf die «Gebote Gottes», das heisst auf das Buch der Thora, und den dazugehörenden «Zeiger». Bloss in der zeitlichen Ansetzung der Judensiedlung dürfte Pfarrer Meyer sich geirrt haben.

Die Juden vertraten in ihrer eigenen Überlieferung ebenfalls die Meinung, dass Ehrendingen einst eine Judenniederlassung besass. Im ersten Band ihres Werkes «Geschichte der Juden in der Schweiz» schrieb Frau Dr. Florence Guggenheim auf Seite 244 in der Anmerkung 432: «Im Manuskript Weldler wird auch Ehrendingen als Ort einer jüdischen Gemeinde aufgeführt; die Quelle dafür war nicht auffindbar. In den Gerichtsprotokollen von Leuggern wird 1679, 1680 und 1682 der Jud Maram von Erendingen erwähnt, der 1669, 1679 und 1686 als in Lengnau wohnhaft und 1685 als Maram von Eendingen aufgeführt wird. Lengnau gehörte zum Amt Ehrendingen; möglicherweise trat die Amtsbezeichnung an die Stelle des Ortschaftsnamens.» Frau Dr. Guggenheim hielt die Erwähnung des Juden «Maram von Erendingen» nicht für beweiskräftig.

Doch zwei Jahre später schrieb sie im «Israelitischen Wochenblatt der Schweiz» am 8. März 1968 einen Artikel mit dem Titel: «Ehrendingen hatte doch eine jüdische Ansiedelung». Den Grund für ihr «Doch» bildete das tatsächliche Vorhandensein des Ehrenderinger Thorazeigers. Dann war die Flurbezeichnung «Brühl» eben doch ein Hinweis auf niedergebrannte Judenhäuser. Nach Aussagen der Bauern finden sich im Brühl in Unterehrendingen tatsächlich Mauer-

reste im Boden. In alten Urbarien und Zehntenbüchern von Ehrendingen kommt auch der Flurname «Judenwiese» vor. Diese Tatsache müsste aufhorchen lassen, denn die Juden durften früher weder Grundstücke noch Häuser erwerben. Warum dann doch der Flurname Judenwiese? Da ist anzunehmen, dass die Juden diese Wiese gepachtet hatten, und zwar vermutlich längere Zeit. Sonst wäre der Name nicht geblieben. Als Pächter können wohl nur Juden in Frage kommen, die in Ehrendingen Wohnsitz hatten.

Im Schirmbrief, den die Eidgenossen den Juden im Jahre 1760 ausstellten, lesen wir: «Hierauf so haben wir aus habendem Gewalt und Befehl von unseren allerseits Gnädigen Herren und Obern obgedachter Judenschaft concedirt (erlaubt), gegeben und bestätigt ein sicher Geleit, also und dergestalten, dass sie in einem ganzen Umgang der Regierung, so mit Joh. Bapt. 1761 anfangen soll, nämlich 16 Jahr lang, in der Grafschaft Baden wohnen und haushäblichen seyn; daselbst und in gemeinen unseren deutschen Vogteyen handeln, wandeln, kauffen und verkauffen, von männiglich ungehindert, jedoch dass hinwiederum sie keine liegenden Güter kauffen und besitzen, auch kein Geld als fahrende Haab und Sachen ausleihen und unterschreiben lassen sollen; wenn aber einem Juden ein bauloses Hauslein heimfallen sollte, soll er sich bei einem jeweiligen Landvogt anmelden und mit dessen Erlaubnis es gebührend repariren mögen; jedoch aber solches dem ersten Zeuher und Käuffer wiederum hingeben oder verkauffen mit angehenkter Erläuterung, dass wenn ein Jud in der Graffschaft Baden Herberg finden mag, und dieselb zu lehen gelassen wird, die Gerichtsherren oder Gemeinden solches mit ihrem Mehr nit verhindern, sondern gelten lassen sollen; gestalten die Juden niemand als der Hohen Obrigkeit unterworfen sind laut Erkenntnus Anno 1657, den 19ten Julii von den damaligen Herren Gesandten ergangen; jedoch, dass kein Christ mit einem Jud unter einem Dach wohnen soll; So denn soll auch keiner dieser unserer Schutzverwandten Juden für den andern zu zahlen schuldig seyn; er wäre dann mit dem Schuldner in Gemeinschaft oder hätte sich sonst verbindlich gemacht und versprochen. Urkundlich besiglet den 30sten September 1760 von Juncker Landvogt Escher.»

Der Verfasser dieses Schirmbriefes versucht die grosse Rechtsungleichheit zwar mit allen Mitteln zu vertuschen. Einerseits spricht er von «wohnen und haushäblichen seyn», von «handeln, wandeln, kauffen und verkauffen dürfen». Aber was bedeutet das, wenn er andererseits dann verfügt, dass die Juden keine liegenden Güter kaufen und besitzen dürfen usw.? Geradezu ein Hohn ist es, wenn den Juden zugemutet wird, dass sie «ein baufälliges Häuslein», das ihnen trotz allem einmal zufallen sollte, zu reparieren hätten, um es dann «hingeben» zu dürfen. Der Hohn wird kaum etwas abgeschwächt, auch wenn er die «Erläuterung an-

henkt», das Häuslein könne allenfalls einem obdachlosen Juden in der Grafschaft zu Lehen überlassen werden; denn dazu hätten auch die Gerichtsherren und die Gemeinden einverstanden sein müssen. Für die Juden war es zudem ein schlechter Trost, niemandem unterworfen zu sein als der hohen Obrigkeit. Diese Obrigkeit liess den Juden herzlich wenig Freiheit übrig. Jeder scheinbaren Freiheit und jedem vermeintlichen Recht wurde ja gleich ein «Jedoch» entgegengesetzt. Ob es bei dieser offensichtlichen Rechtsungleichheit einem Juden in Ehrendingen möglich war, in den Besitz eines Grundstückes zu kommen, ist sehr fraglich. Es handelte sich also wohl nur um Pachtland. Immerhin ist dabei anzunehmen, dass dieser Jude in Ehrendingen Wohnsitz hatte. Dann aber wohnten wohl auch noch andere Juden hier.

Nach 1773 war jedenfalls die Judenwiese nicht mehr an Juden verpachtet. Nach dem Urbarium Niederweningens hatte von 1733 an ein Kriegsmann Hans Frey die Judenwiese zu Lehen. Dieses Lehen umfasste ein Thauwe, das heisst etwa 32 Aren. Auch in andern Zehntenbüchern begegnet uns der Name Judenwiese, so im Grundzinsrodel des Spitalamtes Baden vom 30. September 1791. Noch heute ist der Name im Gebrauch.

Die Frage, ob Ehrendingen wirklich eine jüdische Niederlassung besass, stellte sich erneut, als bei Grabungsarbeiten auf der Haselwiese westlich der Höhtalstrasse im Jahre 1954 ein Siegelring mit hebräischer Aufschrift gefunden wurde. In der Mitte des Ringschildes ist das Bild eines Stieres zu erkennen. Die Juden des 17. und 18. Jahrhunderts benützten für ihre Siegel vielfach Tierkreiszeichen. Die Beschriftung mit dem Namen «Isaak bar Menachem» (hebräisch: Jishak) beginnt unterhalb der Hinterbeine des Stierbildes und verläuft dem Rand des Ringschildes entlang vorn um den Stier herum und über dem Stierrücken nach hinten. Die Schrift lässt den Schildrand hinter dem Stier frei. Wer war dieser «Isaak Sohn des Menachem»?

Frau Dr. Guggenheim schrieb am 29. Januar 1965 im «Israelitischen Wochenblatt der Schweiz» über diesen Ring unter dem Titel «Ein interessanter Fund aus Ehrendingen». Sie glaubt, diesen Isaak bar Menachem in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts datieren zu müssen. In den Judenverzeichnissen von 1761 bis 1779 ist nämlich kein Isaak bar Menachem mehr zu finden. 1750 starb ein Elchanan bar Menachem Guggenheim. Isaak und Menachem sind in der Familie Guggenheim damals häufig verwendet worden. Nach Frau Dr. Guggenheim könnte Isaak bar Menachem auch ein Bruder des Wolf bar Menachem Bernheim gewesen sein. Wolf bar Menachem heiratete 1730 von Tiengen nach Ehrendingen ein und wurde später als Schwiegersohn des Parnes Jesaja Dreifuss Vorsteher in Ehrendingen. Ein Sohn dieses Wolf bar Menachem hiess auch Isaak. Da es bei

den Juden Brauch war, einem der Kinder den Namen des Grossvaters oder der nahen Verwandten zu geben, könnte der Ringbesitzer der Grossvater oder eines Onkel dieses Isaak Bernheim gewesen sein. Gegen diesen Bernheim spricht der Umstand, dass er ein anderes Siegel führte, nicht das Stierzeichen.

Wenn der Ring aus der Zeit nach 1800 stammen sollte, könnte er dem Pferdehändler Isaak, Sohn des Mendel (= Menachem) Weil in Lengnau zugeschrieben werden. Dieser Isaak bar Menachem starb 1841 im Alter von 73 Jahren. Da beide Namen, Isaak und Menachem, sehr häufig zu treffen sind, ist es schwierig, den Besitzer des Ehrendinger Siegelringes mit Sicherheit festzustellen. Es sei denn, es gelänge herauszufinden, welche Judenfamilie den Stier als Siegelzeichen führte. Es könnte schliesslich auch ein Judenname sein, der gar nicht in den Verzeichnissen von Lengnau und Eendingen vorkommt. Vielleicht wird die weitere Forschung das noch herausbringen.

In den Gerichtsprotokollen von Leuggern und Kaiserstuhl ist noch von andern Juden aus Ehrendingen die Rede. 1680 wohnte zum Beispiel ein «Jud Meyerli» in Ehrendingen, und um die gleiche Zeit kommt auch ein Jude «Maram von Ehrendingen» vor. Am 2. März 1646 erscheint vor Gericht in Kaiserstuhl auch ein «Jud Joseph zuo Erendingen», der zwischen 1651 und 1657 noch mehrmals genannt wird. 1648 wird ferner ein «Jud Philipp» oder «Feissel» mit Wohnsitz in Ehrendingen bezeugt. Aus diesen Einzelnamen geht aber noch nicht eindeutig hervor, dass es in Ehrendingen eine Judengemeinde gab.

Doch ein Thorazeiger, der sich im Besitz von Frau Dr. Alice Biedermann-Gugenheim in Winterthur befindet, spricht ausdrücklich von einer Niederlassung in Ehrendingen. Auf dem vierkantigen Handgriff dieses Thorazeigers ist in hebräischer Schrift und Sprache zu lesen:

Joseph bar Uri Schrage
LP-Q Eridingen Dirath Hajeschiwah
ascher nathan beseh leharoth Hakethiwah
BS-Th hachumudah wehachewiwah

Ein Bild zeigt diesen Spruch in der hebräischen Schrift, die von hinten nach vorn zu lesen ist. Auf Deutsch übersetzt heisst der Spruch:

Joseph, Sohn des Uri Schrage,
nach der kleinen Zählung Ehrendingen Wohnung der Niederlassung,
welcher gab, um damit zu weisen die Schrift
in der Thorarolle, der beehrten und geliebten.

Hier ist also von einer Niederlassung in Ehrendingen die Rede. Diese Ansiedlung wird sogar durch zwei Ausdrücke betont: «Dirath» und «Jeschiwah». Dirath ist die Bezeichnung für Wohnung oder Wohnsitz. Der Ausdruck Jeschiwah bedeutet nicht bloss Niederlassung, sondern könnte sogar als Talmudschule verstanden werden. Das würde freilich eine ansehnliche jüdische Bevölkerungszahl voraussetzen. Und hätte Ehrendingen wirklich eine Talmudschule besessen, hätte man auch sonst irgendwo etwas davon vernommen. Es ist eher anzunehmen, dass anstelle des Wortes Jeschiwah der verwandte Ausdruck «Jischuw» stehen sollte. Das wäre die gewöhnliche Bezeichnung für Ansiedlung. Auch die Judengemeinden in Lengnau und Eendingen wurden bis heute so bezeichnet. Die Wahl des Wortes Jeschiwah statt Jischuw könnte bedingt sein durch den Reim; Jeschiwah reimt sich mit Ketiwah und Chewiwah.

Wer war der Besitzer dieses Thorazeigers? Wer ist dieser Joseph, Sohn des Uri Schrage? Es könnte jener «Jud Joseph zuo Erendingen» sein, der in den Gerichtsprotokollen von Kaiserstuhl aufgeführt wird. Der Name des Vaters, Uri Schrage, ein jüdischer Alltagsname, ist gleichbedeutend wie der jüdische Name «Feiss» oder «Feissel», der vom griechischen Namen «Phoibos» oder Phoebus abgeleitet worden ist. In einem Verzeichnis der Lengnauer Juden im Manuskriptband I von Pfarrer Johann Caspar Ulrich wird zum Beispiel beim Namen Feissel Guggenheim daneben vermerkt: «Uri Schrage» und die beiden Wörter werden übersetzt mit «Feuer und Licht». Den Griechen galt ja Phoebus als der Gott des Lichtes, als der Strahlende, Leuchtende. Die Christen gaben jedoch den Namen Phoibos oder Feissel meistens an mit dem Namen Philipp. Ein Jude «Philipp von Ehrendingen» lässt sich nachweisen in Urkunden aus dem Jahre 1648. So könnte dieser Philipp derselbe sein wie Uri Schrage, der Vater jenes Joseph, dem der Thorazeiger gehörte.

Was ist ein Thorazeiger? Die jüdische Bezeichnung für Thorazeiger heisst «Jad» = «Hand». Die Spitze des Thorazeigers bildet denn auch oft eine Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger, eine hinweisende Hand. Anstatt mit dem Finger den Zeilen entlangzufahren, benützen die jüdischen Lektoren einen kunstvollen Stab; denn die Zeilen in den Schriftrollen sind oft recht lang. Mit Hilfe des Stabes ist es leichter, den folgenden Zeilenanfang zu finden und nicht in eine falsche Zeile zu geraten. Übrigens wird der Zweck dieser «Jad» ja auch in der Beschriftung des Ehrendinger Thorazeigers umschrieben.

Die Abkürzung LP-Q am Anfang der zweiten Zeile wird als «lepaq» gelesen und bedeutet: «nach der kleinen Zählung». Da wird eine Jahrzahl erwartet. Wo ist diese Jahrzahl? Scheinbar fehlt sie. Sie steckt aber im Ortsnamen Ehrendingen (ERJDJNGEN); denn die hebräischen Buchstaben sind zugleich Zahlenwerte.

Die ersten neun Buchstaben des Alphabetes stellen die Einer dar, die folgenden neun Buchstaben die Zehner und die restlichen vier Buchstaben die Hunderter bis 400. Die Reihenfolge des hebräischen Alphabetes weicht ziemlich stark von der Reihenfolge des deutschen ab. Den Buchstaben des Namens «Erjdjngen» kommen folgende Zahlenwerte zu: E (Ajin) = 70, R (Res) = 200, J (Jod) = 10, D (Daleth) = 4, N (Nun) = 50, G (Gimel) = 3. Für den Buchstaben E in der Endsilbe «-en» bei Ehrendingen steht im Hebräischen kein Zeichen, weil ja normalerweise Hellaute nicht geschrieben werden. Zu beachten ist, dass die Buchstaben J und N im Wort Erjdjngen zweimal vorkommen. Zusammengezählt ergeben die Buchstaben des Namens Ehrendingen die Zahl 397. Die grosse Schleife über dem Ortsnamen macht auf die Zahlenwerte der Buchstaben aufmerksam. Auch die Anfangsbuchstaben der beiden nachfolgenden Wörter sind durch übersetzte Schrägpunkte gekennzeichnet. Darum müssen auch noch die Zahlenwerte dieser Buchstaben, D = 4 und H = 5, hinzugenommen werden. So ergibt sich die Jahrzahl 406. Das ist die Jahrzahl nach der kleinen Zählung. Nach der grossen müsste davor noch bei unserem Zahlensystem die Zahl 5 geschrieben werden. Für die Juden war es das Jahr 5406. Die Tausenderzahl wird von den Juden aber immer weggelassen und angedeutet mit der Abkürzung «Lepaq». Das Jahr 5406 der Juden entspricht der christlichen Jahrzahl 1646.

Im Jahr 1646 also stiftete ein in Ehrendingen wohnhafter Jude, Joseph, Sohn des Uri Schrage, den Thorazeiger für den Gottesdienst in Ehrendingen. So ist dieser Silberstab ein Beweis dafür, dass in Ehrendingen ein regelmässiger jüdischer Gottesdienst gehalten wurde. Es muss also hier eine jüdische Gemeinde bestanden haben. Offenbar ist sie nicht gross gewesen und hat wohl auch nur kürzere Zeit bestanden. Sonst wäre sie nicht derart in Vergessenheit geraten, dass nur noch eine schwache mündliche Überlieferung übrigblieb. Nach 1850 sind keine Ehrendinger Juden mehr nachweisbar. Der Ehrendinger Thorazeiger wanderte nach Lengnau. Um das Jahr 1861 übergab ihn die Judengemeinde von Lengnau als Ehrengeschenk dem gelehrten und frommen Rabbiner David Josua Guggenheim, genannt «Reb Doved». Seine Enkelin, Frau Dr. Alice Biedermann-Guggenheim in Winterthur ist die heutige Besitzerin dieser künstlerisch und geschichtlich wertvollen «Jad».

Warum siedelten sich ausgerechnet in Ehrendingen, Lengnau und Endingen Juden an? Warum auf dem Lande und nicht in Städten, wo günstigere Voraussetzungen für einen erfolgreichen Handel bestanden? Darüber gibt uns die allgemeine Geschichte der Juden klaren Aufschluss. Im Laufe der Jahrhunderte hatte sich in den Städten eine selbstbewusste Bürgerschaft entwickelt, die den Handel nicht mehr den Juden überlassen wollte und diese nicht mehr duldete.

Schon im Laufe des Mittelalters hatte sich ein grauenhafter Antisemitismus entwickelt. Den Juden wurden Ritualmorde, Hostienschändung, Brunnenvergiftung, Meineid, Betrug, Wucher und alles mögliche vorgeworfen. Alles grundlose Behauptungen. Aber diese Vorurteile führten immer wieder zu schrecklichen Verfolgungen. Schon 1294 wurden die Juden in Bern wegen angeblicher Kindermorde ums Leben gebracht. In den Pestjahren 1348/49 wurden sie in Basel, Bern, Zürich, Schaffhausen, Solothurn, Zofingen und Baden verbrannt unter der Anklage, sie hätten die Brunnen vergiftet und die Pest hervorgerufen. Das Jahr 1401 brachte die Judenverbrennungen in Schaffhausen und Winterthur. Im 14. und 15. Jahrhundert erlebten die Juden immer wieder Ausweisungen und Verbannungen, 1384 aus Luzern, 1397 aus Basel, 1427 aus Bern, 1428 aus Freiburg, 1436 aus Zürich, 1475 aus Schaffhausen, 1490 aus Genf, 1491 aus dem Thurgau. Nur noch auf dem Lande, in Kleinstädten und Dörfern liess man sie in Ruhe. So gab es noch Juden in Baden, Brugg, Mellingen, Lenzburg, Bremgarten, Kaiserstuhl, Klingnau, Koblenz, in Rheineck, Mammern und in Allschwil. 1622 werden die Juden in Lengnau erstmals erwähnt. Doch schon 1634 wurde in Zürich der Lengnauer Jude Samuel Eiron (Aaron) hingerichtet, weil er nicht anerkennen wollte, dass Jesus der Gottessohn sei. 1658 stellten die Bewohner von Lengnau das Begehren an die Tagsatzung, die Juden sollten aus dem Surbtal weggeschafft werden. Die Tagsatzung lehnte jedoch das Begehren ab. Von 1696 an stellten die Tagsatzungsherren den Juden alle 16 Jahre einen Schutz- und Schirmbrief aus. Der letzte Schirmbrief ist 1792 datiert. Schon 1774 beschränkte die Tagsatzung den Wohnsitz der Juden auf die beiden Dörfer Lengnau und Endingen. Die Judengemeinde Ehrendingen hätte ihr Daseinsrecht damit verloren, falls sie noch bestanden hätte.

In seiner «Sammlung jüdischer Geschichten in der Schweiz» stellte 1768 Johann Caspar Ulrich, Pfarrer am Frauenmünster in Zürich, den Leidensweg der Juden durch die Jahrhunderte mit allem Freimut und grosser Anteilnahme dar und nahm die Unglücklichen entschieden in Schutz. In seinen zwei grossen Manuskriptbänden, die sich im Kantonsarchiv in Aarau befinden, hat er eine Menge wertvollen Geschichtsstoffes, zahllose Dokumente, Berichte und Druckschriften zusammengetragen. Der bedeutende Zürcher Kupferstecher Hans Rudolf Holzhalb illustrierte die Bände mit aufschlussreichen Bildern. Eine dieser Illustrationen zeigt eine Abordnung der Juden aus der Grafschaft Baden vor dem Throne der Helvetia. Die Juden unterbreiten ihr ein Bittgesuch, weiter in der Grafschaft wohnen zu dürfen. Die Thronlehne trägt das Wappen der Grafschaft Baden und darüber die Wappen der drei in der Grafschaft regierenden Orte Bern, Zürich und Glarus. Auf den Stufen des Thrones haben die Abgeordneten

ihre Thorarollen entfaltet und weisen darauf hin. Sie tragen vorschriftsgemäss den Hut auf dem Kopf zum Zeichen ihrer Unterwerfung. Im Hintergrund des Bildes ist die alte Synagoge von Lengnau zu erkennen. So ungefähr müssen wir uns auch das Bethaus der Ehrendinger Juden vorstellen.

Die Landvögte in Baden spielten den Juden gegenüber gern die Rolle der Beschützer. Das geschah weniger aus Gerechtigkeitsgefühl, sondern mehr aus schlauer Berechnung. Wenn die Juden zwischen Baden und Zurzach Wohnsitz hatten, dann konnten sie an beiden Orten ihre Geschäfte machen, sowohl bei den vornehmen und wohlhabenden Kurgästen zu Baden wie auch an den berühmten Messen von Zurzach. Das grösste Geschäft aber schaute dabei für die Landvögte heraus. Sie verstanden es gar nicht schlecht, den Juden ihren Gewinn wieder abzunehmen. Für die Schirmbriefe, Niederlassungsbewilligungen, für alle möglichen Gebühren, für Unterschriften und Audienzen mussten die Juden ganz ordentliche Abgaben entrichten. Im Tarif der gedeckten Brücke zu Baden stand zu lesen: «Ein Jud zu Fuss 3 Kreuzer, und wenn er wieder zurückkommt 12 Kreuzer.» An jedem Stadttor hatten die Juden ihren Leibzoll zu bezahlen. Wenn schon von Ausbeutung gesprochen werden kann, dann waren auf jeden Fall die Landvögte die schlimmeren Ausbeuter.

So gab es denn ein altes Schweizer Sprichwort: «Es gehören neun Juden dazu, um einen Basler zu betrügen, und neun Basler, um einen Genfer zu betrügen.» Das Sprichwort stellt eine Art Steigerung dar: «Jude, Basler, Genfer», ähnlich der Steigerung: «schlau, schlauer, am schlauesten». Dass bei dieser Steigerung die Juden bloss auf der Grundstufe, die Basler aber auf der Mehrstufe und die Genfer sogar auf der Meiststufe stehen, verbessert den Ruf der Juden durchaus nicht. Die Schande fällt auf sie, weil sie als Massstab beim Betrug genommen werden. Mit welchem Recht darf man die Juden einfach als Betrüger betrachten? Mit genau so wenig Recht als man die Basler und Genfer als noch grössere Betrüger ansehen darf.

Auch an der Landbevölkerung in der Grafschaft Baden ging der Antisemitismus nicht ganz spurlos vorüber, auch in Ehrendingen nicht. Das zeigte sich im sogenannten «Zwetschgenkrieg» im September 1802. Vier Jahre vorher hatten die helvetischen gesetzgebenden Räte auf eine Bittschrift der Juden hin alle Sonderabgaben aufgehoben, wie zum Beispiel den Leibzoll und die Kopfsteuer der Juden. Man gewährte ihnen Freizügigkeit und die freie Ausübung eines jeden Gewerbes. Deswegen wurden die Juden als Anhänger der «neuen Ordnung» und als «gefährliche Verräter des Vaterlandes» hingestellt. Es wurden Gerüchte herumgeboten, die Juden hätten ihre Keller voll Pulver und Blei, sie stünden in Verbindung mit dem verhassten General Andermatt und wollten ihm zu Hilfe zie-

hen. Um diese Gerüchte zu widerlegen, liessen die Juden ihre Häuser durchsuchen und lieferten ihre wenigen Waffen ab. Jedoch ihre Gegner reizten den Pöbel nur um so mehr auf. Die geheimen Führer entwarfen einen Plan und setzten dessen Ausführung auf den 21. September fest. Von Ehrendingen aus wurden ringsum alle Gemeinden durch Briefe aufgefordert, gegen die Juden auszuziehen. Unterzeichnet waren die Briefe von Paul Hitz und Johannes Keller. Das Aufgebot hatte Erfolg. Etwa 600 bis 700 Mann aus Ehrendingen, Freienwil, Schneisingen, Niederweningen, Wettingen, den Gemeinden Siggenthals und andern Orten fielen mit Waffen aller Art, mit Körben und Säcken versehen, über Lengnau her. Den Juden gelang es, durch grosszügige Spenden von Wein und Geld die Plünderer abzufertigen. Der grosse Haufen wandte sich Endingen zu. Nur wenige blieben, raubten weiter und verursachten durch Zechen in den Wirtshäusern grosse Kosten für die Juden.

Baden hatte eine bewaffnete Mannschaft unter Führung von Josef Maria Schmid in das gefährliche Surbtal geschickt, um Schlimmstes zu verhüten. 50 Mann dieser Sicherheitstruppen wurden nach Endingen entsandt und auf Kosten der Juden dort einquartiert. Zwischen Lengnau und Endingen fing Kommandant Schmid zwei reitende Boten aus Ehrendingen auf und nahm sie nach Endingen mit, wo er ihnen auf Rechnung der Juden Wein ausschenken liess und sie verhörte. Der eine, Anton Frey, fand aber dabei Gelegenheit, seinen Brief dem Aufgeber von Klingnau zuzuspielen. In der Folge fielen dann an die 800 Mann aus Würenlingen, Döttingen, Klingnau und Leuggern, aus Baldingen und Böbikon über Endingen her und vereinigten sich mit den Heerhaufen, die von Lengnau her kamen. Kommandant Schmid konnte nichts mehr ausrichten, obwohl angesehene Bürger von Endingen ihm beistanden. Auch die Endinger Juden boten den wilden Horden Wein und Waren an, um sie von Gewalttaten abzuhalten. Doch das Plündern war nicht zu verhindern. Häuser und Keller wurden aufgebrochen, Türen eingesprengt, Kasten und Truhen zertrümmert. Nichts half das Jammern und Weinen der Juden und ihrer Familien. Sie mussten froh sein, ihr nacktes Leben retten zu können. Was die Juden besaßen, das verschwand in kurzer Zeit. Jedes Papier wurde wütend zerrissen, da man alles für Schuldscheine ansah. Der Wein wurde nicht mehr getrunken, sondern sinnlos in Kübeln und Standen aus den Häusern getragen und auf den Strassen ausgegossen, wo er in Bächen herumfloss. Die meisten der Plünderer waren toll und voll besoffen. Erst gegen Anbruch der Nacht hörte das böse Treiben auf.

Kommandant Schmid war machtlos gewesen und hatte froh sein müssen, dass seine Truppen sich am Plündern nicht auch noch beteiligten. Der Ehreninger Anton Frey hatte greuliche Drohungen gegen ihn ausgestossen. Er sollte sich nur

ruhig verhalten und ja seinen Soldaten nichts mehr befehlen, sonst verliere er den Kopf. Hätte er nur auf dem Weg nach Endingen, als er angehalten wurde, einen Prügel bei sich gehabt, er hätte ihn dort erschlagen. Die Bauern seien jetzt Meister, und die Herren müssten noch alle mit den Heugabeln unter den Dachstühlen hervorgezogen werden.

Am unverschämtesten hatten sich die beiden Söhne des Brugger Schultheissen Frey benommen. Nach geschehener Plünderung stellten sie mit den betrunkenen Dieben Verhöre an, um den Verdacht von sich abzulenken und auch, um ihre eigene Beute noch zu vermehren. Hinterher hatten sie dann die Unverfrorenheit, von den Juden Zeugnisse zu erpressen, worin diese hätten erklären sollen, sie seien von den «edlen Herren» aus Brugg grossartig beschützt worden. Vor der Öffentlichkeit rechtfertigten sie sich mit der Aussage, sie seien von der Regierung aufgeboten worden und zur Verteidigung der Juden nach Endingen gegangen.

In Lengnau wurde der angerichtete Schaden später mit 3795 Franken alter Währung angegeben; derjenige von Endingen mit 28112 Franken für 45 Geschädigte. Nach heutigem Geldwert wäre die Schadenssumme um ein Vielfaches grösser. Die Tagsatzung sprach von Sitzung zu Sitzung immer wieder vom geschuldeten Schadenersatz. Aber die Staatskasse des damaligen Kantons Baden war leer. Es blieb bei schönen Worten. Immerhin liess die Kommission in Baden durch die Geistlichkeit der verschiedenen Orte alle Leute auffordern, den Juden ihren Raub wieder zurückzubringen. Ein paar «kleine Sünder» gaben erbeuteten Stoff, Bänder und dergleichen wieder zurück. Aber die Hauptschuldigen behielten ihre Beute für sich und bestritten jede Plünderung. Die ganze nachträgliche Untersuchung verlief im Sande. Das Unrecht an den Juden blieb ungesühnt, obwohl sich sogar der französische General Ney für die Geschädigten einsetzte.

Der Raubzug ins Surbtal wurde später als «Zwetschgenkrieg» bezeichnet, weil dabei sogar die Zwetschgenbäume vor den Judenhäusern übel zugerichtet worden waren. Auch «Bändelkrieg» wurde er genannt, da die Plünderer Tuchballen zu Bändern zerschnitten, an Stangen geheftet und daraus Fahnen gemacht hatten. Die Bezeichnung «Bändelkrieg» beruht aber wohl auf einem Missverständnis. Die Juden bezeichneten nämlich den Raubzug gegen sie als «Büntelkrieg», weil die Plünderer mit «Bündeln» und Säcken voll Beute abzogen. In der Sprache der Surbtaler Juden klang der Ausdruck «Bündel» eben wie «Bintel». So deutet Markus Götsch Dreifuss, dessen Vater den Raubzug miterlebt hatte, den Namen. 1854 veröffentlichte er eine Darstellung dieses «Zwetschgen- oder Büntelkrieges» nach Zeugenaussagen.

Die Erlangung der Gleichberechtigung kostete die Juden auch nach dem Zwetschgenkrieg noch viele Anstrengungen. Nur allmählich und stufenweise

wurden ihnen die Rechte und Freiheiten zugestanden, die andere bereits besaßen oder ohne weiteres erhielten. Durch die Bundesverfassung von 1848 wurde ihnen Niederlassungsfreiheit, Gleichstellung vor dem Gesetz und vor dem Gericht und die freie Ausübung des Gottesdienstes zugebilligt. 1856 gestand ihnen die Schweiz dann auch den freien Kauf und Verkauf zu. Doch die volle Niederlassungsfreiheit erhielten die Juden erst 1874.

Josef Huwyl, Pfarrer

Quellen und Literaturangaben

Im Pfarrarchiv Ehrendingen:

Urbarium Niederweningen de anno 1733

Ehrendingische Zehends-Renovation de anno 1733

Ehrendingisches Urbarium, Renoviert Anno 1789

Zinsrodel des Spitalamtes Baden vom 11. Nov. 1791

Tragerrodel zu Ehrendingen für das Lobliche Spitalamt Baden 1791 & 93

Jahrzeitenbuch mit Anhang: Beschreibung der merkwürdigen Begebenheiten von beiden Ortschaften Ober- und Unterehrendingen von Joseph Meyer, Pfarrer, 1836

Im Kantonsarchiv Aarau:

Judenakten des Aargauer Staatsarchives, Faszikel I bis IX

Amtliche Sammlung der Eidgenössischen Abschiede III bis VIII

Zwei Manuskriptbände «Sammlung jüdischer Geschichten in der Schweiz» von Johann Caspar Ulrich, Pfarrer am Fraumünster Zch.

Bücher und Schriften:

«Israelitisches Wochenblatt der Schweiz» vom 9. Januar 1965: «Ein interessanter Fund aus Ehrendingen» (Dr. Florence Guggenheim-Grünberg)

ebda. 8. März 1968: «Ehrendingen hatte doch eine jüdische Ansiedlung» (Fr. Dr. Fl. Guggenheim)

ebda. 4. Oktober 1963: «Namen der Surbtaler Juden aus den Gerichtsprotokollen von Leuggern»

Florence Guggenheim: Beiträge zur Geschichte von Volkskunde der Juden in der Schweiz:

Heft 7: Die Juden in der Schweiz

Heft 4: Die ältesten jüdischen Familien in Lengnau und Endingen

Heft 2: Der Schutz- und Schirmbrief für die Judenschaft 1776

Heft 3: Pfarrer Ulrich als Missionar im Surbtal
Heft 6: Die Juden auf der Zurzacher Messe im 18. Jahrhundert
Johann Caspar Ulrich, Sammlung jüdischer Geschichten in der Schweiz zur Beleuchtung der allgemeinen Historie dieser Nation, herausgegeben Basel (1786)
Dr. Augusta Weldler/Dr. Florence Guggenheim, Geschichte der Juden in der Schweiz, 1966
Markus Götsch Dreifuss, Der Zwetschgen- und Büntelkrieg im Jahre 1802 (im Jüdischen Volksblatt zur Belehrung und Unterhaltung auf jüdischem Gebiet) 1854
Ivo Pfyffer, Die Judenverfolgung in Lengnau
Hans Suter, Lehrer, Die Juden in der Schweiz (Manuskript)
F. A. Stocker, Die Verhältnisse der Juden im Aargau, 1861 (Manuskript)
Andreas Amsee, Die Judenfrage (Luzern, 1939)
Enno Meyer, Juden und Judenfeinde (Melzer Darmstadt, 1966)
Trutwin & Witschmann, Juden und Christen, Quellentexte: Befragter Glaube 1971

Die Grafschaft Baden, das Amt Ehrendingen

Ehrendingen (Aradingin) gehörte ums Jahr 1000 zum Zürichgau, dem damals die Grafen Eberhard und Thiemo vorstanden. Später gehörte Ehrendingen zum Gebiet der Grafen von Lenzburg-Baden. 1173 ging es an die Grafen von Kyburg über und mit ihrem Aussterben im Jahre 1263 an die Grafen von Habsburg. Somit stand Ehrendingen von diesem Jahr an unter österreichischer Herrschaft.

Als sich Friedrich von Österreich den Beschlüssen des Kirchenkonzils von Konstanz widersetzte, wurden die Eidgenossen von König Sigismund aufgefordert, Friedrich von Österreich den Aargau wegzunehmen. Dies geschah dann auch mit der Eroberung des Aargaus im Jahre 1415.

Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zürich, Glarus, Zug und Bern teilten das eroberte Gebiet unter sich auf. In das Landvogteischloss von Baden kam jeweils ein Landvogt der acht eidgenössischen Orte.

Nach dem Zweiten Villmergerkrieg 1712, bei dem die katholischen Orte unterlagen, hatten nur noch Zürich, Bern und Glarus das Recht, den Landvogt zu stellen.

Nach der Eroberung des Aargaus wurde das eroberte Gebiet in Ämter aufgeteilt. Zur Grafschaft Baden gehörte die Stadt Baden. Sie besass die Selbstverwaltung, stand aber unter der Oberaufsicht der eidgenössischen Orte. Ferner gehörten der Grafschaft Baden an: die drei Obervogteien oder bischöflichen Ämter Klingnau, Zurzach und Kaiserstuhl. Diese drei Obervogteien waren dem bischöflichen Hofgericht zu Konstanz oder der hochkurfürstlichen Regierung zu Meersburg am Bodensee unterstellt. Das Wappen des Bistums Konstanz, identisch mit dem heutigen Schweizer Wappen, befindet sich über dem Eingang des alten Ehrendinger Pfarrhauses.

Ämter der Grafschaft Baden waren: Ehrendingen, Siggenthal, Wettingen, Gebenstorf, Birmenstorf, Rohrdorf, Dietikon und Leuggern.

Der Landvogt zu Baden verfügte über die Gerichtsbarkeit der genannten acht Ämter. Jedes Amt hatte einen Untervogt zu stellen. Lag ein schweres Verbrechen vor, berief der Landvogt das Blutgericht ein. Es war zusammengesetzt aus den acht Untervögten und 16 weiteren Richtern, Landrichtern, die aus den Ämtern Weiningen, Klingnau, Kaiserstuhl und Zurzach bestellt wurden. Von Amtes wegen war der Untervogt von Ehrendingen Ankläger. Diese Gerichtsinstanz, auch Landgericht genannt, urteilte über Leib und Leben.

Dem Landvogte stand das Begnadigungsrecht oder das Recht der Urteilsminde- rung zu.

Im Höhtal stand im Galgenareal das Hochgericht, der sogenannte Galgen, der Grafschaft Baden. Ältere Leute konnten sich noch erinnern an die zwei grossen Eichenpfosten mit einem Querbalken. Der Zugang zu diesem Hochgericht ist

heute noch erkennbar. Im Grundbuchamt des Bezirks Baden ist jene Stelle noch heute als «Hochgericht» eingetragen. Im Grund, oberhalb der Liegenschaft Twerenbold in Ennetbaden, stand der Galgen der Stadt Baden.

Zu einer Richtstätte gehörte auch ein Hof, genannt Widenhof oder Weidenhof. Die Bewohner dieses Hofes mussten die Richtstätte für die Hinrichtung vorbereiten, das heisst den Platz mit Bänken versehen und ihn nach der Hinrichtung wieder räumen.

Nach der Überlieferung fand die letzte Hinrichtung im Jahre 1818 statt. Ein Mann hatte damals ein Bauernheimwesen angezündet. Die Bewohner des Brandobjektes kamen in den Flammen um. Der Brandstifter wurde am Galgen gehängt.

Das Amt Ehrendingen bestand von 1415 bis 1798. Der Amtssitz war in Oberehrendingen im heute noch bestehenden Untervogthaus neben der Kirche. Das Amt Ehrendingen war das grösste innerhalb der Grafschaft Baden. Zum Amt Ehrendingen gehörten folgende Ortschaften: Oberehrendingen, Unterehrendingen, Tiefenwaag, Freienwil, Oberlengnau, Unterlengnau, Degermoos, Vogel-sang, Baldingen, Böbikon, Rütihof, Wislikofen, Rümikon, Mellsdorf, Hägelen, Waldhausen, Siglistorf, Oberschneisingen, Unterschneisingen, Hünikon, Wyden, Weisshaus, Hofstetten und Fisibach. Im Jahre 1781 zählte das Amt Ehrendingen 3000 Einwohner, 580 Haushaltungen und 457 Häuser.

Untervögte des Amt Ehrendingen waren:

Peter Zimmermann	von Unterehrendingen um 1550
Kaspar Mundtweiler	von Unterehrendingen
Joggli Zimmermann	von Unterehrendingen
Henricens Duttwiler	von Unterehrendingen
Hans Duttwiler	von Unterehrendingen
Joggli Duttwiler	von Unterehrendingen
Leontius Frei	von Oberehrendingen um 1700
Jakobus Frei	von Oberehrendingen
Hansjörg Mühlebach	von Tegerfelden
Kaspar Zimmermann	von Unterehrendingen
Hans Frei	von Oberehrendingen
Rohner	von Schneisingen
Doppeler	von Tegerfelden
Hans Kaspar Graf	von Schneisingen 1792–1798

- NIEDERE GERICHTE: — Landvogteiamt
 — Bischof v. Konstanz
 — Kl. Wettingen
 — Stadt Bremgarten
 — Kl. St. Blasien
 — Commende Leuggern
 — Vogtu. Rat v. Klingnau
 — Kl. Hermetswil
 - - - Eig. Gerichtsstd. d. Gem.
 — Kl. Gnadental

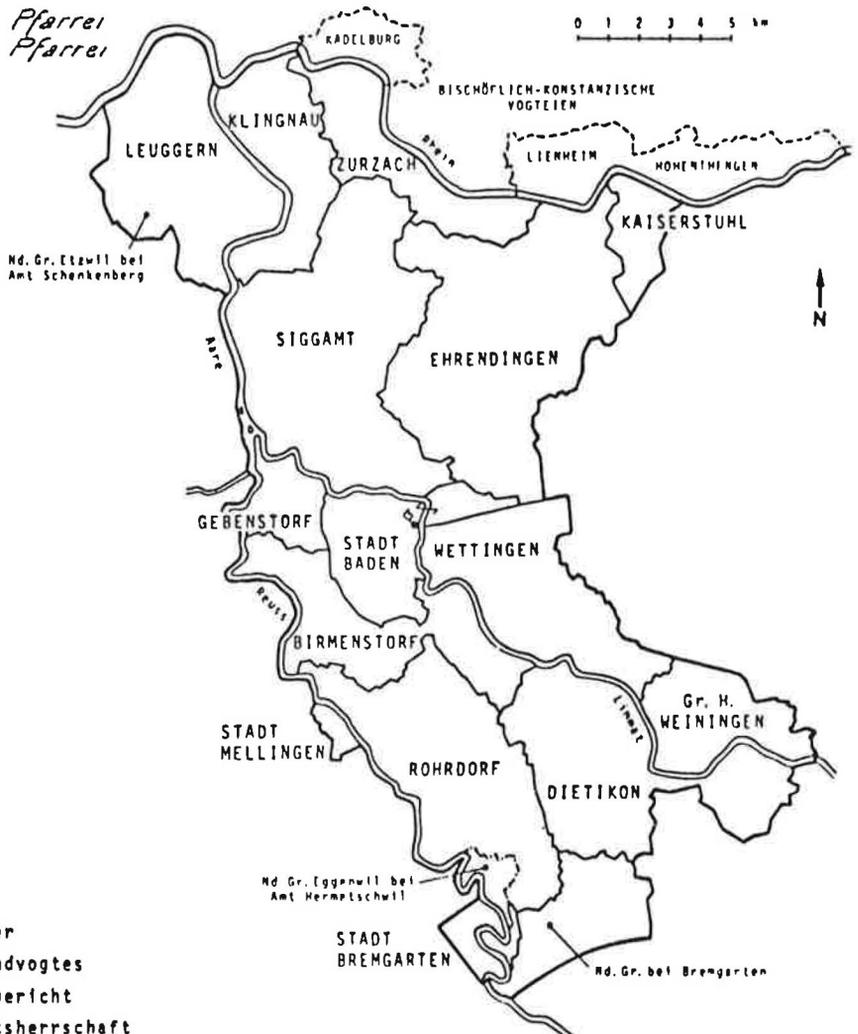


Grafschaft Baden 1415–1798.

- Schmid von Uri
- Amt Oetenbach
- Commende Bouggen
- Tschudi v. Schwarzwasserstetzel
- Hofmeisterei Königsfelden
- Schnorf v. Baden
- Graf v. Baden
- Stadt Baden
- >< Landvogt v. Schenkenberg
- Meyer v. Knonau

--- Von d. Grafsch. Baden abh. Gebiete

- 🏰 Hochwacht
- ⚔️ Katholische Pfarrei
- ♂️ Reformierte Pfarrei



Legende

- Landmarch
- Marchen der Ämter
- ♁ Amtssitz des Landvogtes
- Nd. Gr. = Niedergericht
- Gr. H. = Gerichtsherrschaft

Da der Landvogt zu Baden alle zwei Jahre wechselte, mussten ihm die Untertanen einen Huldigungseid leisten. Die Huldigung in Ehrendingen erfolgte jeweils im Herbst.

Begleitet vom Landschreiber ritt der Landvogt an dem für die Huldigung bestimmten Sonntag von Baden nach Ehrendingen, wo das Volk des Dorfes den Landvogt erwartete. In Ehrendingen fand die Huldigung auf freiem Felde statt. Hoch zu Ross nahm der Landvogt den Eid der Treue und des Gehorsams entgegen. Alsdann hielt er eine Ansprache an die Versammelten. Er werde seine Untertanen bei seinen Rechten und Freiheiten getreulich schirmen und mit möglicher Hilf und Rat beistehen. Dagegen erwarte er von seinen Untergebenen, sie nicht wegen Untaten und Vergehen bestrafen zu müssen.

Der Landschreiber verlas noch einige Artikel, die die Sitten, Sonntagsheiligung, Verbrechen, Handel und Jagd betrafen. Dann wurde das Volk entlassen. Der Landvogt ritt wieder ab.

Die Hochwachten in der Grafschaft im Jahre 1734

In der Grafschaft Baden bestanden sechs Hochwachten, wo in Zeiten der Not Feuerzeichen oder Mörserschüsse die Mannschaft unter die Waffen riefen. Hochwachten gab es:

1. Auf dem Hundsbühl im Amt Leuggern. Das dortige Feuer mahnte das Amt Leuggern.
2. Auf dem Achenberg ob Zurzach für Klingnau und Zurzach.
3. Auf dem Belchen bei Kaiserstuhl für das Amt Ehrendingen.
4. Auf der Rheinfluh für das Amt Siggenthal.
5. Auf der Lägern ob Baden. Dieses Feuer rief die Stadt Baden, die Ämter Wettingen und Gebenstorf zu den Waffen.
6. Auf dem Heitersberg. Sie war berechnet für die Ämter Dietikon, Rohrdorf und Birnenstorf sowie für Mellingen und Bremgarten.

Jedes Feuer war von einigen benachbarten Hochwachten aus sichtbar, so dass eine am Rhein sich zeigende Gefahr schnell in das Innere der Grafschaft Baden gemeldet werden konnte. Zu den Feuer und Mörserschüssen gesellten sich auch das Sturmläuten und reitende Eilboten.

Alois Burger

Wie kam die Kartoffel nach Ehrendingen?

Von St. Blasien über Klingnau in die Region Baden?

Wie ist die Kartoffel in unsere Region gekommen? Sicher ist, dass sie, im 16. Jahrhundert von britischen Kolonisten von Amerika nach Europa gebracht, sich nur langsam durchsetzen konnte. Heinrich Pestalozzi verfasste noch 1794 einen flammenden «Aufruf zum Kartoffelbau», dessen Notwendigkeit die immer noch bestehenden Vorurteile deutlich macht. Die Kartoffel ist in der Schweiz immerhin noch früher als in Frankreich populär geworden, wenngleich man sie zunächst fast nur als Viehfutter verwendete. Eine von Jakob Leonz Frei zitierte Überlieferung sagt: «Um 1730 fing man an, hie und da in wenig benutztem Lande etwas Erdäpfel zu pflanzen.» Eine frühe Nachricht, die Jakob Leonz Frei durch glaubhafte Belege aus der mündlichen Überlieferung zu verifizieren sucht. Von Johann Nepomuk Schleuniger aus Klingnau lässt er sich mitteilen, dass in Klingnau die ersten Kartoffeln gepflanzt wurden, als Schleunigers Grossvater (gestorben 1804 im Alter von 72 Jahren) die Gemeindeschule besuchte. Das würde heissen, dass in diesem Städtchen, wohl unter dem Einfluss «der Herren von St. Blasi», um 1740 mit der Kartoffelkultur begonnen wurde. Jakob Leonz Frei glaubt, dass die ersten Kartoffeln aus Klingnau nach Ehrendingen gekommen seien (wie weit Ehrendingen zu dieser Zeit noch direkte Beziehungen zu St. Blasien hatte, wäre noch abzuklären).

Eine Frau als Kartoffelpionier

Die ersten Kartoffeln sind in Oberehrendingen angeblich 1742 von einer Frau, «nur die Ambrosene genannt», gepflanzt worden, und zwar auf einem Acker mit dem Flurnamen «Sack», in der Nähe der Gipsgrube, «und das auf einem Platz, wo vorher ein Säuberhaufen verbrannt worden war». Jakob Leonz Frei berichtet aus Ehreninger Überlieferung, die ersten Kartoffelstauden seien während der Sommermonate von vielen Neugierigen besichtigt worden.

Dr. Pirmin Meier

Das Limmat- und das Surbtal zur Franzosenzeit

Es war im Jahre 1799, als die immer kriegslustigen Franzosen wieder einmal Händel bekamen, und zwar diesmal mit den Russen, Österreichern und Engländern zu gleicher Zeit. Sie haben einander manchmal blutige Köpfe geschlagen, und mancher schwere Schlag ist auf Schweizer Boden geführt worden. Denn hierher, in unser Vaterland, das doch an all den Händeln so unschuldig war, zogen sich bald die verheerenden Flammen des Krieges.

Zuerst kamen die Franzosen. Schon im März 1798 waren sie mit Mord und Brand in Bern eingezogen. Darauf im Winter des gleichen Jahres sammelten sie sich in grossen Scharen in unserer Gegend, im Limmat- und Surbtale. Hier wollten sie den kalten Winter zubringen. Furcht und Schrecken gingen vor ihnen her. Schauerlich waren die Geschichten, die man sich von ihnen erzählte, wie sie weder jung noch alt verschonten, kleine Kinder frässen, nachdem sie dieselben an Stöcken oder Spiessen gebraten, und was so Dummes mehr ist.

Deswegen suchten überall die Ängstlichen und Leichtgläubigen ihr Teuerstes und Wertvollstes zu retten. Die Ehrendinger führten einen ganzen Wagen voll Kinder nach Lienheim im Badischen. Einige Frauen mussten sie begleiten, um sie dort zu pflegen. Ganz gleich machten es die Würenlinger. Ein Geistlicher des Klosters Wettingen bemühte sich, alle erwachsenen Töchter der Umgebung zu sammeln, um sie über Kaiserstuhl ins Badische zu retten. Doch siegte diesmal die weibliche Neugier, die doch auch Franzosen sehen wollte, über die eigene Furcht und die Besorgnisse des Seelenhirten. In Lengnau versteckte man das Vieh in den Wäldern. In Siglistorf trug man allen Hausrat, sogar Betten und Kästen, in abgelegene Waldungen. Der Gerichtsvogt von Schneisingen schüttete den Kellerhals mit Erde zu, um seine lieben Fässer voll Wein vor dem Durste der ungebetenen Gäste zu retten. Da er aber selber auch nicht gerne Durst litt, liess er eine Falltüre, die von der Küche aus in den Keller führte, frei. Auch die Neuenhofer waren ängstlicher Natur. Unter Anführung von Lehrer Voser zogen sie in den Wald und bauten sich dort Hütten. In Killwangen verbarg ein Familienoberhaupt alles Geld, Silbergeschirr, die silbernen Kreuzchen, Nustern (Rosenkränze) und anderes mehr in einem Steinhafen. Dieser Schatz wurde dann aber von den scharfen Späheraugen eines Franzosen entdeckt.

So schlimm, wie man die Franzosen glaubte, waren sie doch nicht. Ja, anfänglich brachten sie sogar Freude und Lustbarkeiten, besonders für die Jugend. Sobald einmal die Knaben gemerkt hatten, dass es mit dem «Kindlifressen» nichts sei, zogen sie in hellen Haufen den durchziehenden Kolonnen nach. Auch wurde in jedem noch so kleinen Neste, das die Franzosen besuchten, als Zeichen der neuen Zeit ein Freiheitsbaum errichtet. Da mussten die Buben sich schmücken, die Sonntagshosen anziehen und die Kokarde an die Mütze heften; die Mädchen

setzten die «Schäppeli» auf und trugen Meien in Händen. So zog man mit Singen und Tanzen zum bekränzten Baum und hörte der Rede eines «Bürger»-Abgeordneten oder «Bürger»-Agenten zu. Da die Bäume meist vor einem Wirtshause errichtet waren, so fehlte es nicht an tapferem Zechen und an Begeisterung.

Doch ging's so lustig nicht immer und nicht überall zu. Schon beim Einmarschieren gab's hie und da Anstände. So kamen nächstlicherweile die ersten französischen Husaren von Mellingen nach Baden. Als sie zur Sägemühle kamen, weckten sie den Besitzer Jakob Bärtschi durch einige Schüsse, die sie direkt auf seine Haustüre feuerten. Er musste aufstehen und sie bewirten. Als er aber seine Frau vor den Misshandlungen der rohen Gäste schützen wollte, musste er schleunigst die Flucht ergreifen.

Die Last, welche unsere Väter zu tragen hatten, wird uns recht vor Augen treten, wenn wir uns der vielen Lager erinnern, die das Limmat- und Surbtal damals aufzuweisen hatten. Eines drängte das andere. Es fanden sich solche auf der Mellinger Allmend, auf dem Ergel in Dättwil, beim Ruhfels in Baden, in Wettlingen, Neuenhof und Killwangen. Spreitenbach hatte vier solcher. Vom Martinsberg bis Gebenstorf waren sechs; ein grosses breitete sich zu Rain gegen Remigen hin aus. Im Surbtal fanden sich solche in Ehrendingen gegen den Galgen, in Schneisingen auf den Matten gegen die Murzelen, auf dem Felde bei Würenlingen, auf der Grütt (Zurzacherberg), ausserdem in Klingnau, Koblenz, Rietheim, Weyach und anderorts zur Bewachung der Strassenübergänge.

Die Franzosen, die sich so zahlreich überall gelagert hatten, wollten nun beherbergt und gefüttert sein. Das war keine leichte Aufgabe. Die Offiziere wurden in die vornehmsten Häuser einquartiert, die Soldaten so viel wie möglich in Scheunen, Ställen usw. untergebracht. Jeder Bürger erhielt seinen wohlgemessenen Teil. Ein armer Schuster in Endingen hatte lange Zeit 18 Mann zu herbergen und zu nähren. Dennoch konnten nicht alle in Gebäuden untergebracht werden und mussten den ganzen Winter im Freien kampieren. Man denke sich das Elend dieser Armen! Um sich einigermaßen gegen die Unbilden der Witterung zu schützen, schälten sie vielerorts die Waldbäume so hoch sie langen konnten und bauten sich aus der Rinde ein dürftiges Obdach. Auf diese Weise wurden viele Waldungen vernichtet.

Nach dem Kriege liess das Kloster Wettlingen viele solcher abgestorbenen Wälder versteigern, aus deren Holz in Neuenhof manch stattlich Haus erbaut worden ist.

Ausserdem gingen die Franzosen durchaus nicht schonend mit den Waldungen um und fragten gar nicht viel nach dem Besitzer. Beständig mussten in den Lagern Wachtfeuer brennen. Das Holz dazu entnahmen sie dem ersten Baumgar-

ten oder Walde. Dabei schlugen sie die Bäume nicht über der Erde ab, sondern etwa in halber Manneshöhe über dem Boden, da dies viel bequemer war. Vielerorts mussten die Bauern ihnen das Holz schlagen und zuführen; so die Siglistorfer täglich zwei Fuder Holz ins Lager zu Wasserstelz.

Lebensmittel wurden den Franzosen fast keine nachgeführt. Die sollten die Bauern liefern. Dabei bewiesen sich die Rothosen vielerorts als etwas «sälzer»; denn täglich wollten sie ihr Stück Fleisch oder Speck haben, und wo sollten das die armen Einwohner hernehmen, die oft kaum geschwellte Kartoffeln für sich selbst aufreiben konnten. Ja, diese Mäuler zu füllen, die dazu noch so unverschämt waren, war keine Kleinigkeit.

In Oberehrendingen schleuderte ein Franzose das ihm vorgesetzte Essen auf den Boden. Der Hausherr, Heinrich Frei, entrüstet, packte ihn und prügelte ihn weidlich durch. Für diesen Angriff auf die «grosse Nation» wurde er sogleich verhaftet und vor den General nach Schneisingen geführt. Nur durch grosse Geldopfer und die Verwendung einflussreicher Leute konnte er vor dem Erschiessen bewahrt werden.

Ein noch ernsterer Fall trug sich im gleichen Dorfe zu. Drei etwas jähzornige Brüder erwürgten einen Franzosen, der sich ebenfalls ungebührlich benommen hatte, und versteckten ihn im Jauchefass. Da in der gleichen Nacht Generalmarsch geschlagen wurde, blieb die Tat unentdeckt und unbestraft.

Doch hatten die Franzosen auch ihre gemütlichere Seite. Öfters unterhielten sie die Leute durch ihr lebendiges, fahriges Wesen, ihr Singen und «Keiglen», das sie auf offener Strasse betrieben. Besonders waren sie Kinderfreunde und verzogen und verhätschelten viele der Buben, die sich dann noch im späteren Alter mit Vergnügen dieser sonst so schweren Zeit erinnerten.

Wenig hatten abgelegene Ortschaften zu leiden. So kamen nach Baldingen und Vogelsang bei Lengnau nie Franzosen ins Quartier.

Endlich nahte nach langem, schwerem Winter der ersehnte Frühling. Aber den gehofften Abzug der lästigen Gäste brachte er nicht. Wohl kam Leben in deren Massen. Die Regimenter brachen auf und zogen ostwärts. Aber immer neue Scharen rückten an deren Stelle, so dass die Täler nie leer wurden. Erst Mitte Juni, nachdem die Plagegeister $\frac{3}{4}$ Jahre die Ortschaften ausgesaugt hatten, zeigte sich endlich sichere Hoffnung, der verhassten Einquartierung ledig zu werden.

Schon im Frühling war nämlich in Deutschland, Graubünden und Italien der Krieg ausgebrochen. Die Franzosen, anfänglich Sieger, mussten sich bald zurückziehen und wurden von den Österreichern unter Erzherzog Karl aufs heftigste verfolgt. Bei Schaffhausen setzte er über den Rhein und schlug den französischen General Massena am 4. Juni 1799 in einer entscheidenden Schlacht. In wilder

Flucht flohen die Geschlagenen, um am linken Ufer von Limmat und Aare Schutz zu suchen.

So eilig jedoch diese Flucht war, so unterliessen es dennoch die Fliehenden nicht, wo sie etwas Wertvolles und besonders etwas Essbares wussten, dasselbe mitlaufen zu lassen. In Schneisingen nahmen sie einer Frau die heissen, noch nicht ganz gebackenen Brote aus dem Ofen und verzehrten sie im Fliehen. Doch vergassen sie auch allerlei, z. B. in Mittelschneisingen das ganze Antoniuskirchlein voll Munition. Aus wohlbegründeter Furcht vor einer Explosion liess jedoch Untervogt Graf ihnen dieselbe nachsenden. Ebenso wurde im untern Schloss zu Baden eine ganze Masse von Gewehren, Säbeln und dergleichen zurückgelassen, von denen die Bauern des Siggenthal's viele stahlen. Noch jetzt 1887 trifft man hie und da solche «Franzosen Gewehre».

Ihre Flucht nahmen die Franzosen in unserer Gegend über Baden und Wettingen und über die Schiffbrücken in Vogelsang und Döttingen. Die zwei letzteren wurden eilig abgebrochen, die Brücken in Baden und Wettingen in Brand gesteckt. Nur mit Mühe konnte Salz-Faktor Gretener die Zerstörung der Brücke in Mellingen verhindern. Das alles geschah so eilig, dass viele Nachzügler abgeschnitten wurden und den nachsetzenden Österreichern in die Hände fielen. In Niederweningen wurden vier Husaren, die sich aufs Plündern verlegt hatten, erwischt, ebenso im Höhtale bei Ehrendingen ein Rittmeister mit einem Munitionswagen.

Dicht hinter den Franzosen kamen nämlich die österreichischen Husaren und Dragoner. Sie drangen oft so kühn vor, dass sie auf überlegene Scharen der Feinde stiessen und ihren Eifer blutig bezahlen mussten. So kamen 100 österreichische Husaren nach Oberendingen und wollten über das Ruckfeld nach Döttingen. Da wurden sie von Würenlingen her durch französische Dragoner im Rücken angegriffen, nach Tegerfelden geworfen und zersprengt.

Die Fliehenden setzten teils bei Zurzach und Rekingen über den Rhein, teils versteckten sie sich in den Wäldern. Ein ähnliches Gefecht fiel bei Schneisingen vor. Österreichische Reiter suchten von Weiningen her über Ehrendingen nach Baden zu kommen. Eine Abteilung Franzosen, die sich von Kaiserstuhl her zurückzog, griff sie im Rücken an und zersprengte sie.

Hätten sich die Bewohner des Surbtales gefreut, dass sie nun aller Plagen ledig seien, so hätten sie sich schwer getäuscht. Denn an Stelle der Franzosen rückten nun in viel grösserer Zahl die Österreicher heran und errichteten Lager an Lager von Koblenz aufwärts, der Aare und Limmat entlang bis zum Alpengebirge. Solche Lager waren in Würenlos, Wettingen, Ennetbaden, in der Sandtrotte im Höhtal, an der Strasse nach Baden, auf dem Hertenstein, in Nussbaumen und

Siggingen. Im Surbtal war ein Lager in der Tiefenwaag bei Unterehrendingen. Das Lager auf dem Emmet bei Schneisingen soll von Ferne gesehen einer grossen Stadt geglichen haben. Andere Lager fanden sich auf dem Felde bei Widen oberhalb Lengnau und auf den Matten bei Unterlengnau. Ein sehr grosses Lager von fast 10000 Mann befand sich auf dem Oberfeld bei Oberendingen, ein ähnliches in Würenlingen usw.

Die Franzosen dagegen lagerten sich links der Aare und der Limmat entlang, von Beznau aufwärts bis zum Uetliberg. Die bedeutendsten Lager befanden sich in Bernau, Rain, Mellingen, Killwangen, Spreitenbach usw.

Von dem Leben und Treiben in den österreichischen Lagern machst Du Dir wohl keinen Begriff (geneigter Leser! Rühre in einen Ameisenhaufen und sieh Dir das Gewimmel an! So etwa sah's aus!). In langen Reihen standen die weissen Zelte nebeneinander. Dazwischen wogte das bunteste Gemisch fast aller Völker Europas: Da waren die rotgekleideten schlanken Polen auf ihren feurigen Pferden, die flinken Husaren und bärtigen Ulanen aus Ungarn, die ihre langen Lanzen in ein am Stiefel angebrachtes Futteral stecken konnten. Da waren stolze Dragoner aus Böhmen, schmucke Scharfschützen aus dem Tirol. Das alles bewegte sich bunt durcheinander. Am einen Ende des Lagers war die Metzger, wo täglich die aus Ungarn gelieferten Ochsen geschlachtet wurden. Auf den schlechten, mit Holzprügeln belegten Strassen keuchten Pferde heran, sechs bis acht an einem Wagen, welche die Mittel zur Befriedigung der verschiedenartigsten Bedürfnisse heranzuführten. Rund herum standen die Marketenderzelte und die Zelte der Soldatenfrauen, die in grosser Zahl dem Heere folgten. Die Offiziere waren nicht im Lager, sondern in den Dörfern einquartiert. Erzherzog Karl war zuerst in Niederweningen, dann bei Pfarrer Treyer in Lengnau, endlich im Pfarrhaus Unterendingen. Die Fürsten von Schwarzenberg und von Lichtenstein weilten anfänglich in der Mühle in Lengnau, später beim Synagogenvorsteher Wolf Dreifuss neben dem «Hirschen» in Oberendingen.

Im Ganzen fielen die Österreicher nicht so zur Last wie die Franzosen. Die Lebensmittel wurden herbeigeführt und alle Lieferungen bar bezahlt. Die Österreicher hatten überhaupt mehr Geld als die Franzosen. Besonders warfen die Polen und Ungarn die Taler wie Spreu von sich. Doch fluchte noch mancher Bauer, wenn er unaufhörlich sein bestes Vieh hergeben musste, um Fuhren zu leisten, oder wenn die Reiter ihre Pferde in seinen besten Wiesen zuritten. Auch die Wälder lichteten sich immer mehr. Besonders erpicht waren die Soldaten auf die jungen Kartoffeln und machten oft nächtliche Streifzüge auf benachbarte Äcker, um dort die unreifen Früchte mit besonders zubereiteten Schaufeln auszugraben. Sehr häufig war die Prügelstrafe. Die Soldaten mussten dabei auf ein Bündel

Stroh liegen oder wurden an einen Baum gebunden. In dieser Stellung oder Lage erhielten sie dann vom Profoss ihre wohlbemessene Portion. Die Reiter dagegen mussten Steigbügel laufen, das heisst zwischen zwei Reihen ihrer Kameraden durchmarschieren, wobei jeder derselben mit einem Steigbügelriemen auf das arme Opfer losschlug. Mehr als drei solcher Gänge hielt selten einer aus. Diese Strafe traf z. B. einen Bedienten des Fürsten von Lichtensteig in Lengnau. Derselbe hatte versucht, mit zwei Pferden des Fürsten sich aus dem Staube zu machen, war aber bei Eglisau eingefangen worden. Dafür wurde er tüchtig geprügelt. Dennoch versuchte er die Flucht zum zweiten Male. Er wurde wieder eingefangen und sollte erschossen werden. Schon war er an einen Baum gebunden, und die Soldaten waren schussbereit. Da, im letzten Augenblicke, wurde er auf Fürbitte der Fürstin, die eben ihren Namenstag feierte, begnadigt.

Im Lager zu Oberendingen war die Reitschule, wo immer junge Pferde zugeritten wurden. Es soll sich besonders dieses Lager dadurch ausgezeichnet haben, dass es viele Weiber und viele Prügel gab.

In Tegerfelden wurde ein Bauer, der sich weigerte, Fuhren zu leisten, zu Tode geprügelt. In Würenlingen, das sehr stark hergenommen wurde, lagen polnische Lanzenreiter, sehr prächtiges, aber auch stolzes Militär. Der General befahl der ganzen Bürgerschaft, vor jedem Reiter seines Regimentes den Hut abzuziehen, sonst lasse er dem Fehlenden denselben auf den Kopf nageln. Was tun? Gehorchen? Nein! Schweizer ziehen den Hut nicht vor fremden Tyrannen, Würenlingen schon gar nicht. Der unerschrockene Pfarrer Staiger und Lehrer Meyer liefen von Haus und beschworen die Leute, ja keine Kappen und keine Hüte aufzusetzen, um sie nicht lüpfen zu müssen.

So lagen während fast dreier Monate die feindlichen Heere, jedes etwa 75 000 Mann stark, von Zürich an abwärts, einander gegenüber. Keiner der beiden Feldherren wagte, den andern anzugreifen. Da vernahm der Erzherzog, dass bei Kleindöttingen wenig Franzosen seien, und er beschloss, dort den Übergang zu versuchen und eine Schiffsbrücke zu schlagen. Ihm zu Hilfe kam der russische General Korsakow mit 20 000 Russen.

Der Plan dazu wurde im Eckhaus neben dem «Hirschen» in Oberendingen, das damals dem jüdischen Vorsteher Wolf Dreifuss gehörte, entworfen. Da kam Erzherzog Karl mit den Fürsten von Schwarzenberg und Lichtensteig und dem russischen General Korsakow zusammen. Ausserdem versammelte sich da eine grosse Menge höherer Offiziere. Es war an einem Freitagabend. Vor Beginn des Sabbats wollte Wolf seinem hohen Besuche für die Ehre danken und begab sich in der damaligen Tracht: Schnallenschuhe, Zwickelstrümpfe, Bratenrock und Dreispitz, hinauf in die glänzende Versammlung. Er wurde zugelassen und

brachte in zierlicher Rede seinen Dank an. Der Erzherzog unterhielt sich leutselig mit ihm. Der darüber Beglückte bemerkte nicht, dass der Herzog einem anwesenden Maler ein Zeichen gegeben, der während der Unterredung rasch ein Bild des für die Herren so merkwürdigen Mannes entwarf. Noch jetzt soll in der Hofburg zu Wien ein Gemälde vorhanden sein, das in Lebensgrösse den Herzog samt seinen Generalen und vor ihnen den eifrig redenden Juden darstellt.

Als der Herzog bei Beginn der Nacht das Haus verliess, trat er, um den Besuch zu erwidern, in die untere Stube, wo sich die Familie eben am Sabbatessen befand. Er wunderte sich über die Menge der Anwesenden. Wolf erklärte ihm, dass die meisten Glaubensgenossen aus fernen Ländern seien, denen er, da sie sonst nirgends Unterkunft und Sicherheit hätten, nach den Geboten seines Glaubens für den Sabbat Gastfreundschaft gewähre. Der Erzherzog war gerührt und versprach, so viel ihm möglich dahin zu wirken, dass dieser rechtlose Zustand des verfolgten Volks sein Ende nähme.

Es war also beschlossen worden, bei Döttingen zwei Schiffsbrücken zu schlagen und mit einem grossen Heere darüber zu setzen. Auf dem andern Ufer standen nur 85 Zürcher Scharfschützen, welche den Franzosen halfen. Dass sie aber scharf schiessen konnten, hatten sie schon vorher bewiesen. Ein alter Mann in Döttingen nahm einmal im Spass einem österreichischen Soldaten das Gewehr und sagte, über die Aare zeigend: «Was gilt's, ich treffe drüben den Scharfschützen.» Doch bevor er nur recht angelegt, hatte jener die Gefahr schon bemerkt und dem Alten eine Kugel durch den Kopf geschossen.

Der Übergang sollte in der Nacht vom 16. auf den 17. August stattfinden. In den Tagen vorher sammelte sich eine ungeheure Anzahl Soldaten in dem kleinen Surbtal. 30 000 Österreicher und 20 000 Russen lagerten sich von Oberehrendingen abwärts bis fast nach Döttingen, dazu kam eine grosse Menge Kanonen, Wagen und Pferde. Das alles war so ruhig zugegangen, dass auf dem andern Ufer niemand etwas merkte. Im Ried bei Döttingen war ein sechs Jucharten grosser, prächtiger Buchenwald. Noch am Abend des 16. August mussten die Bürger von Döttingen denselben abholzen und zum Ausfüllen von Gräben und dergleichen herbeischaffen. Von Zurzach her kamen über Tegerfelden auf 50 grossen Wagen die nötigen Pontons.

Früh morgens um 2 Uhr des 17. August langte der Erzherzog Karl in Döttingen an. In grösster Ruhe wurden die Kanonen auf die Anhöhen gegenüber Kleindöttingen geführt und einige Pontons ans Ufer gebracht. Es war eine sternklare, aber dunkle Nacht. Nachdem Karl alles besichtigt, gibt er das Zeichen zum Anfang. Die ersten Pontons werden ins Wasser gelassen. Die Schildwache drüben hört Geräusch und gibt Feuer. Sogleich wird dort alles lebendig. Man



Hufeisen von russischen Pferden. Gefunden im Boll, April 1984.

hört Trommelwirbel und Kommandorufe. Ziellos und unregelmässig knattern die Gewehrschüsse herüber. Da dröhnt der erste Kanonenschuss von der Riese bei Grossdöttingen herunter und zeigt den tapfern Schützen erst die Absicht der Feinde und die Grösse der Gefahr.

Jener erste Schuss ist das Zeichen zu einem lebhaften Schiessen. Von allen Anhöhen herunter wird Kleindöttingen mit einem eisernen Hagel überschüttet. Dazwischen dröhnen die regelmässigen Salven der am Ufer aufgestellten österreichischen Bataillone, weit ins Land die Kunde von dem Unternehmen tragend. Aber auch die unerschrockenen Schützen regen sich. In kleinen Schänzchen, hinter Bäumen, Häusern, Misthaufen versteckt, erwidern sie das Feuer, wenn auch ohne Schaden für den Feind. Unterdessen bricht der Tag an. Einer jener dichten Nebel erhebt sich, die im Sommer so oft über der Aare lagern. So dicht ist derselbe, dass es unmöglich ist, von einem Ufer auf das andere zu sehen. Gleichwohl dauert das Schiessen fort. Bald steht Kleindöttingen in Flammen. Um 7 Uhr brennen daselbst sämtliche Häuser bis auf des «Naglers». Doch auch Grossdöttingen leidet Schaden; denn die Schützen drüben haben auch zwei kleine Kanonen. In einem Heuhaufen fand sich später in Grossdöttingen eine erstickte Granate, und in der oberen Mühle daselbst zeigt man heute noch eine Kugel, welche damals in der Mauer stecken blieb.

Trotzdem der dichte Nebel die Österreicher aufs äusserste begünstigte, ging das Werk nicht vorwärts. Überall haperte es. Die Anker wollten nicht halten, es fehlte an Ketten, an Seilen. Die Schiffe der oberen Brücke rissen sich los und beschädigten die der unteren. Bald zeigte sich auch Mangel an Pontons. Kopflos laufen die Offiziere umher. Um 7 Uhr verliess der Erzherzog den Platz und begab sich nach Tegerfelden, um die zurückgebliebenen Wagen zur Eile anzuspornen. Im «Löwen» in Tegerfelden frühstückte er und leitete von da aus die weite-

ren Manöver. In Döttingen übergab er den Oberbefehl dem Fürsten von Schwarzenberg. Der hatte scheint's einen leeren Magen und ging in die Propstei nach Klingnau, wo er bis um 9 Uhr mit dem Propste frühstückte, während draussen unaufhörlich die Kanonen krachten.

Wie stand's aber drüben am andern Ufer? Heiss genug ging's da zu. Das Dorf brannte. Die Tapfern deckten sich hinter den brennenden Häusern, hinter Misthaufen, Bäumen, Mauern und dergleichen. Obgleich der dichte Nebel beiderseits das Zielen behinderte, waren sie dennoch umsaust von Kugeln aller Art. Allein, ruhig, unverdrossen gaben sie ihr Feuer ab, nicht dem feindlichen Ufer zu, nur auf die Mitte des Flusses hielten sie, wo die dumpfen Axtschläge ihnen die Hauptgefahr bezeichneten.

Während dieses zwecklosen Schiessens war es endlich den Österreichern bis um 9 Uhr vormittags gelungen, an der oberen Brücke 13 Schiffe, an der untern noch weniger aneinanderzureihen. So reichte die obere bereits etwas über die Mitte des Flusses. Da hebt sich endlich in dichten Schwaden der Nebel, und siegreich bricht die Sonne hervor. Sie lässt die erbitterten Feinde einander ins Angesicht sehen. Nun ist es Zeit für die Österreicher; denn bereits melden die auf der Höhe des Ruckfeldes aufgestellten Wachen Zuzug für den Feind. Aufs neue werden Kleindöttingen und dessen tapfere Verteidiger mit eisernem Hagel überschüttet. Umsonst! Sie wanken nicht! Jetzt sehen sie den Feind, und Mann für Mann strecken ihre sichern Kugeln die Waghälse nieder, die sich noch auf die Schiffsbrücke wagen. Jedes neue Ponton wird von 12 Mann gerudert, von denen schon nach der ersten Salve die Hälfte den Strom mit ihrem Blute färbt. Kein einziges kann mehr befestigt werden. Führerlos treiben sie stromabwärts. Heulend stehen die Frauen am Ufer und umklammern ihre dem Tode geweihten Männer. Umsonst! Das eherne Kommando treibt sie hinaus ins nasse Grab.

Wie es zugeht auf dem linken Ufer, erzählte später oft ein gewisser Nägeli aus Küsnacht. Derselbe hatte unterhalb Kleindöttingen hinter einem gewaltigen Nussbaume Posto gefasst. Von da aus schickte er seine verderblichen Kugeln über das Wasser. Die unglücklichen Pontoniere schilderte er als junge, schöne Leute. Manchen brachte seine Kugel den Tod. Sie dauerten ihn. Allein, das ist eben der Krieg. Auch er befand sich in beständiger Todesgefahr. Links und rechts am Baume vorbei sausten die feindlichen Kugeln. Manche streifte den Baum oder blieb darin stecken. Von der Krone wurde Ast um Ast abgeschossen und bedrohte den Tapferen. Am Ende sah der Baum wie gestückt aus. Später wallfährte Nägeli alle Jahre an die Stelle, an der er so grosse Not gelitten. Unterdessen hatte der weithinschallende Kanonendonner die französischen Truppen zwischen Brugg und Laufenburg herbeigerufen.

Die Österreicher hatten ihren Zweck verfehlt. 80 Mann hatten eine Armee von 50 000 aufgehalten. Um 11 Uhr mittags erschien ein österreichischer Parlamentär mit weisser Fahne auf der Schiffsbrücke. Es wurde ein Vergleich geschlossen. Die Österreicher durften ihre Schiffe aus dem Wasser zurückziehen und führten dafür ihre Geschütze weg. Gegen Abend wurden im Brühl zwischen Klingnau und Döttingen 10 Österreicher begraben. Viele Verwundete wurden ins Feldlazaret in Klingnau gebracht. Wie viele Tote die Aare verschlungen, wie gross der Verlust der tapferen Schützen war, ist unbekannt.

Der Plan des Erzherzogs war vereitelt. Er liess alle Truppen in die Stellungen einrücken, die sie in der Nacht vorher eingenommen. Die Franzosen taten dasselbe. Schon am folgenden Tage marschierte aber der Herzog teils über Zurzach, teils über Kaiserstuhl und Schaffhausen nach Deutschland und liess nur die Russen unter General Korsakow im Surb- und Limmattal zurück.

Wieder waren die Hoffnungen der so hart mitgenommenen Talschaften umsonst gewesen. Anstelle der Österreicher waren noch unliebere Gäste getreten: die Russen. Sie nahmen die gleichen Lager ein, nur die in Endingen, Lengnau und Schneisingen wurden nicht mehr bezogen, dafür aber zwei in Klingnau errichtet. Die Russen, die bis anfangs Oktober im Tale verweilten, machten das Mass des Elends voll. Schlecht verproviantiert, bei kärglichem Solde, waren sie darauf angewiesen, sich vom Raube zu nähren. Obgleich derselbe verboten war, waren doch in kurzer Zeit die Kartoffeläcker geleert, die Bäume ihrer Früchte beraubt. Die Offiziere, teils zu machtlos, teils ohne guten Willen, konnten dem Unwesen nicht steuern. Nicht umsonst schrecken heute noch Mütter im Surbtale ihre Kinder mit den Kosaken. Ein grosses Teil der Schuld hat die russische Kriegsverwaltung. Denn so gross war das Elend der Soldaten, dass die selbst halb verhungerten Einwohner ihr letztes Stücklein Brot mit ihnen teilten.

Am 25. September überschritt der französische General Massena bei Dietikon die Limmat und schlug die Russen bei Zürich. Eiligst zogen sie sich über den Rhein nach Deutschland zurück.

Noch war der Jammer nicht zu Ende; denn anstelle der Russen kamen wieder die Franzosen. Diese blieben bis im Frühling 1800. Noch viel Schweres wäre da zu erzählen. Doch alles nimmt ein Ende. So wurden endlich unsere Täler der fremden Einquartierung ledig, nachdem sich während 1½ Jahren die verschiedensten Völker darin getummelt hatten. Ende März 1800 zog der letzte Soldat fort. Niemand wird ihm nachgerufen haben: «Auf Wiedersehen!»

(Nach dem «Badener Kalender» 1887)

Durch die Einquartierung fremder Armeen verarmte unsere Gegend, die einst wohlhabende Dörfer aufwies. Die Gemeinden mussten Darlehen aufnehmen, um fremde Schulden zu bezahlen, so auch Ehrendingen.

Im Schladwald war die sogenannte «Stelli» oder «Metzg». Die Bezeichnung «Metzg» finden wir heute noch im Schladwald. Es ist die Stelle, wo das Vieh zusammengetrieben und geschlachtet wurde. Beim Zusammentreiben des Viehs entwich in Unterehrendingen ein Ochse. Ein Bauer vom Klonhof, vom sogenannten Forrenhof, welcher 1890 abgebrannt ist, soll ihn am Lägernhang eingefangen und unbemerkt des Nachts im Stall versorgt haben.

Im Winkel, in der ehemaligen Wohnung von Johann Urban Frei, wurde ein Soldat bei einer Auseinandersetzung mit Einheimischen getötet. Er wurde in einem Güllenfass auf das Wedental geführt und dort begraben. Beim jeweiligen Appell fehlte dieser Krieger. Es wurde eine Untersuchung eingeleitet. Ein verdächtiger Einwohner, der kein Geständnis abgelegt hatte, wurde an einem Pferdeschweif nach Schneisingen gezogen, wo das französische Hauptquartier war. Dieser Einwohner soll nachher nicht mehr lange gelebt haben.

Durch einen nächtlichen Überfall von Feindesseite, von Zürich bis Baden und das Surbtal, mussten die Franzosen eilends Richtung Deutschland fliehen. Der Gemeinde Ehrendingen blieben dadurch weitere Folterungen erspart. Hartnäckig blieb das Gerücht, die Franzosen hätten bei ihrer Flucht die Kriegskasse in ein «Bord» in der Tiefenwaag vergraben.

Die Russen weilten 1798 während 18 Wochen in Ehrendingen. Der Generalstab war in Schneisingen untergebracht. Die Gegend hinter dem Schlad, Richtung Kirche Schneisingen, soll wie eine Zeltstadt ausgesehen haben.

Bis auf den heutigen Tag hat sich der Name Russenrisi an der Lägern erhalten. Diesen Namen bestätigte auch immer Förster August Willi. Die Pferde mussten über die Lägern geführt und an der Limmat in Wettingen getränkt werden. Richtung Baden war Feindesland. Wenn man die prekären Wasserverhältnisse in unseren Gemeinden kannte, wo nach unseren Erinnerungen in ganzen Dorfteilen bei Trockenheit das Wasser abgestellt werden musste, ist es durchaus verständlich, dass man in trockenen Zeiten für die vielen Pferde kein Wasser hatte.

Im heutigen Hause von Martin Meier, Silvans, wohnte der Rossmetzger Bartolomäus Willi. Hungrige Soldaten drangen in das Haus ein und sagten: «Bauer, du bist Metzger, gib uns Wurst!» «Ich habe keine Würste», war die Antwort. Da wurde das Haus vom Keller bis zum Estrich untersucht. Man fand aber keine Würste. Sie waren unter dem Estrichboden vernagelt. Hätte man sie gefunden, so hätte Barteli nicht mehr zu seinen Lieben in die Stube hinuntersteigen müssen; er wäre an einem Estrichbalken erhängt worden.

Josef Duttwiler, geboren am 28. April 1793, war fünfjährig. Er wohnte im Winkel, Ecke Friedhof. Dieses Haus steht heute nicht mehr. Beim Herannahen der Soldaten mit ihren Pferden schlug er die Stalltüre zu. Ein Soldat zog das Schwert, schlug es zwischen dem Pfosten und der Stalltüre haarscharf neben dem Kopf des Knaben vorbei. Die Soldaten empfahlen ihm, nie mehr so etwas zu tun, denn sie seien verwildert und schreckten vor nichts zurück. Dieser Josef Duttwiler war 1832 bis 1842 Gemeindeammann in Oberehrendingen.

Ein junger französischer Offizier hatte eine Liebesromanze mit einer hübschen Tochter aus dem Geschlecht der Frei. Doch die Eltern der Tochter wollten ihren Schützling nicht in ein fernes Land ziehen lassen. Es wurde nichts aus einer späteren Heirat. Der französische Offizier wurde hierauf Priester. Bei einer Wallfahrt französischer Katholiken nach Einsiedeln trafen sich die beiden überraschend für kurze Zeit.

Diese Episoden wurden von meinem Vater Johann Burger-Schmid und von meiner Grossmutter Sophie Burger-Duttwiler überliefert.

Alois Burger

SCHENKUNGURKUND

Ich unterzeichneter Friedrich Frei Steffens von Ober Ehrendingen in Ennetbaden übergebe hiemit als Schenkung den von meinem Bruder Josef Frei in Denver, Amerika verstorben, geerbten Nachlaas, bestehende er in was er immer wolle & welcher Form es sei, unter folgender Bestimmung:

1 Die kat. Kirchengemeinde Ehrendingen die Hälfte des mir angefallenen Erbteils mit der Verpflichtung, dass nach dem Willen meines Bruders Josef Frei alle Freitage eine hl. Messe gelesen werde mit einer den Verhältnissen entsprechenden Brotspende.

2 Die andere Hälfte an die Ortsbürgergemeinde Ober Ehrendingen ausschliesslich für Armenunterstützung & Krankenpflege für arme Bürger.

Die Stiftung soll in zwei gesonderten Fonds angelegt & verwaltet werden als: Josef Frei Steffens Stiftungsfond für Messen & Brotspende der Kirchengemeinde Ehrendingen & der andere Fond als Josef Frei Steffens Stiftung für Armen & Krankenunterstützung der Ortsbürgergemeinde Ober Ehrendingen.

Die Fonds sollen unverehrt für alle Zeiten erhalten werden & nur die Zinsen für obgenannte Zwecke verwendet werden.

Der Fond für die Kirchengemeinde soll verwaltet werden von der Kirchenpflege, der Fond für Kranken & Armenunterstützung von einer dreimitgliedrigen Kommission, bestehend aus dem jeweiligen kat. Pfarrer von Ehrendingen, dem Armenpfleger von Ober Ehrendingen & einem Mitglied des Gemeinderates.

Kirchengemeinde Ehrendingen & Ortsbürgergemeinde verpflichten sich gemeinsam zu gleichen Teilen dem Friedrich Frei für Lebenszeit den Zins von Fr. 40000 (vierzigtausend Fr.) zu entrichten nach Titelsrechten.

Ich bestimme & erkläre hiemit, dass obige Schenkung & Bestimmungen auch zu Recht bestehen & Geltung haben sollen, wenn ich vor der Liquidation der Erbmasse sterben sollte.

Dies bestätigt & bekräftigt mit eigenhändiger Unterschrift.
Ober Ehrendingen den 2. Mai 1927

Der Schenker

Friedrich Frei Steffens

Ehrendinger in fremden Kriegsdiensten

In den Lehenbriefen des Klosters Wettingen wurden als gefallene Soldaten erwähnt:

Hans Kaspar Meyer, Jakob Meyer, gefallen in Flandern (Belgien), Kaspar und Joggli Grünenfelder, im Krieg gestorben; ein Joggli Zimmermann verstarb in Portugal. In spanischen Diensten fielen Josef Suter und sein Sohn Johannes. 1744 erfolgte der Tod des Johannes Bucher in Flandern. Am 19. August 1792 starb in Alexandria (Italien) der «ehrbare Jüngling» Jakobus Meyer von Unterehrendingen.

Im Jahre 1812 fand der Feldzug Napoleons nach Russland statt. Ein grosses Kontingent Schweizer Soldaten, es umfasste 9000 Mann, wurde gezwungen, den Feldzug mitzumachen. Wehrmänner von Ober- und Unterehrendingen nahmen an diesem teil; so ein Martin Wiederkehr vom Unterdorf Oberehrendingen, der den Grad eines Majors innehatte, und ein Heinrich Meier von Unterehrendingen.

Von den 9000 Schweizer Soldaten sind nur noch 300 in die Heimat zurückgekehrt. Der Glarner Leutnant Legler soll auf dem Rückmarsch des öfteren das Beresina-Lied «Unser Leben gleicht der Reise...» angestimmt haben.

*Alois Burger
Alfons Zimmermann*

Ein Ehrendinger in holländischen Militärdiensten



Am 27. Oktober 1859 hat sich Jordan Ferdinand Meier, geboren am 5. August 1835, Sohn des Schneiders, Xaver Meier, und der Anna Barbara, geb. Breitenstein, Bürger von Oberehrendingen, als Soldat freiwillig bei der Königlich-Niederländisch-Indien-Legion für die Dauer von sechs Jahren engagieren lassen. Nach Mitteilung der Nachkommen, die heute in Holland leben, soll J. F. Meier als Schneidergeselle über einen Schneidereibetrieb in St. Gallen zum holländischen Militär gestossen sein. Sein letzter Wohnort vor dem Eintritt war Caub (Deutschland).

Dem Stammbuch 1504 über Jordan Ferdinand Meier ist zu entnehmen:

- 27. Oktober 1859 freiwillig als Soldat engagiert für sechs Jahre bei der KNIL (Koninlyk Nederlands Indisch Leger) für ein Handgeld von 120 Gulden zugelassen.
- 8. November 1859: Ausschiffung an Bord des Schiffes «Joisen» nach V.I. (Indonesien), eingeteilt ins 2. Infanteriebataillon und eingetreten in die Garnison in Baltaba Palembang.

Das Stammbuch gibt Auskunft über die ganze militärische Laufbahn von Jordan Ferdinand Meier. Er hat 1865, 1871, 1877 und 1881 seinen Vertrag bei der KNIL verlängert. 1865 ist er zum Korporal, 1876 zum Unteroffizier, 1880 zum Instruktor, 1882 zum Feldwebel und 1883 zum Adjutant-Unteroffizier befördert worden. Am 24. Oktober 1885 ist der Oberehrendinger Bürger aus dem Militärdienst entlassen worden. Nach 26 Jahren Militärdienst bei der Königlich-Nie-

derländisch-Indien-Armee konnte er am 21. Oktober 1885 mit dem Dampfschiff «Prinses Amalia» die Heimreise nach Europa antreten. Hiezu erteilte der Ortskommandant von Java am 28. Oktober 1885 die Bewilligung. Während der Militärdienstzeit durfte Jordan Ferdinand Meier einige Auszeichnungen entgegennehmen. Medaillen bei Schiesswettkämpfen, Auszeichnungen nach Expeditionen, Ehrengolden für harte Kriegsführung.

Zurückgekehrt nach Holland, verheiratete sich J.F. Meier am 3. November 1886 mit Ypkie van Vliet. Aus dieser Ehe entsprossen sieben Kinder.

80jährig verstarb am 6. August 1915 Jordan Ferdinand Meier nach einem erfüllten Leben in Leusden (Holland). Heute leben eine ganze Anzahl Nachkommen in den Niederlanden.

Im Dorfe Oberehrendingen war die Familie nicht mehr bekannt. Jedoch vermochte sich Alois Frei, 1902, zu erinnern, dass sein Vater von einem Ehrendinger Bürger erzählt habe, der in einer fremden Armee Dienst leistete und zu einem hohen Offiziersrang gelangt sei.

(Das Bild zeigt Jordan Ferdinand Meier, geb. 1835, um etwa 1901.)

Dirk M. Meier, Vreeland, NL
Markus Schneider

Am Rande des deutsch-französischen Krieges 1870/71

Es war ein grausamer Krieg zwischen unsern Nachbarnationen Deutschland und Frankreich. Frankreich verlor den Krieg. Das Elsass kam zu Deutschland. Zur Internierung der geschlagenen Bourbakiarmee wurden die Schweizer Wehrmänner unter General Herzog in den Jura aufgeboten. Auch aus unseren Dörfern mussten Soldaten einrücken. Bei der Entlassung aus dem Grenzdienst sang eine kleine Gruppe aus unsern Gemeinden, in der auch mein Grossvater Alois Burger dabei war, ein Abschiedslied auf dem Bahnhofplatz in Aarau. Das Lied hiess: «Mein Häuschen steht im Grünen...» Es wurde von den entlassenen Wehrmännern mit tosendem Beifall verdankt.

Alois Burger

Der Erste Weltkrieg 1914 bis 1918

Am 28. Juni 1914 wurden der österreichische Thronfolger Franz Ferdinand und seine Gemahlin in Sarajewo durch bosnische Studenten ermordet. Da die Verschwörung bis in höhere serbische Offizierskreise hineinreichte, war Österreich entschlossen, mit Serbien abzurechnen.

Am 28. Juli erfolgte die Kriegserklärung der grossen Donaumonarchie Österreich-Ungarn an Serbien.

Schon am 31. Juli hatte der Bundesrat die Mobilmachung der gesamten Armee angeordnet. Am 3. August wurde die ausserordentliche Bundesversammlung einberufen, welche dem Bundesrat unbeschränkte Vollmachten zur Sicherung des Landes gewährte. Zum General wurde von der Bundesversammlung Oberstkorpskommandant Ulrich Wille ernannt, der das preussische Militär persönlich studiert hatte. Durch das 1912 von ihm glänzend geleitete Manöver in der Ostschweiz hatte er seine strategische Begabung an den Tag gelegt und dabei auch

Die Wacht am Rhein, Zurzach, August 1914. Von links: Johann Bächli, Johann Burger, Johann Frei, Johann Suter, Robert Schmid.



den deutschen Kaiser Wilhelm II. (dieser besuchte jene Herbstmanöver höchst persönlich) und die Armeeleitung von der schweizerischen Wehrkraft überzeugt. War General Wille mehr für freie strategische Bewegung, so sein Generalstabschef Theophil Sprecher von Bernegg (er war Bündner und bei Volk und Armee sehr geschätzt und beliebt) mehr für die dauernden Befestigungsanlagen (St. Gotthard, Hauenstein, St-Maurice).

Unsere Väter und Grossväter leisteten den Grenzbesetzungsdienst mit jener Selbstverständlichkeit, wie man sie von einem biederem Eidgenossen erwarten konnte. Leider erfolgte im November 1918 der von der Sozialistischen Partei der Schweiz ausgerufenen und befolgte Generalstreik. Zentren der Unruhen waren Zürich und Olten, wohin der General Innerschweizer Truppen konzentrierte, da er wusste, dass es unter ihnen keine «Roten» gab. In jenen Novembertagen raffte eine Grippeepidemie mehr als 3000 Soldaten dahin.



Dieser Erste Weltkrieg forderte rund 10 Millionen Menschenopfer. Umsonst hatten in einer der grössten Schlachten aller Zeiten deutsche Geschütze zehn Tage lang auf das Fort Douaumont gehämmert, umsonst hatte das deutsche Geschütz, die Dicke Berta, Paris beschossen, bis das 30 m lange Rohr krepierete, umsonst waren in der «Hölle von Verdun» 336000 deutsche und 362000 französische Soldaten gefallen, umsonst, denn der Friedensvertrag von Versailles, unterzeichnet im Spiegelsaal am 18. Juni 1919, brachte für Deutschland dermassen schmachvolle Bedingungen, dass er den Keim zu einem neuen, viel schrecklicheren Krieg in sich trug.

Alfons Zimmermann

Die Ehrendinger Wehrmänner vom Landsturm mussten mit Sack und Pack zu Fuss den Weg nach Zurzach zurücklegen. Der Auszug und die Landwehr wurden in den Jura versetzt. Zur Mobilmachung blies Josef Schmid, Bernhards, vom Stein den Generalmarsch. Josef Willi, Raymonds, begleitete mit der Schützenfahne die einrückenden Wehrmänner auf den Bahnhof Baden. Es war Erntezeit. Die zurückgebliebenen Frauen und Kinder mussten Schwerarbeit leisten. Für die Wehrmänner gab es damals noch keinen Lohnausgleich. Zur Sicherstellung der Ernährung wurden Rationierungskarten eingeführt.

Alois Burger

Der Zweite Weltkrieg 1939–1945

Es sei vorweggenommen, der zweite Weltenbrand, entfacht durch einen von Grössenwahn erfüllten Menschen, der zudem noch glaubte, er sei ein Werkzeug der Vorsehung, forderte rund 50 Millionen Menschenopfer. Die Ausgangslage war diesmal eine ganz andere, als sie es im Ersten Weltkrieg gewesen war, denn damals drohte praktisch keine Gefahr für den Fortbestand der Eidgenossenschaft. Das deutsche Volk hatte am 30. Januar 1933 Adolf Hitler zum Reichskanzler gewählt. Unverzüglich liess nun der Führer und Reichskanzler alle politischen Gegner beseitigen, löste die Parteien auf, wurde 1934 als Nachfolger Hindenburgs auch Reichspräsident und riss nun die gesamte Macht über Staat und Heer an sich. Durch rasche Verminderung der Arbeitslosigkeit (in Berlin allein sassen tagtäglich an die 500 000 Arbeitslose an den Strassenrändern) mit Hilfe eines grossangelegten Bau- und Rüstungsprogrammes, soziale Massnahmen, Ausbau der Sicherheitsfaktoren (SS, Gestapo) sowie eine propagandistisch geschickt verwertete stetige Erregung der Massen gewann Hitler allmählich eine feste Position in Deutschland, die er sich durch sogenannte Volksabstimmungen bzw. Wahlen bestätigen liess. Trotz aller Verletzung des Versailler Vertrages, Judenverfolgung und Kampf gegen die Kirchen wurde Hitler auch vom Ausland weitgehend anerkannt, zumal er es verstand, auch ausländische Staatsmänner durch eine Art Charme zu gewinnen und zu täuschen.

Am 11. März 1938 erfolgte der Einmarsch deutscher Truppen in Österreich und damit der Anschluss unseres östlichen Nachbarlandes an Deutschland (Grossdeutschland). Am 29. September des gleichen Jahres kamen Chamberlain, Daladier, Hitler und Mussolini in München zusammen (Münchener Abkommen). Chamberlain kehrte nach London zurück und verkündete dem Parlament: «We have saved the peace.» (Wir haben den Frieden gerettet.) Man billigt die Besetzung des Sudetenlandes, nimmt das Protektorat über die Tschechei hin, womit praktisch der Anschluss der Tschechoslowakei an Grossdeutschland vollzogen war (am 15. März 1939).

Unterdessen hatte Mutter Helvetia nicht geschlafen. Der Bundesrat, insbesondere Rudolf Minger als Inhaber des Militärdepartementes, traute dem macht- und ländergierigen Führer des Dritten Reiches schlecht. Rudolf Minger, der populärste Mann der damaligen Exekutive, reiste in den dreissiger Jahren in der Schweiz umher, hielt Reden landauf landab, bis er einen Kredit von 300 Millionen Franken vom Parlament bewilligt bekam. Als Verteidigungsminister konnte er damit unsere Armee modernisieren und auf einen relativ guten Bereitschaftsgrad bringen.

Die sogenannte fünfte Kolonne hatte inzwischen in unserem Land Vorarbeit geleistet für den Anschluss der Schweiz an das Grossdeutsche Reich. Da wurde in

Davos Gauleiter Gustloff von einem Juden erschossen. Hitler tobte gegen unser Land. Seine HJ (Hitler-Jugend) sang schon bald: «Die Schweiz, das Stachelschwein, nehmen wir auf dem Heimweg ein.»

Dem schweizerischen Nachrichtendienst wurde bekannt, dass der Angriff auf Polen beschlossene Sache sei und nicht mehr aufgehalten werden könne. Am 28. August beschloss der Bundesrat die Mobilmachung der Grenzschutztruppen, um gegen alle Eventualitäten gerüstet zu sein.

Mittwoch, den 30. August 1939, um 17 Uhr trat die Vereinigte Bundesversammlung zur Wahl eines Generals der Schweizer Armee zusammen. Der vom Chef des Militärdepartements in Vorschlag gebrachte Kommandant des ersten Armeekorps, Henri Guisan, wurde zum Oberbefehlshaber der Schweizer Armee gewählt.

Ehrendinger Soldaten bei einer Gefechtspause, 1939.



Am 1. September 1939 drangen in aller Morgenfrühe deutsche Truppen in Polen ein. Ich hörte an jenem Morgen, wie Hitler ins Radio brüllte: «Die Polen haben uns angegriffen, seit morgens sechs Uhr schiessen wir zurück.»

Der General und der Bundesrat ordneten auf den 2. September die Kriegsmobilisierung der ganzen Armee an. Der Grenzschutz deckte den Aufmarsch der Armee, welcher reibungslos verlief. Einmal mehr waren wir Schweizer ein Volk in Waffen geworden, und wir sollten es auch während der folgenden sechs Jahre bleiben.

Es drängt mich, an dieser Stelle einige Zeilen «meinem General» zu widmen in der Überzeugung, dass unser Land diesem Mann ungeheuer viel zu verdanken hat. Guisan, 1874 als Sohn eines Waadtländer Landarztes geboren, studierte Agronomie (Ackerbaukunde), wurde Berufsoffizier und avancierte bis zum höchsten Offiziersgrad in Friedenszeiten. In seiner Person erhielt unsere Armee einen Führer, der sich während der Aktivdienstzeit in jeder Situation bewährte. Als im Frühjahr 1940 deutsche Armeen über Holland und Belgien hinweg Frankreich angriffen und es innert kürzester Frist zu Boden zwangen und als in der Schweiz eine grosse Zahl politischer Führer (Eingabe der «Zweihundert» an den Bundesrat) und selbst der damalige Bundespräsident Pilet-Golaz in seiner Radiobotschaft an das Schweizer Volk vom 11. Mai 1940 von Anpassung an Deutschland sprach, da befahl Henri Guisan am 25. Juni sämtliche hohen Offiziere zum Rütli-Report. Ihnen brachte er seinen klaren Willen zum Ausdruck, einem Gegner bis zur letzten Konsequenz Widerstand zu leisten. Volk und Armee fühlten, dass mit General Guisan ein Mann in die Geschicke der Nation eingriff, für den es keine Anpassung, keine Koexistenz mit einem allfälligen Gegner gab. Woher nahm dieser Mann die Kraft zu seiner Haltung? Henri Guisan, er war Protestant, begann als General der Grenzbesetzungsmee jedes Tagwerk kniend mit dem «Notre-Père», dem Vaterunsergebet.

Alfons Zimmermann

Episoden eines Ehrendingers aus seiner Aktivdienstzeit

Am Samstag, den 2. September 1939, rückte ich nach Aarau zu unserer Einheit, der Füs Kp II/55 ein. Hinter dem Pestalozzi-Schulhaus wurde kompanieweise das Korpsmaterial gefasst. Unsere Bajonette wurden scharf geschliffen. Das Bat 55 (rund 1000 Mann) bezog im Pestalozzi-Schulhaus Nachtquartier. Am Sonntagmorgen um 9 Uhr legten wir den Fahneneid ab. Alsdann erfolgte bei herrlichem Herbstwetter der Abmarsch unseres Bataillons (Bat) in östlicher Richtung. Unsere Kompanie (Kp) bezog in Schinznach-Dorf Quartier. Ein intensiver dreiwöchiger Ausbildungsdienst stand uns in diesem schönen Weinbaudorf bevor. Alsdann erfolgte die Verlegung unserer Kp nach Oberzeihen, ein Minidörfchen mit einem einzigen Beizlein, so dass man des Abends nach Zeihen pilgern musste, sofern man ein Schöpplin oder deren zwei zu sich nehmen wollte.

Mit der Verlegung in genanntes Dörfchen begann der militärische Alltag: Marsch zum Marchwald, wo der Verteidigungsabschnitt unserer Kp lag (Distanz 8 km), dort Stellungsbau und Rückmarsch am Abend; nebenbei erfolgten Wacheschieben und Ausbildung. Das Lmg (leichtes Maschinengewehr) musste auch bei verbundenen Augen geladen und entladen werden können. Da man beim Stellungsbau nach Herzenslust rauchen konnte, rauchte ich täglich beinahe zwei Schächteli Memphis oder Turmac, die zwei Franken kosteten. Dieser Betrag entsprach dem Tagessold. Ich schaltete um, wurde konsequenter Nichtraucher, und da mir Alkohol wenig bedeutete, las ich des Abends in einer warmen Bauernstube Kriegsbücher vom Ersten Weltkrieg «Sperrfort Rocca Alta» (öster.-ital. Front) von Louis Trenker, «Erlbter Krieg» (Westfront) von Walter Schröder u. a. Die zwei Franken Sold legte ich grossenteils beiseite, denn als Student konnte ich Ersparnes gebrauchen.

In Oberzeihen war die Tenne der einzigen Wirtschaft der Essraum unseres Zuges. Regelmässig benützte ich nach dem Frühstück das WC des Gasthauses. Dasselbe tat auch Oblt Gossweiler. Bald musste er, bald ich vor der Türe warten. Einmal meinte er, ich könne doch auch die Latrine benützen. Ich erwiderte ihm, das sei meine Sache, auch ihm als Offizier stehe das Freiluft-WC zur Verfügung. In guter Erinnerung ist mir die erste Soldaten-Weihnacht. Unsere Kp marschierte am Abend des 24. Dezember nach Zeihen. Dort hatten wir im Theatersaal eines Gasthofes ausreichend Platz für ein gemeinsames Nachtessen. Kameraden hatten die langen Tischreihen mit Tannenzweigen geschmückt, und selbst ein Tannenbaum fehlte nicht. Für jedermann lag ein Weihnachtspäckli mit einem kleinen Geschenk und einem Brief eines Schweizer Kindes bereit. Das Essen mundete uns sehr. Hans Indergand, einer der bekanntesten Soldatensänger der Aktivdienstzeit, trat auf und sang Lieder zur Laute, so beispielsweise sein Lied (er war Komponist und Texter) «Gilberte de Courgenay». Es war ein

schöner Abend. Mich persönlich freute das Weihnachtspäckli am meisten, denn es zeigte uns Soldaten, dass das Schweizervolk an uns dachte.

Ende Dezember wurden Kamerad Schaller und ich zu einer zwölfwöchigen Feldunteroffiziersschule kommandiert. Ende März 1940 kehrten wir als bestens ausgebildete Korporale (an sämtlichen Infanteriewaffen gedrillt) zu unserer Einheit zurück.

Inzwischen hatte ein waschechter Stadtbasler, Hauptmann Lanz, das Kommando unserer Kp übernommen, und der Standort der Füs Kp II/55 lag nun direkt im Marchwald, also in unserem Verteidigungsabschnitt. Sechs Normalbaracken und eine grosse mit Küche und Essraum waren nun unser Zuhause.

Die Füs Kp II/55 bestand konfessionsmässig aus 96% Protestanten und 4% Katholiken. Es ist Sonntagmorgen Anfang April 1940. Es findet kein Feldgottesdienst statt. Die Kp ist angetreten, der Gottesdienst ist freiwillig. Hauptmann Lanz befiehlt: «Katholiken vortreten!» Zwei Mann, Füs Glinz und Kpl Zimmermann, tun dies. Die Kp lacht. Hauptmann Lanz befiehlt: «Protestanten vortreten!» Ein Mann, Füs Widmer, tritt vor. Die Kp lacht nicht mehr.

Mitte April 1940 erhielt ich Studienurlaub, der aber am 11. Mai jäh abgebrochen wurde infolge der zweiten Mobilmachung. Diese war erfolgt, weil Deutschland am 10. Mai Holland, Belgien und Frankreich angegriffen hatte. Für den Fall, dass den deutschen Truppen der Durchbruch dort nicht gelingen sollte, standen, gemäss unserem Nachrichtendienst, deutsche Kampfdivisionen im Raum nördlich Basel–Bodensee bereit, den Durchbruch nach Frankreich durch das schweizerische Mittelland zu erzwingen. Unser Land stand also in jenen Tagen in höchster Gefahr.

Unser Regimentskommandant, Oberst Räber, befahl am 12. Mai, also am Tag nach der zweiten Mobilmachung, sein gesamtes Regiment (3000 Mann) auf einen Tagesmarsch mit schwerster Packung. Der Verteidigungsabschnitt unseres Regimentes (Frick–Böttstein) war damit seiner Verteidiger entblösst. Am Abend des gleichen Tages wurde Oberst Räber zur Disposition gesetzt, das heisst seines Kommandos enthoben (Herr Räber galt als Bewunderer des Grossdeutschen Reiches). In den folgenden zehn Tagen standen wir morgens um 4.30 Uhr kampfbereit in unseren Unterständen, Schützengraben usw. Jedermann sagte sich, bevor es mich erwischt, kommen zehn Schwaben dran. Angst hatte keiner. Als sich dann entscheidende Erfolge der deutschen Truppen gegen obenerwähnte Länder einstellten, gab es bei uns wieder Normaldienst.

Im Sommer 1941 befahl unser General den Rückzug der Armee aus Jura und Mittelland ins vorbereitete Reduit. Unsere Kp marschierte von Biberstein nach Engelberg. Nach fünfwöchiger Ausbildung im Gebirge (Raum Engelberg,

Gerschnialp, Trübsee, Titlis) erhielt das Füs Bat 55 den Bürgenstock als Verteidigungsabschnitt zugewiesen. Unsere Kp bezog das Hotel Mattgrat, im Osten des Bürgenstockes, als Standquartier. Wir lernten den Verteidigungsabschnitt unserer Kp gründlich kennen in Tages- und Nachteinsätzen. Bewachungsdienst, Manöver in grösseren und kleineren Verbänden, Märsche usw. brachten Abwechslung in den Dienstbetrieb.

Im Sommer 1942 fanden Manöver im Regimentsverband statt. Unsere Kp marschiert vom Bürgenstock nach Luzern. Dort beginnt bei heissem Wetter das Manöver. Die Füs Kp II/55 marschiert in Gefechtsformation abseits der Hauptstrassen nach Küssnacht. Wir kommen dort gegen Abend mit durstigen Kehlen an. Ich erhalte den Auftrag, mit meiner Gruppe die Hauptstrasse Richtung Hohle Gasse zu sichern. Das Lmg wird in Stellung gebracht usw. In unmittelbarer Nähe befand sich eine Konditorei. Der soldatenfreundliche Besitzer rückt mit Likör- und Cognac-Flaschen an. Ich mache meine Leute auf das absolute Alkoholverbot aufmerksam. Dies nützt wenig. Ein Gläschen ums andere wird genehmigt, insbesondere von meinem Lmg-Schützen Hürzeler, den wir wegen seiner kräftigen, untersetzten Gestalt Knorz nannten. – Inzwischen ist es dunkel geworden. Die Sicherungsgruppen werden zurückbefohlen auf den Hauptplatz von Küssnacht, wo sich die Kp besammelt. Knorz wankt und schwankt mit dem Lmg je näher wir zum Sammelplatz kommen, und hier beginnt er zu rufen: «Zimmerma, Zimmerma wo bisch, wo bisch?» Ich rufe ihm zu: «Knorz, riss di zäme, du chonsch jo no id Kischte!» – Unsere Kp marschiert in Einerkolonne Richtung Seebodenalp. Hauptmann Lanz kreuzt neben mir auf und möchte wissen, was mit Lmg-Schütz Hürzeler passiert sei. Ich erwidere ihm, er sei offensichtlich schon im Bild. Die Kp gelangt auf Seebodenalp an, man zeltet, und anderntags gibt's um 4 Uhr Tagwache. Hptm Lanz kommt zu meinem Gruppenzelt und sagt mir, ich solle den Lmg-Schützen Hürzeler heraufrufen. Dieser hört das, kommt aus dem Zelt gekrochen, geht in Achtungstellung und meldet sich so laut an, dass es über die halbe Seebodenalp tönt: «Herr Hauptmann, Lmg-Schütz Hürzeler.» Nach kurzer Zwiesprache teilt ihm Hptm Lanz mit, dass er den Fall dem Regimentskommandanten unterbreiten müsse, jedenfalls seien ihm zehn Tage scharfer Arrest sicher. Hürzeler meldet sich ab, weniger laut, als er sich zuvor angemeldet hatte.

Bei Tagesanbruch geht das Manöver weiter. Es ist wieder heiss. Die Bat 55 und 56 erobern das ganze Rigimassiv, während Bat 57 den Verteidigungskampf verliert. Im Verlaufe des Nachmittags marschiert unsere Kp nach Vitznau hinunter, von wo sie auf verschiedenen Nauen nach Buochs befördert wird. Auf dem Rückmarsch zu unserem Standquartier gibt es oberhalb Ennetbürgen einen kur-

zen Halt. Jedermann ist müde und setzt sich an den Strassenrand. Da schießt mein guter Lmg-Schütze Knorz in die Höhe mit den Worten «verdamm, verdamm!» und greift mit beiden Händen an seinen Hinterteil. Was war passiert? Knorz hatte seinen Po mitten auf ein Wespennest gesetzt. Es sei noch kurz zu erwähnen, dass Knorz die zehn Tage Arrest aufgebrummt bekam; aber er konnte am Ende der Kittchentage sich rühmen, er habe es in seinem bisherigen Leben noch nie so schön gehabt, er hätte gründlich ausschlafen können und sei täglich von Kameraden mit Gratiszigaretten und Gratisbier versehen worden. Knorzens Knast befand sich zuoberst im Dachstock des Hotels und war mit einem Fenster versehen, so dass ihn seine Gruppenkameraden leicht mit den genannten Produkten bedienen konnten.

Im Mai, Juni und Juli 1943 leisteten wir Bewachungs- und Ausbildungsdienst im Tessin. Die Füs Kp II/55 ist in Faido stationiert. Ich habe meinen Schlag in einem alten, unbewohnten Haus an der Hauptstrasse. Die Haustüre konnte man nicht schliessen. Mein Zimmer, mit Bett, Schrank und Tisch versehen, befand sich im Erdgeschoss. Eines Nachts schüttelt es mich in meinem alten Bett. Ein Sprung aus dem Nest, den Lichtschalter angedreht und ein Blick unter meine Schlafstätte war das erste, das ich tat. Da sehe ich, wie ein Kleiderbügel am Schrank noch hin und her pendelt. Ich weiss nun, dass das Tessin das Epizentrum eines Erdbebens gewesen war.

Wochenlang musste ich in Faido Nahkampf instruieren, was für mich eine äusserst langweilige Sache war. Auf Wunsch meines Hauptmanns hatte ich ausserdienstlich mit zwei Kameraden in Zürich einen Jiu-Jitsu-Kurs (Judo) besucht und musste nun meine Kenntnisse an den Mann bringen. Ich war heilfroh, als ich mit 18 Mann auf einen Aussenposten kommandiert wurde. Alle zwei Stunden mussten dort Patrouillen starten zwecks Kontrolle von Eisenbahntunneln und einer nahe gelegenen Alp. Die Kriegssituation war damals so, dass das deutsche Afrika-Korps von britisch-amerikanischen Truppen nach Sizilien zurückgedrängt wurde. Das Korps und weitere deutsche Truppen in Italien bekamen über den Brenner zu geringen Nachschub. So bestand für unser Land Gefahr, dass deutsche Luftlandetruppen nördlich oder südlich des Gotthards also mitten ins Reduit, abgesetzt werden konnten. Meine Leute durften während zirka 14 Tagen keine Kleider und Schuhe ausziehen, und selbst der Gürtel mit den Munitionstaschen durfte beim Schlafen nur gelockert werden.

Im Frühjahr 1944 war das Füs Bat 57 für 14 Tage nach Interlaken zur Bewachung des Hauptquartiers unseres Generals kommandiert. Unserer Füs Kp II/55 wurde die Ehre zuteil, das Bat 57 zu verstärken. Eines Abends spazierte ich durch ein enges Strässchen und begegnete dem General. Ich salutierte. Auch er tat es

und sprach dazu die Worte: «Bonsoir mon caporal.» In Interlaken begegneten wir erstmals in unserer Aktivdienstzeit den FHD-Damen in ihren adretten Uniformen.

Meinen letzten Aktivdienst leistete ich von Ende Oktober bis Anfang Dezember 1944. Nach zehensemestri-gen Fachstudien in Zürich, Genf und Basel konnte ich mich endlich für die Bezirkslehrerprüfung anmelden. Während dreieinhalb Monaten hatte ich gelernt und war bestens vorbereitet. Eine Woche vor Prüfungsbeginn wurde unsere Division am 26. Oktober mobilisiert. Ich rückte nach Köl-likon ein mit dem Urlaubsgesuch in der Tasche. Dieses wurde noch gleichentags abgewiesen. Am Abend marschierte die FüS Kp II/55 mit Vollpackung von Köl-likon ab und gelangte in der Morgenfrühe in Basel an. Der interessanteste Dienst stand uns bevor. Unser Infanterie-Regiment 23 hatte die Stadt Basel inklusive Allschwil zu schützen. Wir hatten Gelegenheit, am Scherenfernrohr die Vorgänge jenseits der Grenze zu beobachten. Beispielsweise sahen wir, wie Truppen der 1. französischen Armee, geführt von General De Lattre de Tassigny, in schnellen amerikanischen Jeeps über das sozusagen ebene Gelände rasten.

Abwechselnd mit einer anderen Gruppe bestand meine Hauptaufgabe darin, auf dem Güterbahnhof St. Johann mit meinen Leuten die vom Elsass hereinfahren- den Züge, es waren ausschliesslich Kohlenzüge, genaustens zu untersuchen. Einmal entdeckten wir auf einem Waggon, dass die Kohle eine kleine Wölbung aufwies. Ein Arm und eine geschwärzte Hand waren sichtbar. Auf meinen Anruf kam ein junger Mann zum Vorschein. Als er vom Waggon gestiegen war, fragte er zitternd: «Werde ich sogleich erschossen?» Ich sagte ihm, er befinde sich auf Schweizer Boden, es passiere ihm nichts. Der 17jährige deutsche Bursche zeigte uns das mitgebrachte Aufgebot zur SS (schlimmste Kampftruppe Hitlerdeutschlands). Er wusste, was ihm bei der Waffen-SS bevorstand, und versuchte deshalb zu fliehen. Ein anderes Mal entdeckten wir im Gestänge, also im Unterteil des Waggons, eine graue Gestalt in Männerkleidung. Wir zogen sie hervor und ver- nahmen nun, dass die Person eine elsässische Metzgersfrau war, die schwarz ge- schlachtet hatte und deshalb um ihr Leben bangen musste. Ihr Fluchtversuch in die Schweiz war gelungen.

Am 6. Dezember verliess unser Regiment Basel. Die Stadt hatte unseren Schutz nicht mehr nötig, da die Truppen von General De Lattre de Tassigny den Rhein überquert hatten und bereits im Schwarzwald standen.

Die Baslerinnen erwiesen sich als dankbare Eidgenossinnen. Sie hatten in aller Eile Kuchen gebacken. In drei vollbeladenen Camions schickten sie ihr Gebäck den heimwärts marschierenden Beschützern nach.

Alfons Zimmermann

Vom Anbauplan zum Anbauwerk

Schon in den Jahren 1937 bis 1939 hatte Bundesrat Hermann Obrecht die Fundamente gelegt für die kriegswirtschaftliche Versorgung unseres Landes. Auf dem Gebiet der landwirtschaftlichen Produktion wurde ein Anbauplan erstellt, der auf Annahmen und Voraussetzungen basierte, die zu diesem Zeitpunkt noch viele unbekannte Faktoren beinhalten mussten.

Nach Ausbruch des Krieges galt es, alle Kräfte zu mobilisieren, die Eigenversorgung sicherzustellen.

Die Lebensmittelkontrolle wurde in unserer Gegend straff durchgeführt. Es gab Rationierungskarten für die Privathaushalte und zusätzliche Einmachzuckerkarten für die Fruchtkonservierung. Für die Gastbetriebe wurden Mahlzeitencoupons ausgegeben. Arbeiter, die den Bauern in der Erntezeit zu Hilfe kamen, bevorzugten das Entgelt in Form von Speck und Brot entgegenzunehmen.

Schon bald war zu erkennen, dass es sich bei diesem Planwerk nicht um kurzfristige Massnahmen handeln konnte, und es entwickelte sich aus dem Anbauplan das Anbauwerk unter der Führung von Professor F.T. Wahlen. Die Hauptaufgabe wurde unserem Bauernstand übertragen, aber auch Kleinpflanzer, Vereine und Verbände und auch die Industrie haben Pflanzwerke geschaffen, die grosses Lob verdienen. Die Viehbestände wurden reduziert, um mehr Getreide anzubauen. Die örtlichen Ackerbaukommissionen prüften das Land auf seine Brauchbarkeit und stellten ein Produktionskataster auf. Jeder Bauernbetrieb wurde zu einer Anbaufläche zum Ackerbau verpflichtet. Die Spielwiese hinter dem Schulhaus Oberehrendingen wurde ein Gemüse- und Kartoffelacker. Wenig kultiviertes Land wie Streuland, magere Weiden, Sportplätze, Parkanlagen usw. wurden umgepflügt und angepflanzt. Sogar Waldgrundstücke, die durch ihre ungünstige Lage und Form die landwirtschaftliche Nutzung erschwerten, wurden gerodet. Im Gebiet des Schladwalds wurde durch Rodung ein Areal von 400 Aren dem landwirtschaftlichen Anbau zugeführt und vor wenigen Jahren wieder neu aufgeforstet. Unter anderem hat sich die Schule von Unterehrendingen massgeblich an der «Anbauschlacht» beteiligt. Dies ist vor allem dem Einsatz der damaligen Lehrerin Fräulein Jakob – heute Ehrenbürgerin – zu verdanken. Von 1942 bis 1947 haben die Schüler ihrer Klassen während der Schulzeit, an freien Tagen und in den Ferien unzählige Stunden auf den Äckern Ähren aufgelesen und sie zu Mehl verarbeiten lassen. Wie sich dies abspielte, hat ein Schüler der vierten Klasse wie folgt beschrieben:

«Alle Morgen um acht oder neun Uhr gingen wir Ähren sammeln. Die Schule ging, weil die Schweiz zu wenig zu essen hat und die Bauern zu wenig Zeit haben. Am Morgen gingen wir drauflos, weil wir wussten, dass wir gegen Mittag

faul wurden. Es war schöner am Morgen früh, als wenn die Sonne heiss auf unseren Rücken brannte. Wenn die Sonne brannte, hatten wir nicht so schwer beim Heimgehen. Manchmal hatten wir bis achtzig Kilogramm und manchmal nur etwa zwanzig. Es kam darauf an, wie viel der Acker hatte, und wie viele Kinder es waren. Für eine Pause waren wir einverstanden. Manchmal hatten wir Zuckerwasser oder sonst Wasser. Das hatten wir bald getrunken. Und nicht lange ging's, so hatten wir wieder Durst. Wir schwitzten, aber das Mehl liess uns soviel schon ertragen. Für jeden halben Tag einen Strich. Aber wenn nur das gewesen wäre, wären wir nicht gegangen. Wir sind wegen einem Pfund Mehl

Ährenleset. Kriegsjahre 1939–1945.



gegangen, und wegen der Reise nach Basel! Auf dreiunddreissig Äckern haben wir aufgelesen. Wir waren drei Geschwister und haben 12 Kilogramm Mehl bekommen. Im ganzen haben wir 700 kg Ähren aufgelesen. Nicht immer gingen wir. Manchmal waren sie schon fort, wenn wir kamen. Da mussten wir sie aufsuchen. Einmal waren sie bei Ammanns. Dort sassen sie rund um einen Haufen dürres Gras herum. Dort hatte es viele Ähren drin, denn es war Unkraut im Weizen gewachsen. Dann schnitten sie es ab, und wir durften es erlesen. Das gab viele Ähren, und alle durften wir behalten. Als die Sonne kam und es heiss wurde, bekam Kurt K. Kopfweh. Heim wollte er nicht. Da betteten wir ihn in den Haufen hinein und gaben eine Bürde zu ihm hin. Da konnte er doch arbeiten. Ich durfte das durchlesene Heu auf den Haufen tragen. Der Sack füllte sich. Die Haufen wurden kleiner. Jetzt hatten wir eine Pause. Frau Ammann warf Ruthli einen Milchpfel entgegen. Ruthli sprang hin. Jetzt rollte der Apfel am Boden. Es sprang, und der Apfel rollte. Paus, da zersprang er, denn Ruthli hat ihm einen Gingg gegeben. Es gab alles dem Vreneli. Wir mussten lachen. Sogar Kurt lachte. Als wir fertig waren mit dem Acker, gingen wir zum andern. Dort konnten wir nicht sitzen. Wir stellten uns in eine Reihe auf, und nun ging's los. Da brachten sie uns noch Brot. Ein kleiner Bube brachte es. Er mochte es kaum tragen. Da verteilte es die Lehrerin. Nachher kam Kilian. Er wollte das Unkraut anzünden. Aber Herr Ammann sagte nein. Da gingen wir halt ohne Feuer heim.»

Das Sammelergebnis für die Jahre 1942 bis 1947 belief sich auf etwa 2300 kg Mehl und wurde aufgrund der von den Kindern geleisteten Arbeitsstunden auf die entsprechenden Familien verteilt. Ein sehr willkommener Zustupf für die ohnehin knappen Mehrationen. Als Ansporn für die Sammeltätigkeit der Kinder wartete eine Schulreise nach Basel und bedeutete den Höhepunkt der Aktion. Das Dreschen wurde von den Landwirten mehrheitlich kostenlos ausgeführt. Die von Fräulein Jakob geleistete organisatorische und abrechnungsmässige Arbeit ist nicht abschätzbar.

Unbestritten ist, dass die Landwirtschaft einen ausserordentlichen Einsatz für das Anbauwerk geleistet hat, und man muss berücksichtigen, dass ja viele Bauern Aktivdienst absolvieren mussten. Deshalb gebührt den Bäuerinnen für ihre zusätzliche Arbeit grosses Lob.

*W. Etzensperger
A. Burger*

Die Jahre der Weltwirtschaftskrise und des nachfolgenden Zweiten Weltkrieges brachten schwere Belastungen für die Bevölkerung mit sich. Wie stets traf es die kleinen Leute am härtesten. Während die Bauern noch die Arbeit auf dem eigenen Boden ernährte, waren Handwerker, Angestellte und Arbeiter ganz von der Wirtschafts- und Versorgungslage abhängig. Die Arbeitslosigkeit brachte die Familien oft um ihr tägliches Einkommen, die Rationierung der Lebensmittel im Krieg wurde nicht durch Eigenversorgung gemildert.

Eine grosse Anzahl Ehrendinger arbeitete dazumal in der Giesserei Oederlin in Ennetbaden. Tagtäglich legten sie den Weg je nach Vermögen mit dem Post-

Fünf «Mäher» im Einsatz, 1943.



auto, dem Fahrrad oder auch zu Fuss zurück. Die Mittagspause war zu kurz, um nach Hause zu kommen. So sammelte man im Dorf jeweils bei einigen Familien die Blechbehälter mit den Speisen ein und schickte meist eines der Kinder auf den Weg über den Rebberg zur Fabrik hinunter.

In der Krisenzeit hatten die Arbeiter wenig Rechte, viele Firmen nutzten den Beschäftigungsmangel aus. Die Sicherheitsvorschriften an den Maschinen wurden häufig vernachlässigt. Spurte einer nicht so, wie der Vorarbeiter es wünschte, wurde er nach Hause geschickt («go fiere» nannte man dies), der Lohn war entsprechend geringer und fehlte in der Familienkasse.

Die Väter, die noch Arbeit hatten, versuchten wenn möglich, ihren Söhnen eine Stelle in der gleichen Fabrik zu verschaffen; wer sich immer wohlverhielt und mit den Vorgesetzten gute Beziehungen pflegte, hatte die grössten Chancen dazu. Die Jungen verdingten sich nach der Schule meist sogleich in der Industrie, Lehrabschlüsse waren in der Krise selten. Jeder musste helfen, die Familie durchzubringen und den kleinen Besitz zu wahren. Fand man keine feste Anstellung, suchte man bei einem Bauern auf dem Feld oder im Wald etwas zu verdienen, und wenn es nur ein Zmittag war. Während des Heuets im Sommer halfen viele als Schnitter, den jungen Männern winkte ein rechtes Abendbrot, vielleicht mit einem Stück Speck, das dann nicht fett genug sein konnte. Die Kinder sammelten Weinbergschnecken, die sie an die Badehotels in der Stadt verkauften.

Grosse Verantwortung lastete auf den Frauen, die ihre kinderreichen Familien mit dem kärglichen Einkommen durchbringen mussten. Auf den Brotschnitten musste man die Butter meist suchen, ein halber Nussgipfel oder ein Rädchen Chämiwurst am Sonntag waren ein Fest.

Während des Krieges wurde wohl die Arbeitslage besser – nun hatte die Eisenindustrie durch die Waffenfabrik Hochbetrieb. Jetzt mangelte es sogar an Arbeitskräften, weil die Männer häufig eingezogen waren. Den Familien aber fehlte das Einkommen der Soldaten, die Ausgleichskasse war noch unbekannt, der Lohnausgleich betrug lediglich 20 Franken monatlich für jedes Kind.

Die Jungen übernahmen in Fabrik und Dorf die Aufgaben der Einberufenen.

Als 17jährige hatten sie in die «Kriegsfeuerwehr» einzutreten, die für den Schutz der Bauten zuständig war.

Die 18- und 19jährigen waren in der Ortswehr erfasst, die etwa dem heutigen Zivilschutz entsprach. Zu ihrer Ausbildung gehörten aber auch Schiessübungen, ihre Aufgabe war der Schutz der Dorfbevölkerung, Hilfe und Verteidigung im Notfall, aber auch das Beobachten der Gesinnung der Dorfbewohner.

Mit 20 Jahren wurden die Jungen zu Soldaten gemacht. Eine ganze Gruppe von Ehrendingern war damals in der gleichen Radfahrerkompanie zusammen.

Trotz der schwierigen Lage gab es doch auch Zerstreuung. Die Vereine im Dorf blieben zum Teil weiterhin aktiv. Der Turnverein zum Beispiel führte trotz allem den alljährlichen Unterhaltungsabend durch. In der Dorfjugend entstand der «Ehrendinger Mostverein». Da jedermann nur wenig Geld hatte, legte man zusammen, um den Abend um eine Flasche Usteröpfelmost zu verbringen. Die Wirte des Ortes waren mit einem Beitrag von fünf Franken Ehrenmitglied. Berichte von Zeitgenossen erzählen von grosser Solidarität unter der Bevölkerung, enthalten auch viele vergnügliche Anekdoten über Lausbubenstreiche und lustige Zwischenfälle. Es ist aber auch Schmerz zu spüren und Furcht vor einer Wiederkehr solcher Zeiten. Krise und Krieg, extreme Belastung und Entbehrung brachten viele junge Menschen um eine frohe Jugend.

Albert Müller

Die Klöster

Im Frühmittelalter waren die Klöster wirtschaftlich selbständig und dienten besonders der Seelsorge, Missionierung (Christianisierung), Armen- und Krankenpflege, Erziehung, wissenschaftlichen Bildung und Kunst. Durch viele Schenkungen, eine geschickte Landpolitik und Kauf gelangten sie in den Besitz grösserer Gebiete und beachtlicher Rechte.

In besonderer Beziehung zu Ehrendingen standen die Klöster St. Blasien und Wettingen.

St. Blasien

Das Kloster St. Blasien im Schwarzwald wurde um das Jahr 1000 erbaut. Vorher stand dort die Zelle eines Eremiten. Das genannte Kloster hatte Besitztum in Ehrendingen. Bis zum Grenzstein im Höhtal, er steht heute noch, reichte der Besitz von St. Blasien. Das Wappen des Domstiftes war der Hirsch. Auf den äussersten Posten des Klosterbesitzes benannte man die Gasthöfe mit «Hirschen»: «Hirschen» Oberehrendingen, «Hirschen» Kirchdorf, «Hirschen» Eendingen. Das Dorfwappen von Oberehrendingen hat seinen Ursprung vom Kloster St. Blasien. Patron der Kirche – wie vorher der Kapelle – ist der hl. Blasius.

Das Kloster Wettingen

Stifter dieses Klosters war Graf Heinrich von Rapperswil. Bei einer Rückfahrt vom heiligen Land war er im Mittelmeer in Seenot geraten. Er versprach der Gottesmutter, ein Kloster zu gründen, falls er aus dieser errettet werde. Es erhielt den Namen Maris Stella (Meersterne) und wurde der Mutter Gottes geweiht. Da Graf Heinrich in Rapperswil kein geeignetes Land gefunden hatte, machte er sich auf die Suche. Am Limmatknie in Wettingen fand er einen günstigen Platz. Im Jahre 1226 kaufte er das Land, und schon im folgenden Jahr 1227 begann man mit dem Bau des Klosters.

Nach dem Tode seiner Gemahlin trat Graf Heinrich als Bruder in das Kloster Wettingen ein. Er starb im Jahre 1246.

Das Kloster Wettingen besass in Unterehrendingen und Oberehrendingen Höfe, also Grundbesitz. Diese Höfe wurden als Lehenshöfe, oft als Erblehen, an Bauern vergeben. Der grösste Lehenhof in Ehrendingen war der Grünenfelderhof zu Nieder-Ehrendingen.

Wie die Vergebung des genannten Lehenhofes vor sich ging, zeigt eine Urkunde des Klosterarchivs. Am 7. Dezember 1564 lassen die Gebrüder Grünenfelder zu Nieder-Erendingen dem Abt einen Revers, das heisst Gegen-Lehenbrief über den sogenannten Grünenfelderhof, den sie vom Kloster Wettingen als Erblehen erhalten haben, ausstellen. In diesem Gegen- oder Reversbrief ist der ihnen übergebene Lehenbrief des Klosters wörtlich wiederholt.

Als Leheninhaber dieses Grünenfelderhofes figurieren:

Gebrüder Hans und Jakob Grünenfelder, ferner Fridolin Grünenfelder mit seinen Brüdern, alle von Nieder-Erendingen in der Grafschaft Baden.

Im Reversbrief ist das gesamte Lehen des Grünenfelderhofes genau mit allen einzelnen dazu gehörenden Grundstücken, mit Angaben über deren Grösse, Lage, Anstössern an jedes Stück, auch die Bauten, Gärten und Baumgärten usw. genau beschrieben.

Es gehörten dazu:

5 Häuser, Hofstätten, Spicher, Scheunen, Baum- und Krautgärten, 3 Mannsmad (Jucharten) Wiesland, 4 Jucharten Ackerland in der Au, 23½ Mannswerk Mattland, total 122 Jucharten, dazu auch Ackerland in verschiedenen Zelgen.

Der jährliche Bodenzins, den die Grünenfelder dem Kloster Wettingen für diesen Hof gemeinsam zu entrichten haben, beträgt:

13 Mütt Kernen (etwa 1300 kg Weizen),

1 Malt Hafer (etwa 250 kg),

3 Hühner, 100 Eier und 16 Schilling an Bargeld.

Als Anstösser werden genannt:

Michael Zimmermann, Hans, Konrad, Ulrich Zimmermann, Jakob Zimmermann, später Untervogt vom Amt Ehrendingen, Hans Wirt, Ulrich Mäder, Heinrich Frei; ferner Fridolin Burger, Heinz Suter, Heinrich Widmer, alle auf Freienwiler Zelgen. Anstösser von Niederweningen sind: Christian Bucher, Rudolf und Hans Bucher, Ulrich Wenzinger, Heinrich Kläusli und Ulrich Schibli, der Untervogt im Wehntal war.

Wissenswertes über das Lehenswesen in früheren Jahrhunderten

Die Bauern hatten ihre Güter nur als Lehenbauern inne. Eigentliche Besitzer der Güter waren geistliche Stifte, die Klöster, Kirchen, Spitäler, der Adel usw. Ihnen, den Grundherren, mussten die Bauern den Grund- oder Bodenzins entrichten. Er erfolgte grösstenteils in Feldfrüchten, vorwiegend in Kernen (Weizen, aber

auch in Roggen, Gerste oder Hafer). Oft mussten auch ein Schwein (oder deren mehrere), Hühner usw. und ein kleiner Geldbetrag als Zins entrichtet werden.

Nebst dem Grundzins hatten die Bauern auch den sogenannten Zehnten abzuliefern. Man unterschied zwischen dem grossen und dem kleinen Zehnten. Der grosse Zehnte war vom Getreide, der kleine von Gartenfrüchten, Knollengewächsen, Obst, Nüssen usw. abzugeben.

Der grosse Zehnte kam nicht dem Grundherrn zu, sondern dem Kollator der Kirche (Kirchenvogt), der u. a. den Pfarrer zu besolden hatte. Der kleine Zehnte musste dem Pfarrherrn direkt übergeben werden.

Die Grund- oder Bodenzinse wurden in unserer Gegend in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts ausgekauft. Dies geschah meistens gemeindeweise.

Als Auskaufsumme wurde zumeist der zwanzigfache Jahresertrag des Zinses (umgerechnet Naturalien in Bargeld) errechnet und dann die entsprechende Summe durch eine Bank dem Grundherrn ausbezahlt und der Bank die Summe verzinst und amortisiert. Die Auskaufsumme konnte auch dem Grundherrn selber verzinst und allmählich abbezahlt werden. Gleicherweise wurden die Zehnten abgelöst. So wurden die Lehenbauern zu eigentlichen Besitzern ihrer Güter.

*Alois Burger
Alfons Zimmermann*

Ein Massengrab

Beim Graben für die Friedhofdrainage im November 1933 fand man eine wahre Schädelstätte. Die Skelette befanden sich zwischen der Sakristei und dem Eingang zum alten Pfarrhaus. Wie man von Edmund Suter, Schneider in Unterehrendingen, erfahren konnte, grassierte 1799 unter den Russen, die 18 Wochen in unserer Gegend waren, das Nervenfieber (lateinischer Name: Abdominaltyphus). Die Skelette lagen 60 cm unter dem Boden und waren mit Kalk überstreut. Unter den Gebeinen befand sich auch ein Unterkiefer mit blendendem, starkem und vollständigem Gebiss. Daneben wurden zehn starkknochige Skelette separat aufgefunden. Ein Zeichen, dass es kraftvolle Männergestalten waren. Spuren von Särgen fand man nicht.

Alfred Zimmermann, Pfarrer

Zur Kirchengeschichte von Ehrendingen

Nach der Überlieferung gehörten die Bewohner von Ehrendingen um die Jahrtausendwende zur Kirchgemeinde Hohentengen am Hochrhein. Ein Glied der Familie besuchte jeweils den Sonntagsgottesdienst und informierte nachher die Familienangehörigen über die Predigt und das kirchliche Geschehen. Um 1145 wird erstmals eine Kirche Niederweningen erwähnt. Sie gehörte damals dem Schaffhauser Kloster Allerheiligen. Erst von 1219 an ist von einer eigentlichen Pfarrei Niederweningen die Rede. Von diesem Jahre an dürfte auch Ehrendingen zu dieser Pfarrei gehört haben.

Die Pfarrei Niederweningen, wie später auch Ehrendingen, gehörte zum Bistum Konstanz. Es war das grösste und das reichste Bistum in Mitteleuropa. Von 1414 bis 1418 fand das Konzil von Konstanz statt. Es war die glänzendste Kirchenversammlung. Von Konstanz fuhr Papst Martin der Fünfte den Rhein hinunter. Er stieg bei Kaiserstuhl an Land und zog beritten mit Gefolge durch Ehrendingen. In Baden machte er Halt und bezog kurz Quartier. Dann kehrte er über Genf nach Rom, in die ewige Stadt, zurück. Die Agathakapelle in Unterehrendingen wird erstmals im Markenbuch des Bistums Konstanz um 1370 erwähnt.

Ebenso wird auch eine Blasiuskapelle in Oberehrendingen erwähnt. Das Kloster St. Blasien im Schwarzwald hatte auch Besitzungen in unseren Gemeinden. Von dort dürfte auch der Kapellenname herrühren. Beide Kapellen von Unter- und Oberehrendingen wurden von einem Hilfspriester von Niederweningen betreut. Die Pfarrei Niederweningen war so weit verzweigt, dass dem Pfarrer ein Pferd zur Verfügung stand.

Wie die Überlieferung festhält, waren die Ehrendinger vor der Reformation fleissige Besucher des wehntalischen Gotteshauses. Sie sollen den weiten Weg über die Chilpen nicht gescheut haben. Am ersten Sonntag nach dem Heinrichstag, am 12. Juli, wurde im Chlupf Oberweningen Chilbi gefeiert. Dort machte die grosse, weitverzweigte Kirchgemeinde freudig mit.

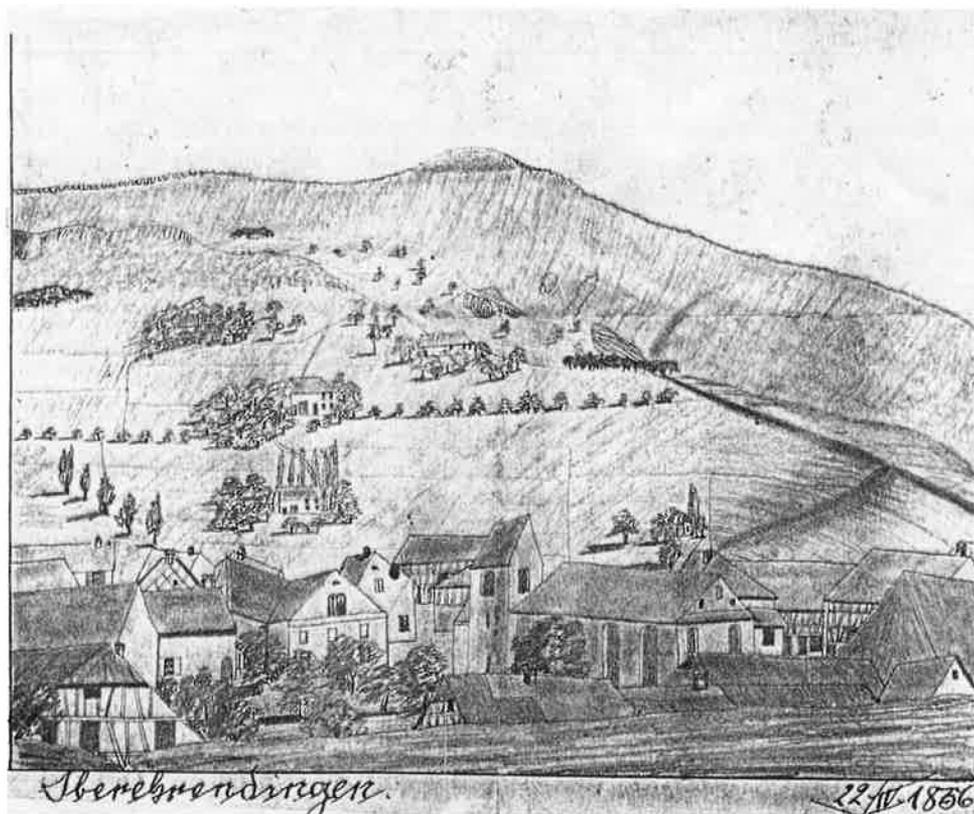
Im Jahre 1524 trat Niederweningen zur neuen Lehre über. Ehrendingen blieb dem alten Glauben treu. Niederweningen stand unter dem Einflusse Zürichs, während Ehrendingen unter dem Einflusse Badens stand. Baden blieb dem alten Glauben treu. Auch einzelne Gemeinden vom Baderbiet nahmen die neue Lehre an. Nach der Kappellerschlacht vom 11. Oktober 1531 konnte der Glarner Aegidius Tschudi, Landvogt zu Baden, die abgefallenen Gemeinden wieder zur alten Lehre zurückbewegen.

Nach der Reformation behielten die Ehrendinger noch Anteil an der Niederweningener Kirche und hielten, um ihr Recht zu bekunden, noch über 200 Jahre von Zeit zu Zeit einen Gottesdienst in der Kirche zu Niederweningen ab. Ihre Toten brachten sie während ungefähr 50 Jahren auf den Friedhof von Niederweningen.

Den regulären Gottesdienst hielten die Ehrendinger nach der Reformation in der St.-Agatha-Kapelle in Unterehrendingen. Die Einwohnerzahl der Kirchgemeinde betrug 300 Seelen.

Um 1580 wurde die Blasiuskapelle in Oberehrendingen zur Pfarrkirche erweitert. 1589 wurde ein Pfarrhaus eingerichtet und um dieselbe Zeit unter dem Patronat des Konstanzer Domkapitels, das sich für die Erhaltung des katholischen Glaubens bemühte, die Pfarrpfünde gestiftet. Der Taufstein, der die Jahreszahl 1587 trägt und in den die Bilder der vier abendländischen Kirchenväter Ambrosius, Augustinus, Hieronymus und Gregor der Grosse eingehauen sind,

Auf dieser alten Zeichnung ist der Dorfkern von Oberehrendingen mit dem ehemaligen Käsbsissenturm sichtbar, 1856.



befand sich als Leihgabe im Landvogteischloss in Baden. 1984 wurde er restauriert und wieder als Taufstein in der renovierten Kirche aufgestellt.

Erster Pfarrer war Rudolf Köchlin von Kaiserstuhl, der 1589 starb. Ihm folgte Balthasar Hammerer, der zugleich Dekan des Kapitels Regensburg war. Vom dritten Pfarrer, der von 1620 bis 1628 die Pfarrei betreute, ist noch ein hübscher gotischer Kelch vorhanden. Auch eine Stifterscheibe, die im rechten Fenster in dem angebauten Teil der Kirche eingebaut ist, trägt sein Wappen – Kelch und Schlüssel – und die Anfangsbuchstaben V. M.: Veit Messmer.

1639 erhielt die Kirche einen neuen Altar im Chor. Der 6. Pfarrer, Heinrich Meyer von Baden, stiftete für die Kirche neue Glocken.

Unter dem tüchtigen Pfarrer und Dekan Kaspar Kopp von Baden, 1720 bis 1750 in Ehrendingen, wurde die Kirche 1733 renoviert.

Die rechtliche Loslösung von der Mutterkirche Niederweningen folgte erst 1805. Da die Gemeinden damals für die Loslösung kein Geld hatten, wurde es vom Geldleihinstitut Guggenheim in Eendingen vorgeschossen. Für den Gefälleinzug für Besitzungen in Ehrendingen hatte in früheren Jahren das Kloster Wettingen das erste Recht. An zweiter Stelle erfolgte das Kloster St. Blasien. Dem Kloster St. Blasien gehörte auch die Kirche von Schneisingen mit Siglistorf. Wislikofen war jedoch eine eigene Propstei.

In den Jahren um 1830 erlebte die Pfarrei auch Unruhen und Reibereien gegen Pfarrer Josef Meier und auch gegen die Kirche als solche. Er stellte ein Gesuch an den Regierungsrat – dieser war nämlich für die Ernennung von Pfarrherren zuständig –, von der Pfarrei entlassen zu werden. Seinem Gesuche wurde entsprochen.

Es folgt ein Beispiel, wie man gegen Pfarrer Meier eingestellt war:

Einige Bürger waren mit der Ernennung von Pfarrer Meier nicht einverstanden. Vor der Installation fällten sie im Pfarrgarten aus Protest gegen ihn zwei Apfelbäume. Auch zu Pfarrer Johann Laurentius Huber, der von 1838 bis 1842 wirkte, war das Verhältnis nicht gut. Von Baden aus wurde von gewissen Herren ein Teil unserer Bewohner gegen die Pfarrherren aufgehetzt.

1829 wurde das Schiff der Kirche, das bis dahin bloss 10 m lang war, auf 20 m verlängert.

1831 wurde auch der Chor, der kurz vorher niedergebrannt war, neu gebaut, und die Kirche bekam zwei Seitenaltäre. Das Bild des einen Seitenaltars stellte Weihnachten, das andere das letzte Abendmahl dar. Auf dem Hochaltar wurde anstelle des bisherigen St.-Blasius-Bildes, das durch den Brand stark beschädigt war, eine Darstellung des Heilandes am Kreuze mit Johannes und Maria angebracht. Darüber war in einem Rundbild das Opfer Abrahams dargestellt. Die

Bilder an allen drei Altären stammten vom tüchtigen Aargauer Kunstmaler Kaspar Belleger. Leider wurden diese wertvollen Gemälde bei einer späteren Renovation der Kirche alle wieder entfernt und verkauft. Ein einziges Bild, das Rundbild oben am Hochaltar, blieb noch zurück.

1886 wurde der Käsbissenturm in einen Spitzhelmturm umgebaut. Nachdem im Jahre 1900 alle Glocken bis auf die kleinste gesprungen waren, erhielt der Turm

St.-Agatha-Kapelle in Unterehrendingen. Historisch erstmals erwähnt anno 1370, kunsthistorisch sehr wertvoll.



ein neues Geläute mit vier Glocken. Die Glockenweihe am 30. Juni 1901 war ein grosser Freudentag für die Pfarrei. Die Weihe wurde vorgenommen von Dekan Schürmann aus Kirchdorf. Die vier Glocken kosteten 13 300 Franken. Für die alten Glocken wurden noch 2030 Franken bezahlt. 7000 Franken wurden durch freiwillige Gaben gedeckt. Die Töne der neuen Glocken sind: E, G, A, C. Die grösste Glocke ist verziert mit dem Bilde des Heilandes am Kreuze und einer Frauengruppe. Sie trägt die Inschrift: «Gloria Patri et Filio et Spiritui Sancto» (Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem Heiligen Geiste). Auf der zweiten Glocke ist die Szene Maria Verkündigung dargestellt. (Gegrüsst seist du, Maria, voll der Gnade, der Herr ist mit dir.) Die Inschrift dazu lautet: «Ave Maria, gratia plena, Dominus tecum.» An der dritten Glocke ist rechts das Bild unseres Kirchenpatrons St. Blasius und links das des hl. Franz Xaver, des Asienmissionars. Die Inschrift dazu heisst: «In nomine meo super aegros manus imponent et bene habebunt.» Der Spruch ist dem Markusevangelium entnommen (Mk 16,18) und heisst übersetzt: «In meinem Namen werden sie Kranken die Hände auflegen, und diese werden gesund werden.»

Die kleinste Glocke ziert ein Schutzengelbild, und der Bibelspruch dazu aus dem Tobiasbuch (5,21) «Angelus Dei comitetur vobiscum» ist zu übersetzen: Der «Engel Gottes begleite euch!»

Die Kirchenfenster im Chor stellen St. Blasius und St. Franz Xaver dar, die übrigen zeigen Bilder zu den sieben Sakramenten. Sie sind nach holländischen Bibelbildern gemalt, gefällig und leicht verständlich. 1912 erfolgte eine gründliche Innenrenovation der Kirche. Der Gottesdienst wurde in dieser Zeit in der neuerstellten Turnhalle Dorf abgehalten.

Im Jahre 1934 erfolgte die Installation der Orgel. Aufgebaut wurde sie von der Firma Metzler, Dietikon. Die Festpredigt an der Einweihung hielt Pater Johann Nepomuk Burger vom Kloster Einsiedeln. Am Abend wurde im Gasthof Hirschen eine Abschiedsfeier für Prälat Adelbert Frei veranstaltet, da er kurz darauf wieder nach Paterson, Amerika, verreiste.

1938 wurde die Agathakapelle in Unterehrendingen renoviert.

Am 31. Oktober 1948 wurde die St.-Niklaus-Kapelle im Hasel durch Domherr Gottfried Binder eingeweiht. Diese Kapelle wurde von der katholischen Jungmannschaft und Jungwacht im Frondienst erstellt. Das Ausmalen der Kapelle und das Malen des Gemäldes in der Kapelle erfolgte durch Pfarrer Josef Huwyler. Diese neue Kapelle ersetzt ein Kapellchen, das vorher an der Hauptstrasse stand.

*Alfred Zimmermann, Pfarrer
Alois Burger*

Das ökumenische Kirchenzentrum in Oberehrendingen

Mitte der sechziger Jahre wurde in der katholischen Kirchgemeinde Ehrendingen der Wunsch nach einem umgestalteten Gotteshaus laut. Dies führte rasch zur Anlegung eines Kirchenbaufonds. In diesen Fonds flossen neben Spenden auch die jeweiligen Überschüsse der Kirchenrechnung.

Der Gedanke, ein ökumenisches Kirchenzentrum zu errichten, das auch den reformierten Mitbürgern von Ehrendingen und Freienwil einen eigenen Gottesdienstraum und beiden Konfessionen für religiösen Unterricht, Vereinen und Jugendgruppen geeignete Räume bieten sollte, konnte erst ein paar Jahre später, als 1968 die beiden Kirchgemeinden das Vogthaus mit der angrenzenden Scheune für 160000 Franken gemeinsam erwarben, verwirklicht werden. Die Katholiken übernahmen $\frac{2}{3}$, die Reformierten $\frac{1}{3}$ der Kosten. Zusammen mit dem Areal der katholischen Kirche und dem alten Pfarrhaus bot sich nun ein arrondiertes, grosszügig überbaubares Grundstück, mitten im Dorfkern, für ein Kirchenzentrum an.

Ab Sommer 1974 arbeitete eine gemeinsame Kommission an Projektstudien. In Zusammenarbeit mit drei Architekten wurden folgende Punkte geklärt:

- Wie soll ein ökumenisches Kirchenzentrum aussehen, und welches Raumprogramm ist wünschenswert?
- Kann das Kirchenzentrum zweckmässig auf dem vorhandenen Areal realisiert werden?
- Sollen und können einzelne der bestehenden, schutzwürdigen Gebäude, wie Chor der katholischen Kirche, altes Pfarrhaus und Vogthaus, erhalten bleiben?
- Wie liegen die zu erwartenden Kosten?

1976 wurden die Arbeiten durch eine Planungskommission, die sich wieder aus Mitgliedern beider Konfessionen zusammensetzte, fortgesetzt. Sie setzte sich als Ziel, bis zum Herbst 1977 aus den Projekten von fünf Architekten das geeignetste auszuwählen und den Kirchgemeinden zur Detailplanung vorzuschlagen.

Das detaillierte Pflichtenheft für die unter einem anonymen Kennwort einzureichenden Projekte enthielt im wesentlichen folgende Bedingungen:

- ein detailliertes Raumprogramm
- die Forderung, in Etappen bauen zu können
- die Erhaltung des Vogthauses, des alten Pfarrhauses, des Kirchenturms und des Chors der katholischen Kirche
- eine Kostenlimite von etwa 3 Mio Franken für das Gesamtprojekt.

Im Raumprogramm waren enthalten:

- für die katholische Kirche:
Gottesdienstraum und Werktagkapelle für 300 bis 400 Plätze und Sakristei;
- für die reformierte Kirche:
Gottesdienstraum für 60 bis 80 Plätze mit anschliessendem Unterrichtszimmer, das gleichzeitig als Erweiterung des Gottesdienstraumes auf 100 bis 120 Plätze dient. Raum für Gruppenarbeit und Sitzungen sowie Jugend- und Bastelraum.
- Gemeinsame Räume:
Foyer mit Garderoben; gemeinsamer Unterrichts- und Vereinsraum; die vorgeschriebenen Zivilschutzräume und Parkplätze; Küche mit Office (2 bis 3 Wohnungen).

Im September 1977 beurteilte die mit Fachleuten ergänzte Planungskommission die fünf eingegangenen Projekte. Die Qualität der Arbeiten war erfreulich. Die gestellten Bedingungen und das gewünschte Raumprogramm wurden weitgehend erfüllt.

Das Beurteilungsgremium fand bald, dass das Projekt «Il Cortile» von Architekt W. Moser in Zürich eine grosse Anzahl wesentlicher Vorzüge auf sich vereinigte. Als positive Merkmale fielen auf:

Eine gute architektonische Gestaltung und Eingliederung in den Dorfkern unter weitgehender Belassung der vorhandenen Bausubstanz, ergänzt durch einfach gehaltene Anbauten.

Ein grosszügiger und ansprechender Innenhof. Eine zweckmässige Innenraumgestaltung der erweiterten katholischen Kirche.

Konstruktive Lösungen, die eine kostengünstige Bauweise, auch bei einer Etappierung, versprechen.

Die Eigentumsverhältnisse zwischen der katholischen und reformierten Kirchgemeinde lassen sich klar abgrenzen.

Die Kirchgemeinden schlossen sich fast einstimmig dem Antrag der Jury, Planungskommission und Kirchenpflegen an. In beiden Kirchgemeindeversammlungen vom November 1977 wurde ein Planungskredit von 93000 Franken zur Weiterbearbeitung des Gesamtprojektes «Il Cortile» mit einer genauen Kostenberechnung bewilligt. Neu dazu kam der Wunsch der politischen Gemeinde Oberehrendingen, im Untergeschoss der Neubauten eine Bereitschaftsanlage für die Zivilschutzorganisation errichten zu dürfen. Die Kosten hierfür würden von den Gemeinden Oberehrendingen, Unterehrendingen und Freienwil getragen.

Die Projektüberarbeitung und Kostenberechnung führte im Oktober 1978 zu einem Gesamtkostenbetrag von 4,6 Mio Franken. Ein Betrag, der sich nach Abzug von Beiträgen des Denkmal- und Heimatschutzes und der Gemeinde Oberehrendingen sowie durch Sparaktionen auf 4,1 Mio reduzieren liess, bei nachfolgender Aufteilung

Katholiken:

Etwa 3 Mio Franken für Umbau der katholischen Kirche, Renovation des alten Pfarrhauses, $\frac{2}{3}$ für gemeinsames Foyer, Renovation Vogthaus und Umgebungsarbeiten.

Reformierte:

Etwa 1,1 Mio Franken für die reformierte Kirche und Unterrichtsraum, $\frac{1}{3}$ Anteil an Foyer, Renovation Vogthaus und Umgebungsarbeiten.

Die reformierte Kirchgemeinde konnte im Juni 1979 ihren Baukostenanteil, dank der guten Steuerkraft der Gesamtgemeinde Baden und ohne Erhöhung des Steuerfusses von 15% beschliessen.

Die katholische Kirchgemeinde beschloss im November 1979 ebenfalls, das gesamte Projekt in einem Zug zu realisieren. Ferner beschloss sie, die Kirchensteuer von 25% auf 28%, befristet auf drei Jahre, zu erhöhen und das Duttwilerhaus sowie etwas Kulturland zu verkaufen.

Leider wurde gegen diese Beschlüsse das Referendum ergriffen, und an der dadurch notwendigen Urnenabstimmung wurden die Beschlüsse vom Stimmvolk verworfen. So musste die Arbeit von neuem beginnen. Unter Beibehaltung des Konzeptes «Il Cortile» wurden die Detailplanung und der Kostenvoranschlag überarbeitet. Trotzdem stiegen die Baukosten infolge der Teuerung auf 4,4 Mio Franken.

Am 6. November 1981 konnte die katholische Kirchgemeinde wieder über das Bauvorhaben befinden. Es wurde beschliessen, das Projekt «Il Cortile» auszuführen, jedoch die Renovation des alten Pfarrhauses und des Vogthauses auf später zu verschieben. Damit fiel für die Kirchgemeinde eine Subvention von etwa 40000 Franken der kantonalen Denkmalpflege für Turm und Chor der katholischen Kirche dahin.

Trotz dieser Reduktion betrug der Kostenvoranschlag infolge der weiter gestiegenen Teuerung 4,211 Mio Franken. Für die Katholiken 3,095 Mio Franken, für die Reformierten 1,116 Mio Franken.

Die reformierte Kirchgemeinde erhöhte ihren bereits Mitte 1979 bewilligten Kredit von 1,176 Mio Franken für das ganze Projekt auf 1,41 Mio Franken für ein reduziertes Projekt.

Anfang 1982 wurde mit der Detailberatung und der Submission des durch die Zivilschutzanlage erweiterten Projektes begonnen. Im Februar 1982 wurde das Abbruch- und Baugesuch eingereicht. Ein hartnäckiger Mitbürger erhob aus formalen und emotionalen Gründen Einsprache gegen die Baubewilligung und zog diese erst nach verlorenem Kampfe vor dem Regierungsrat zurück. Nur dank dem Einsatz aller beteiligten Stellen und dank einem milden Winter konnten die Untergeschosse soweit gebaut werden, dass am 6. März 1983 in einer schlichten Feier der Grundstein gelegt werden konnte. Jetzt begann man mit den Hochbauten. Diese schritten planmässig und ohne wesentliche Zwischenfälle und auch ohne Unfall voran, so dass der Terminplan eingehalten werden konnte.

Ökumenisches Kirchenzentrum, 1990.



Am 24. Juni 1984 konnte das ökumenische Kirchenzentrum durch beide Konfessionen gemeinsam feierlich eingeweiht werden. Die Weihe der katholischen Kirche wurde vom Weihbischof Candolfi vollzogen.

Dank einer günstigen Konjunkturlage und dank kostenbewusstem Bauen durch Architekt, Baukommission und Bauleitung blieben die Kosten wesentlich unter dem Kostenvoranschlag. Sie betragen:

für die Katholiken Fr. 2654577.75 (KV Fr. 3057169.-)

für die Reformierten Fr. 908687.85 (KV Fr. 1124929.-)

Josef Vogt

Der historische Dorfkern von Oberehrendingen

Zwei Gebäude aus dem 16. Jahrhundert, das 1563 erbaute Vogthaus und das 1589 erstellte alte Pfarrhaus, prägen wesentlich und markant den Dorfkern von Oberehrendingen.

Im folgenden wird die in den Jahren 1988/89 durchgeführte umfassende Renovation mit ihrer Vorgeschichte, Projektierung, Realisierung und den daraus gewonnenen baugeschichtlichen Erkenntnissen dargestellt.

1. Vorgeschichte

1968 wurde das Vogthaus durch die katholische Kirchgemeinde zu $\frac{2}{3}$ und die reformierte Kirchgemeinde Baden zu $\frac{1}{3}$ erworben, zwecks Arrondierung des für das ökumenische Zentrum vorgesehenen Grundstückes. Das alte Pfarrhaus war immer im Besitz der katholischen Kirchgemeinde Ehrendingen. 1975 begann die Planung eines ökumenischen Zentrums. Aus einem Projektwettbewerb wurde schliesslich das Projekt «Il Cortile» (der Hof) von Architekt W. Moser ausgewählt. Die beiden historischen Gebäude aus dem 16. Jahrhundert, das Vogthaus und das alte Pfarrhaus, welche das eigentliche Zentrum Oberehrendingens darstellen, sind Bestandteil dieses Projektes. Sie bilden den Abschluss des Hofes nach Osten und schliessen diesen gegen die Strasse hin ab.

Ende 1979 wurde in einer Referendumsabstimmung der katholischen Kirchgemeinde der zuvor beschlossene Baukredit annulliert. Die katholische Kirchgemeindeversammlung bestätigte im November 1981 diesen Entscheid, indem sie im zweiten Anlauf «Il Cortile» nur unter Ausklammerung der inzwischen baufällig gewordenen Häuser zustimmte. Die reformierte Kirchgemeinde hatte wohl bereits im ersten Durchgang den reformierten Kreditanteil fürs gesamte Projekt genehmigt, konnte trotzdem jetzt auch nur die erste Etappe des gemeinsamen Projektes realisieren.

In der Folge bildete sich spontan ein überparteiliches Komitee «Pro Vogthaus», welches zur «Vereinigung Pro Vogthaus» erweitert wurde. Diese setzte sich mit sehr hohem Engagement für die Erhaltung des markanten Baus ein. Eine Umfrage im Mai 1984 ergab, dass bereits rund 65 Prozent der Ehrendinger Bevölkerung eine Renovation befürwortete. Dies aber vor allem mit der Einschränkung, dass die Kirchensteuern nicht angehoben werden.

Die Bauabrechnung der ersten Etappe des Kirchenzentrums fiel äusserst positiv aus, damit stellte sich die Ausgangslage für die Renovation der beiden Gebäude wesentlich besser dar, als vor Inangriffnahme des Projektes angenommen worden war.

Die von der «Vereinigung Pro Vogthaus» angeregte Kommission zur Renovation von Vogthaus und altem Pfarrhaus wurde im März 1985 gebildet. In dieser Kommission arbeiteten Vertreter der beiden Kirchgemeinden, des Gemeinderates Oberehrendingen, der Vereinigung Pro Vogthaus und für die Realisierung der Pfarrhausrenovation auch zwei Vertreter von Jungwacht und Blauring partnerschaftlich und mit sehr grossem Einsatz zusammen.

2. Erarbeitung von Zielsetzung und Raumprogramm

Im ersten Schritt wurde die Zielsetzung für die Renovation und das Raumkonzept ausgearbeitet. Als Zielsetzung der Renovation wurde eine fachgerechte, kostengünstige Erhaltung, welche eine optimale Nutzung der Gebäude ermöglicht, festgelegt.

Anschliessend erarbeitete die Kommission ein Raumkonzept, welches den Anforderungen aller Beteiligten gerecht werden und ausserdem eine sinnvolle Nutzung der beiden Gebäude ermöglichen musste.

Das nachfolgende Raumkonzept war die Lösung dieser «Optimierungsaufgabe». Vogthaus: Keine öffentliche Nutzung mehr. Einbau von drei 3½-Zimmer-Wohnungen, je eine pro Stockwerk, mit entsprechenden Nebenräumen.

Altes Pfarrhaus EG: Öffentliche Nutzung, Raum für öffentliche Nutzung (Ersatz für die Vogthaus-Stube); 1. und 2. OG: Gruppenräume für Jungwacht und Blauring, Teeküche, WC-Anlagen; Keller, Estrich: Nutzung als Nebenräume, vorbereitet zum späteren Ausbau.

Entsprechend den Wünschen von Jungwacht und Blauring sollten die Jugendräume einen einfachen, zweckmässigen Ausbau erhalten, welcher eine kindergerechte Jugendarbeit ermöglicht. Es war der ausdrückliche Wunsch, keine «schönen», sondern geeignete Räume zu bekommen, in denen gebastelt und auch mal etwas liegengelassen werden konnte.

3. Vorprojekt

In der Folge wurde Architekt W. Moser beauftragt, ein Vorprojekt auszuarbeiten. Dieses wurde der Bevölkerung im Mai 1986 detailliert erläutert, ebenso wurde den Interessierten der Zustand der beiden Gebäude an «Tagen der offenen Türen» anschaulich vor Augen geführt. Solchermassen vorbereitet fanden die Vorlagen für den Projektierungskredit im Juni 1986 die Gnade des Souveräns in

überzeugenden Abstimmungsergebnissen an beiden Kirchgemeindeversammlungen.

4. Projektierung

Das anschliessend ausgearbeitete Projekt wurde in erster Fassung von der Kommission zurückgewiesen, nachdem die jetzt errechneten Kosten stark von der Grobkostenschätzung des Vorprojektes abwichen. Eine detaillierte Überarbeitung gemeinsam mit der Denkmalpflege ergab dann gesicherte Zahlen für die Renovation. Nachdem nun die Kosten bekannt waren, konzentrierte sich die Arbeit der Kommission auf die Finanzierung. Der Gemeinderat Oberehrendingen war willens, zur Erhaltung des Dorfbildes den Stimmbürgern einen bereits

Der alte Dorfkern vor der Renovation etwa 1980.



früher gesprochenen, aber in der Zwischenzeit verfallenen Kredit von 150 000 Franken zu beantragen. Die Anfragen bei den kantonalen und eidgenössischen Instanzen ergaben weitere Zusagen. Es gelang auch einen ausserordentlichen Beitrag von 75 000 Franken aus dem kantonalen Lotteriefonds zu erhalten.

An der Gemeindeversammlung vom 21. November 1986 beschlossen die Oberehrendinger mit sehr grossem Mehr die Renovation mit 150 000 Franken zu unterstützen. Damit war eine wichtige Voraussetzung für die Zusage der Subventionen von Bund und Kanton gegeben, denn diese werden nur ausbezahlt, wenn sich Eigentümer und Gemeinde an den Baukosten beteiligen.

Wir erhielten insgesamt für 425 000 Franken Beitragszusicherungen, inklusive dem Vermögen der Vereinigung Pro Vogthaus. Erfreulicherweise wurden diese Beträge später aufgestockt durch eine Spende der Jubiläumstiftung der Schweizerischen Bankgesellschaft und aus einem Nachlass eines Ehrendinger Bürgers.

Die entscheidenden Versammlungen der beiden Kirchgemeinden fanden im Juni 1987 statt. In absolut überzeugenden Resultaten wurde an beiden Versammlungen die Zustimmung zur Renovation erteilt. Die dadurch motivierte Kommission nahm gemeinsam mit dem Architekten die Realisierung des Vorhabens an die Hand.

5. Realisierung

Im Oktober 1987 erfolgte die Unterschutzstellung der Gebäude unter kantonalen Denkmalschutz. Die weitere Projektierung und die Realisierung erfolgte nun unter Aufsicht der kantonalen Denkmalpflege mit Mitwirkung der Kantonsarchäologie.

Die baugeschichtliche Untersuchung durch die Kantonsarchäologie ergab interessante Resultate, die in einem nachfolgenden Bericht von A. Schlatter, Kantonale Denkmalpflege, zusammengefasst sind.

Nach erfolgter Untersuchung konnte Ende 1987 mit dem Ausräumen der Häuser als Vorbereitung für die Renovation begonnen werden. Die Ausräumarbeiten erfolgten in Fronarbeit mit Dutzenden freiwilligen Helfern aus der Bevölkerung und den an der Renovation engagierten Gruppierungen.

Anfang 1988 war Baubeginn für die insgesamt 1½jährige Renovationszeit. Diese verlief dank sehr guter Zusammenarbeit aller Beteiligten weitgehend nach Plan und ohne grössere Probleme. Eine Arbeitskategorie besonderer Art waren die vielen Fronarbeiten durch Dutzende von Helferinnen und Helfern. Sicher absolut beeindruckend ist dabei die Leistung von Jungwacht und Blauring, welche

ihre Jugendräume selber ausbauten und dafür etwa 1500 Stunden ihrer Freizeit einsetzten.

Insgesamt wurden etwa 2300 Stunden Fronarbeit geleistet. Viele lernten sich bei der Arbeit kennen und dabei wurden einige Freundschaften geschlossen.

Am 27. August 1989 erfolgte die Einweihung mit einem Ökumenischen Zentrumsfest unter grosser Beteiligung der Ehrendinger Bevölkerung, welche mit grosser Freude das Bijou des Oberehrender Dorfkerns einweihte.

Erfreulich war auch der finanzielle Abschluss des Projektes, da sich die Baukosten im vorgesehenen Rahmen bewegten. Die total 1,8 Mio. Franken Renovationskredit wurden nicht überschritten.

Niklaus Eberle

Der historische Dorfkern nach der Renovation im Jahre 1989.



Resultate der baugeschichtlichen Untersuchung

Oberehrendingen: Vogthaus

Das sogenannte Vogthaus ist ein stattliches Bürgerhaus auf dem Lande, das nach der zum ursprünglichen Baubestand gehörigen, datierten Fenstersäule zu schliessen, im Jahre 1563 erbaut wurde. Seine Schaufront hatte es seit jeher gegen den Dorfplatz und zeigte dort eine aufwendig gestaltete, spätgotische Fenstergliederung, die Rückschlüsse auf die einstige Nutzung zulässt: Im Erdgeschoss fand sich ganz im Unterschied zu städtischen Bürgerhäusern, die hier meist Ladenfenster hatten, ein gekoppeltes Staffelfenster, das darauf schliessen lässt, dass hier nach bäuerlichem Brauch die Wohnstube untergebracht war (dasselbe konnte auch bei der Restaurierung der Untervogtei in Hottwil festgestellt werden). Darüber waren auf dem repräsentativen Gurtgesimse drei grosse Kreuzstockfenster angeordnet, deren zwei einer grossen Stube dienten, die wohl als Versammlungsraum gedacht war (ihre hübsche Täferdecke aus dem 17. Jahrhundert ist erhalten und wurde jetzt restauriert). Zuoberst waren im niedrigen Kammergeschoss nur noch zwei kleinere Doppelfenster angebracht. Alle diese Fenster wiesen gekehrte Gewände auf.

So etwa alle hundert Jahre scheint das Haus dann umgebaut worden zu sein, so dass zuletzt nur noch Spuren der ursprünglichen Gestaltung übrigblieben. Im 17. Jahrhundert erhielt der Versammlungsraum im ersten OG neue Doppelfenster, die nicht mehr auf dem Gurtgesimse aufstehen. Im 18. Jahrhundert wurde das oberste Geschoss erhöht und das heutige Walmdach erstellt. Damals wurde der Bau an allen vier Ecken mit aufgemalten, grauen Quaderlisenen verziert und an der Schaufront füllte man zusätzlich die leeren Mauerflächen mit grauen Zierfeldern. Damit wollte man dem alten Gemäuer wohl einen zeitgemäss vornehmen Ausdruck verleihen, wobei die weitverbreiteten, aufgemalten Ecklisenen so selbstverständlich waren, dass man sich nicht mehr gross um die Vortäuschung echter Steine kümmerte und die Schatten recht willkürlich verteilte. Die Zierfelder hatten den Zweck, die ungleichmässige Befensterung, die damals als störend empfunden wurde, etwas zu überspielen. Im 19. Jahrhundert, als die alten Herrschaftsverhältnisse nicht mehr bestanden, erfolgten dann lieblose Veränderungen, insbesondere der Fenster im Erdgeschoss. Da die ursprüngliche Gestaltung des Hauses nicht mehr in allen Teilen nachweisbar ist und die heutige Gesamtform mit dem Walmdach auf das 18. Jahrhundert zurückgeht, nahm sich die jetzige Restaurierung jenen Zustand zum Vorbild. An der Schaufront zum Dorfplatz konnte er aufgrund sicherer Befunde weitestgehend wiederhergestellt werden: Vom reichen Erdgeschossfenster fanden sich die äusserst originelle Mittelsäule und die seitlichen Gewändeanfänge, am Kreuzstockfenster darüber fehlte

ablesbar das Steinkreuz und die obersten Doppelfenster hatten sich unverändert erhalten. Die im obersten Fassadenbereich unter späteren Anstrichen erhalten gebliebene Dekorationsbemalung wurde bis auf ein kleines Originalstück, das als Dokument übernommen wurde, auf einem dem alten angeglichenen, neuen Verputz rekonstruiert.

Damit präsentiert sich das Vogthaus nun zur Hauptsache wieder wie zu jener Zeit, als es offensichtlich noch eine wichtige Funktion im Dorfzentrum einnahm und dies mit etwelchem Schmuck zur Geltung brachte.

Oberehrendingen: Pfarrhaus

Der Kernbau des späteren Pfarrhauses der im Keller und im Erdgeschoss noch gut ablesbar ist und von dem am Äussern einige kleine gotische Fenster erhalten sind, reicht ins frühe 16. Jahrhundert zurück, was für ein steinernes Haus auf dem Lande erstaunlich ist. Er wurde später gegen die Kirche zu verlängert, erhielt 1589 den hübschen Treppenkern gegen den Dorfplatz und wurde mit einem leicht auskragenden, dritten Geschoss in Fachwerkbauweise aufgestockt. Im 18. Jahrhundert erfolgte ein weiterer Umbau, bei dem der Sichertriegel verputzt und in beiden Obergeschossen neue, grössere Fenster eingebrochen wurden. Von damals stammt der heutige Innenausbau mit originellen Stuckspiegeln an den Gipsdecken.

Am Äussern vermochte dieser überlieferte Zustand nicht recht zu befriedigen, so dass man sich bei der jetzigen Restauration entschloss, den Sichertriegel gegen den Platz und am Giebel wieder freizulegen. So präsentiert sich das alte Pfarrhaus nun gegen den Platz wieder als äusserst schmuckes Gebäude: Der Treppenturm – ein sogenannter «Schneggen» mit steinerner Wendeltreppe – setzt eine markante Zäsur zum Vogthaus. Sein stichbogiges Sandsteinportal zeigt zwischen der Jahrzahl 1589 die Wappen der damaligen weltlichen und kirchlichen Obrigkeit (Grafschaft Baden, Bistum Konstanz und Landvogt Bernhard von Mentlen aus Uri). Das gekahlte Doppelfenster daneben stammt noch vom ältesten Kernbau. Eine besondere Auszeichnung erfährt die Fassade durch den freigelegten Riegel des Obergeschosses. Die Fachwerkbauweise wurde, wie hier häufig, bei Aufstokkungen angewendet, um den älteren Bau darunter möglichst wenig zu belasten. Leider wurden die Riegel beim späteren Überputzen über und über mit Holzkeilchen bespickt und die neuen Fenster veränderten seinen Aufbau. Trotzdem entschloss man sich nun, ihn original mit allen Spuren des Alters zu zeigen. Die rote Fassung der Hölzer mit dem schwarzen Begleitfilet kam an vielen Stellen

noch zum Vorschein und konnte in ein paar kleinen Feldern unter der Auskrangung original erhalten werden. Für die aus verschiedenen Epochen stammenden Fenster im Mauerwerk erwies es sich, dass sie immer wieder im landesüblichen Rebschwarzgrau gestrichen gewesen waren, das mit dem roten Riegel gut harmoniert. Auf dem kalkweissen Verputz, der die Verbindung zu Kirche und Vogthaus herstellt, ergibt dies insgesamt eine kontrastreiche Wirkung, die die Vielgestaltigkeit des Aufbaus unterstreicht.

A. Schlatter, Kant. Denkmalpflege, Aarau

Zum Anlass der Einweihung der beiden renovierten historischen Bauten in Ehrendingen, Vogthaus aus dem Jahre 1563 und altes Pfarrhaus aus dem Jahre 1589, erhielt die Post Oberehrendingen auf den 26. August 1989 einen Postwerbestempel. Das Stempelbild zeigt die 400jährigen Bauten «Vogthaus» des Unteramtes Ehrendingen und das alte Pfarrhaus von Ehrendingen.

Ersttagskuvert mit neuem Werbe-Datumstempel zur Einweihung von Vogthaus und altem Pfarrhaus, 1989.



Ein Dokument in der Kirchturmkugel

1983 entdeckte man bei der Renovation des Kirchturmes in der Kugel ein Dokument:

«Dieser Kirchturm wurde erbaut im Jahre 1886, vom 11. August bis 17. October. Bauübernehmer war Joseph Frei Stefen's und dessen Sohn Emil Frei. Der Bau kam auf 4000 Frk. zu stehen. Diese Summe wurde geleistet, theils aus freiwilligen Beiträgen von Pfarrangehörigen, theils aus den Steuern der ganzen Kirchgemeinde. Kirchbehörden waren damals folgende: Pfarrer war Sebastian Kienberger von Oeschgen im Bezirk Laufenburg. Der Siegrist hiess Joseph Frei, der zugleich Gemeindeweibel war. Mitglieder der Kirchenpflege waren folgende: Friedrich Frei, zugleich Ammann, Präsident, Joseph Frei Oberlehrer und Dominik Frei Gemeinderat von Oberehrendingen und Joseph Zimmermann, Ammann, Johann Suter und Joseph Rohner von Unterehrendingen. Ministranten waren Joseph Frei Waibels und Franz Xaver Duttwiler des Buren. Es bestanden damals drei Schulen. Eine Gesamtschule in Unterehrendingen mit 60 Schülern. Lehrer war Sigmund Meier. In Oberehrendingen eine Unterschule mit 50 Schülern Lehrer Peter Meier und eine Oberschule mit 46 Schülern Lehrer Joseph Frei. Der religiöse Sonntagsunterricht wurde von 96 Pflichtigen bis und mit dem 18. Altersjahr fleissig besucht.

Es gab sechs Wirtschaften. Drei in Ober- und drei in Unterehrendingen. Fünf Gipsmühlen und zwei Fruchtmühlen, auch eine Käseerei war im Betrieb. Die Bewohner beschäftigten sich hauptsächlich mit der Landwirtschaft, Weinbau und Viehzucht. Handwerker gab es wenige, nur das Maurerhandwerk wurde ziemlich stark betrieben. Die Gemeinde Oberehrendingen gehört zur Zeit zu den hablichsten in der Gegend, weniger günstig sieht es in Unterehrendingen aus. Das Baujahr ist ein gesegnetes; Futter und Frucht gab es reichlich. Obst namentlich Äpfel eine grosse Masse, zum Preis von 12 bis 14 Frk. der Doppelzentner. Das Schweinefleisch kostet 65 cts das Ochsenfleisch 75 cts und das Kalbfleisch 50 bis 60 das Pfund je nach der Beschaffenheit. Billig waren die Hauptnahrungsmittel Brot, 16 cts das Pfund, Kartoffeln und Milch. Die älteste Person zählt 90 Jahre und die jüngste 14 Tage. Bis zum 28. September gab es 18 Geburten, 12 Sterbefälle und drei Ehen. Musik und Gesang werden gepflegt von der Blechmusikgesellschaft, zwei Männer- und zwei gemischten Chören. Auch besteht eine Schützengesellschaft, die morgen 17. October Kirchweih ihr jährliches Fest abhält».

Zum Schluss sei noch gesagt, dass der Bau des Turmes durch das eintrachtige Zusammenwirken sämtlicher Behörden beider Gemeinden zu Stande gekommen ist und hat sich auch hier bewährt der alte Spruch: «Eintracht baut Häuser».

Also geschrieben vom gegenwärtigen Pfarrer Sebastian Kienberger

Oberehrendingen, 16. October 1886

Die Bittgänge unserer Pfarrei

Zur Abwendung von Naturkatastrophen und Seuchen wurden Bittgänge seit dem Mittelalter durchgeführt.

Der jeweils erste Bittgang im Jahr fand am Markustag, das heisst am 25. April, zusammen mit den Pfarreien Siggenthal und Eendingen, nach Lengnau statt.

In der Bittwoche pilgerte man wie folgt: Am Montag nach Freienwil, am Dienstag nach Schneisingen, am Mittwoch nach Unterehrendingen und am Auffahrtstag nochmals nach Unterehrendingen. Die Auffahrtsprozession wurde später auf die Strecke Stein, Breite in Oberehrendingen abgeändert. An Fronleichnam zog man abermals nach Unterehrendingen und am Sonntag darauf zum Kreuz an der Hauptstrasse, später zum Schulhaus Dorf in Oberehrendingen. Am 2. Juli, Maria Heimsuchung, pilgerten die Pfarreien Lengnau, Schneisingen und Ehrendingen nach Freienwil. Als letzter und neunter Bittgang, als Erntebittgang, pilgerte man nach Freienwil. Dieser Bittgang entsprach einem Versprechen der Pfarrei aus früheren Jahrzehnten. Diese Tradition dauerte bis zum Jahre 1963.

Anstelle der Bittgänge führt nun die Pfarrei jedes zweite Jahr eine ganztägige Wallfahrt durch. Der Pfarreirat bestimmt jeweils den Ort. Die Frauengemeinschaft besucht alljährlich an einem Maiabend eine benachbarte Pfarrei oder eine Lourdesgrotte, um dort die Eucharistie zu feiern. Die Erstkommunikanten der Gemeinde danken nach jedem Weissen Sonntag an einem Wallfahrtsort für den erstmaligen Empfang des Eucharistischen Brotes.

*Alois Burger
Ernst Wenger, Pfarrer*

Wegkreuze



Jacob-Thutweiler-Kreuz an der Hauptstrasse.

Oberhendingen

Das Kreuz an der Hauptstrasse Richtung Baden ist ein Erinnerungskreuz. Es erinnert an einen Mord, begangen an einem Jakob Duttweiler von Oberweningen. Bei der Einführung der Reformation in Niederweningen, 1520 bis 1524, nahmen es die Duttweiler, die dem alten Glauben treu blieben, mit nach Oberhendingen.

gen. Im Wehntal mussten damals alle Kreuze entfernt werden. Der heutige Standort ist bereits der dritte. Vorher stand es am Römerweg. Dort wurde es von einem Garbenwagen umgestossen.

Das Kreuz an der Freienwilerstrasse erinnert an einen Unglücksfall. Ein Angehöriger der Familie Frei, alt Ammanns, stürzte von einem Holzbirnenbaum zu Tode. Im Jahr 1956 wurde das Kreuz von einem Auto umgefahren, und jetzt ist es an anderer Stelle neu aufgerichtet.

Das Kreuz am Steinbuck wurde von der katholischen Jungmannschaft Ehrendingen erstellt. Initiant war Othmar Willi. Dieses Wegkreuz ersetzte eines, das weiter unten stand und auf dem folgender Spruch zu lesen war:

Da wo des Christen Glaube echt,
da ist das Kreuz am höchsten gestellt.
Allwo ein brüderlich Geschlecht,
Christus für den Herrscher hält.

Auf der Höhtalhöhe steht das Kreuz, das die Jungwacht Anfang der vierziger Jahre erstellte. Der katholische Arbeiterverein hat es 1980 restauriert.

Unterehrendingen

Am Kirchweg steht das Kreuz aus dem Jahre 1914. Es ist eine Stiftung von Verena Suter-Schmid, alt Gemeindeschreibers, Unterehrendingen. Den Unterhalt des Kreuzes besorgt Familie Schafer-Meier. Der Vater von Frau Schafer-Meier, Johann Meier-Widmer, stellte damals auch den Platz zur Verfügung. Das Kreuz wurde errichtet, damit die Schweiz vom Kriege 1914 bis 1918 verschont bleibe.

Alois Burger

Die Pfarrherren der Pfarrei Ehrendingen

1580–1589	Erster Pfarrer von Ehrendingen war Rudolf Köchli von Kaiserstuhl
1589–1620	Pfarrer und Dekan Balthasar Hammerer
1620–1628	Messmer Veit
1628	Vögelin Martin
1628	Giesser Johannes von Steusslingen
1628–1650	Meyer Heinrich von Baden
1650–1652	Kleinhuber Christoph von Badisch-Baden
1652–1655	Boul Othmar von Kaiserstuhl
1655–1665	Bülmann Johann von Sempach
1665–1699	Buol Abel von Kaiserstuhl
1699–1704	Gedinger Heinrich von Baden
1704–1708	Herzog Johann Theodorik von Baden
1708–1720	Grosswiler Leopold von Schneisingen
1720–1750	Kopp Kaspar von Baden (Dekan)
1750–1768	Steiger Karl von Konstanz
1770–1829	Spengler Ignaz von Konstanz
1829–1838	Meier Josef von Uezwil
1838–1842	Huber Johann Laurentius von Hägglingen
1842–1848	Rüttimann Josef von Rohrdorf
1848–1849	Borner Bernhard von Hägglingen
1849–1862	Meier Xaver von Baldingen
1862–1869	Imfeld von Lungern
1869–1878	Kälin Josef Alois von Einsiedeln
1878–1900	Kienberger Sebastian von Oeschgen
1900	Schmid Josef von Oberehrendingen
1900–1943	Zimmermann Alfred von Widen-Hasenberg
1943–1973	Huwyler Josef von Wallenschwil/Beinwil
1973–1984	Wenger Ernst von Reinach
1984–1990	Walkowiak Kazimierz



*Pfarrer Josef Huwylar.
1943 bis 1973 Pfarrherr von Ehrendingen.*



*Anlässlich seiner Primizfeier im Jahre 1954
in der Pfarrkirche Ehrendingen erteilt Pater
Stefan Baumberger, Jesuit, den Primiz-
segnen.*

Geistliche, die aus unserer Pfarrei stammen

Pater Ambros Müller, Kapuziner, 1620	Muri
Pater Rufinus Müller, Kapuziner, 1625	Baden und Luzern
Pfarrer Adelbert Frei, 1864	Bettwil
Prälat Adelbert Frei, 1874	Paterson USA
Pfarrer Josef Schmid, 1874	Niederwil
Pater Johann Nepomuk Burger, 1875	Einsiedeln, Louisiana USA
Pfarrer Robert C. Frei, 1882	Orange, Texas USA
Pfarrer Alfred Frei, 1885	Walchwil
Pater Stephan Bamberger, Jesuit, 1923, Provinzial	Zürich
Pater Fritz Frei, Jesuit, 1943	Zürich
Pater Adrian Willi, Pallottiner, 1956	Gossau

Ordensfrauen und Ordensbrüder von Oberehrendingen und Unterehrendingen

Rund 20 Ordensfrauen und Ordensbrüder dienten in Krankenpflege, Schuldienst und als Architekt.

Es sind dies die ehrwürdigen Schwestern:

Maria Hyazintha Schmid, M. Viktoria Frei, Alfreda Suter, Maxalinde Duttwiler, Augusta Willi, Euphemia Burger, Leonie Zimmermann, Augusta Zimmermann, Edmundina Zimmermann, Xaveria Frei, Gonzaga Frei, Gerwina Bächli, Bilhildis Pasi.

Ehrwürdige Brüder: Alban Büchi, Isidor Bächli.

Prälat Adelbert Frei



Adelbert Frei wurde am 29. August 1874 in Oberehrendingen geboren. Sein Geburtshaus war in der Kalberweid. Seine Eltern waren die Bauersleute Xaver Frei von Oberehrendingen und Katherina Binder von Baldingen. Adelbert Frei wurde Priester.

Als Pfarrhelfer kam er am 1. Mai 1901 nach Paterson in den USA. Am 28. Juni 1905 wurde Adelbert Frei als Pfarrer eingesetzt von Bischof John O. Connor in der Bonifaziuspfarre in Paterson. Diese Pfarrei hat er während 35 Jahren betreut. Seine Arbeit im Weinberge des Herrn in ein und derselben Pfarrei bezeugt seine vorzüglichen Eigenschaften. Von den kirchlichen Oberinstanzen erhielt er die Würde eines Prälaten.

Schon 1904 setzte er sich als damaliger Pfarrhelfer für den Bau eines neuen Schulhauses ein. Für die Finanzierung hatte der Prälat zu sorgen. Die Schule war kirchliches Eigentum.

Gerne kehrte er auf Urlaub in die Schweiz und sein Heimatdorf zurück. Er besuchte Verwandte und Bekannte. Sein Bruder Sigmund Frei war unser Kirchengsigrist. 1942 fand Prälat Adelbert Frei die letzte irdische Ruhestätte in Paterson, an der Stelle seines Wirkens.

Alois Burger

Bruder Alban Büchi



Bruder Alban Büchi wurde am 18. Mai 1904 in Unterehrendingen geboren. Bei seinem Vater, Emil Büchi, Baumeister, machte er die Maurerlehre. Anschliessend besuchte der junge Emil die Baufachschule in Aarau und erhielt das Bauführerdiplom.

Sein Vater übernahm damals fast alle Bauarbeiten in Ehrendingen, Freienwil, Schneisingen und Niederweningen. 1911/12 plante und baute er beispielsweise das Schulhaus im Brühl in Oberehrendingen.

Im Jahre 1926 übernahm er, als einziger Sohn, das väterliche Geschäft. Seine letzte Arbeit in der Heimat war ein Umbau der Villa der Maschinenfabrik Bucher-Guyer in Niederweningen. Emil, dem eine glänzende Karriere bevorstand, fühlte sich zu Höherem berufen und trat 1927 in die Missionsgesellschaft der Weissen Väter ein. Er absolvierte das zweijährige Noviziat als Bruder Alban in Maison-Carrée (Nordafrika). Alsdann wurde er in den vielen Missionsgebieten der Weissen Väter als sehr geschätzter Baumeister eingesetzt. Er baute Handwerkerschulen, Spitäler, Kirchen, ein Priesterseminar usw. In Kigoma (Tansania) baute Bruder Alban die erste Kathedrale, andere Kathedralbauten folgten. 50 bis 150 einheimische Arbeiter standen ihm zur Verfügung.

Bruder Alban verfasste in französischer Sprache das Buch «Le Constructeur», das nach wenigen Jahren in zweiter und schliesslich in dritter Auflage erschien. «Le Constructeur» hatte sich in der Praxis bestens bewährt.

In Heimaturlauben besuchte er seine Angehörigen in Unterehrendingen. Noch sehe ich ihn, wie er im Sommer 1936, anlässlich seines ersten Heimaturlaubes, im weissen Habit und der Scheschia (dunkelrote Kopfbedeckung) durchs Oberdorf ins Hinterdorf marschierte wie ein echter Araber.

Im Jahre 1974 kehrte Bruder Alban endgültig in die Schweiz zurück nach Fribourg. Seither besucht er alljährlich seine Angehörigen und gelegentlich auch seine wenigen noch lebenden Klassenkameraden.

Alfons Zimmermann

Entwicklung und Pastoration des reformierten Gemeindeteiles Ehrendingen und Freienwil

Vor 1921 lebte in Unterehrendingen ein einziges reformiertes Gemeindeglied: Herr Albert Kofel, Gemeindeschreiber. Ausser dem damaligen katholischen Pfarrer, Alfred Zimmermann, der in seiner Toleranz seiner Zeit voraus gewesen sein muss, dürfte Herr Kofel eine Art Schlüsselrolle gespielt haben. Vermutlich war er nicht unschuldig an der damals ungewöhnlichen Tatsache, dass 1921 in Julia Jakob eine engagierte Protestantin als Lehrerin für die Unter- und Mittelstufe gewählt wurde.

Es spricht für sie und den katholischen Seelsorger, dass ihr dieser den biblischen Unterricht in der Schule anvertraute. 1924 zog eine erste reformierte Familie ins Dorf. Weitere folgten. Auch Oberehrendingen und Freienwil erhielten geringen Zuzug, der bis nach dem Zweiten Weltkrieg begrenzt blieb. Die reformierte Kirchenpflege Baden war aber dankbar, dass sie in Julia Jakob eine ausgezeichnete Religionslehrerin für die reformierten Kinder gewinnen konnte. Sie war ebenfalls Beraterin, Sammlerin, Mitarbeiterin im reformierten Frauenverein. Als waches Auge und Ohr blieb sie zeitlebens eine tragende Stütze des in Baden wohnenden Pfarrers. 1935 fand in ihrer Stube der erste Gottesdienst mit Pfarrer Jakob Meier aus Baden statt. So wuchs langsam eine reformierte Gemeinde, die sich monatlich in einem Schulzimmer zum Gottesdienst versammelte. 1955 übernahm ich die Betreuung der reformierten Ehrendinger und Freienwiler. Bis Mitte der 70er Jahre mussten wir das Lokal mindestens ein dutzendmal wechseln, bis wir in der katholischen Kapelle Unterehrendingen eine vorläufige Heimat fanden dank dem freundlichen und grosszügigen Entgegenkommen der katholischen Kirchenpflege.

Albert Kofels Sohn Albert, selber aus einer gemischten Ehe stammend und Katholik, wagte die Heirat mit Fräulein Edith Blass, Tochter aus einer der ersten reformierten Familien in Oberehrendingen. Als Frau Kofel-Blass wurde sie in Oberehrendingen über Jahrzehnte ortskundige Repräsentantin der reformierten Kirchengemeinde, aktiv im Frauenverein, als Bindeglied zwischen Katholiken und Protestanten, als «Auskunftsbüro», Vermittlerin, Beraterin und vor allem auch als Mitglied der Kirchenpflege.

Diese beiden «Gemeindemütter», Julia Jakob in Unterehrendingen und Edith Kofel-Blass in Oberehrendingen, waren für mich als Seelsorger dieses Gebietes um so wichtiger, als ein eigentlicher Gemeindeaufbau aus verschiedenen Gründen nur ungenügend gelingen konnte. In meiner ganzen Arbeit seit 1955 spürte ich die negativen Folgen der Tatsache, dass ich in keinem Teil meines Seelsorgekreises wohnte und ausser den drei Gemeinden im Surbtal auch Ennetbaden und ein Stadtquartier zu betreuen hatte, überdies Dättwil, Rütihof und Münzlishausen, die damals noch nicht zur Stadt Baden gehörten. Eigene Zentren, wo sich

die Gemeinde hätte sammeln können, gab es nirgends. Auch das Vogthaus in Oberehrendingen, an dem die reformierte Kirchgemeinde Baden mit einem Drittel beteiligt ist, wurde nicht wie erwartet zu einem attraktiven kirchlichen Zentrum. Als besonders erschwerend wirkte sich das unverhältnismässig stark entwickelte Vereinsleben im Raume Ehrendingen aus. Die bereits einigermaßen integrierten Protestanten waren zum Teil schon mehrfach engagiert, so dass kirchliche Veranstaltungen kaum eine Chance hatten. Seit zirka 1960 setzte der Zustrom reformierter Kirchgenossen ein im Zusammenhang mit einer expandierenden Bautätigkeit. Gemessen an den Empfängern des «Kirchenboten» betrug der Zuwachs innert 15 Jahren über 900%. Weitaus der grösste Teil ist aber kaum verwurzelt und wohnt und schläft nur hier. Das Fehlen meiner Präsenz am Ort und damit eines intensiveren Lebens mit der Bevölkerung und den Vereinen, das Fehlen von geeigneten Räumlichkeiten und das geringe Interesse an der Integration führten dazu, dass ich lediglich einen intensiven und funktionierenden «Dienstleistungsbetrieb» aufrechterhalten konnte. Neuzugezogene wurden fast ausnahmslos von mir persönlich begrüsst und informiert. Wer mir einen Schritt entgegenkam oder meine Hilfe suchte, kam «zur Sache». Aber eine eigentliche Betreuung und Sammlung der Gemeinde kam infolge der geographischen Verzettlung und allzu mannigfaltiger Beanspruchungen zu kurz. Immerhin erteilte ich seit 1955 den Religionsunterricht an der Oberstufe und führte seit 1975 eine Konfirmandenklasse in Oberehrendingen. Gottesdienste fanden regelmässig statt, einmal pro Monat im Sommer-, zweimal im Wintersemester. Gelegentliche Vortragsreihen, Gesprächsrunden und Elternabende boten willkommene Kontaktmöglichkeiten. Hausbesuche geschahen im wesentlichen gezielt bei Neuzugezogenen auf direkte Anfrage oder Hinweise durch Dritte hin.

Eine spürbare Intensivierung in der Betreuung brachte der Einsatz des Gemeindegeldes, Fritz Holderegger. Der Religionsunterricht konnte bis in die Mittelstufe hinunter ausgebaut werden. Der Jugendgottesdienst findet seitdem in Oberehrendingen statt. Über die wachsende Zahl von Kindern und Jugendlichen fand Herr Holderegger auch guten Kontakt zu den Eltern. Viele Ehrender Kinder beteiligen sich an den verschiedenen, ausgezeichnet geführten Ferienlagern. Ihr guter Einfluss auf Eltern und Kinder ist spürbar.

Das ökumenische Klima ist gut. Die anfängliche Reserve von katholischer Seite hat sich in allgemeine Aufgeschlossenheit verwandelt. Gelegentliche ökumenische Gottesdienste waren immer ein Erlebnis und eine Demonstration gemeinsamer Anliegen. Die Betreuung der Betagten ist seit langem gemeinsame Aufgabe der beiden Frauenvereine. Die Einladung an ältere Gemeindeglieder zum gemeinsamen Mittagessen zweimal pro Monat im Winterhalbjahr stiess auf ein unerwar-

tet grosses Echo und dürfte als willkommener Treffpunkt zur Institution werden. Überhaupt bildete unser Frauenverein seit je einen eigentlichen Schwerpunkt in diesem Gemeindeteil. Auffällig viele junge Frauen fanden hier eine erste Heimat in der Gemeinde und knüpften Beziehungen, die auch im Alltag funktionierten. Der Wille zur Zusammenarbeit, der Abbau von Missverständnissen und Vorurteilen und das positive Erlebnis der Gemeinsamkeiten fanden aber ihren wohl stärksten Ausdruck darin, dass Mitte der siebziger Jahre der Plan zu einem ökumenischen Zentrum reifte und nach einigen Geburtswehen schliesslich konkrete Gestalt annahm. Viele Gemeindeglieder haben nicht nur ein Recht darauf, sondern freuen sich auch, in den neuen Räumlichkeiten eine äussere und innere Heimat zu finden. Der ökumenische Gottesdienst soll auch einen geistlichen Grundstein legen zur Ehre Gottes und zum Segen für viele.

Markus Sager, Pfarrer

Trennung von Ehrendingen in Ober- und Unterehrendingen im 19. Jahrhundert

Bis zum Jahre 1825 bestand die politische Gemeinde Ehrendingen aus den beiden Ortsteilen Ober- und Unterehrendingen. Diese politische Gemeinde besass infolgedessen einen gemeinsamen Gemeinderat, in dem die grössere Ortschaft Oberehrendingen entsprechend stärker vertreten war.

Nebst dem Gemeinderat Ehrendingen spielten im Dasein der beiden Ortschaften die Ortsbürger eine wichtige, sozusagen entscheidende Rolle. Die Ortsbürgerschaften überspielten des öfteren den Gemeinderat Ehrendingen, und sie setzten sich mit allen erdenklichen Mitteln für das Wohl und womöglich für den Vorteil ihres Ortsteiles ein.

Die Initiative zur Trennung von Ehrendingen lag eindeutig bei den Unterehrendingern. In einer «ehrerbietigen Bitte» vom 17. Januar 1820 an den Kleinen Rath (Regierungsrat) des Kantons Aargau nehmen sie Bezug auf eine Bittschrift, die sie am 29. April 1819 an das Oberamt Baden zuhanden der «Hohen Regierung» gerichtet hatten. Da offensichtlich eine sie nicht befriedigende Antwort erfolgt war, erneuerten sie diese Bittschrift, die mit folgendem Satz beginnt: «Dass die Hohe Regierung prüfen und dem grossen Rath ein Decret vorschlagen, wodurch die Gemeinde Unterehrendingen von Oberehrendingen getrennt und zu einer eigenen Gemeinde gebildet werden möchte.» Die Begründung dieser Bittschrift betraf primär unbefriedigende Verhältnisse in Unterehrendingen selbst, sodann wurde auf die Tatsache hingewiesen, dass die Gemeinderäte Unterehrendingens in Minderheit seien im Gemeinderat von Ehrendingen und nichts erreichen könnten. Die Unterehrendinger kämen sich sozusagen als Untertanen der Oberehrendinger vor.

Am 24. Februar 1824 wandte sich die Ortsbürgerschaft Unterehrendingens in einer vielseitigen Bittschrift an den Kleinen Rath des Kantons Aargau. Darin rügte sie zunächst die Missstände in der Verwaltung des Gemeinwesens beider Ortschaften. Dadurch seien insbesondere der bittstellenden Ortsbürgerschaft «unzählige Nachteile und grosse Verluste» entstanden. Zweimal erfolgt die inständige Bitte um die Trennung von Oberehrendingen. Des weiteren wird darauf hingewiesen, dass beide Ortschaften in den Jahren des Krieges (1798 bis 1804) Einquartierungen, Kriegsfuhren aller Art, Ablieferungen von Lebens- und Futtermitteln, Plünderungen usw. über sich ergehen lassen mussten. Dabei habe die kleinere und ärmere Ortschaft Unterehrendingen ebensoviele Lasten wie Oberehrendingen tragen müssen. Der Kriegsschuldenberg der Gesamtgemeinde Ehrendingen war überaus gross. Offensichtlich bemühten sich beide Dörfer, diesen Berg abzubauen. Die Ortsbürgerschaft Unterehrendingen legte dem Kleinen Rath ihre diesbezüglichen und viele weitere Bemühungen des langen und breiten dar, und gegen den Schluss ihrer Bittschrift versäumt sie nicht zu erwähnen:

«Sie (nämlich die Ortsbürgerschaft Unterehrendingen) hat wirklich über 60 Bürger in 65 Haushaltungen, mithin eine hinreichende Anzahl, um als selbständige Gemeinde bestehen zu können – und bedeutend mehr als Killwangen, Neuenhof, Kempfhof, Melsdorf und so manche andere Gemeinde, welche die erfreulichen Vortheile einer selbständigen Existenz geniessen.»

In einem Schreiben vom 30. November 1823 des Oberamtmanns des Bezirks Baden an «die Titl. Commission des Innern» nimmt er Bezug auf den wiederholten Wunsch der Ortsbürgerschaft Unterehrendingen um die Trennung von Oberehrendingen und die Errichtung einer eigenen Gemeinde. Er habe die Meinung des Gemeinderates Ehrendingen eingeholt, und dieser vertrete die Auffassung, dass eine Trennung im gegenwärtigen Zeitpunkt nicht vorteilhaft sei, weil beide Ortschaften tief verschuldet seien und die Trennung noch grössere Lasten mit sich bringe, was nicht im Interesse der Mehrheit der Ortsbürger von Unterehrendingen liege. Der Oberamtmann kennt die Verhältnisse Ehrendingens, weiss genaustens Bescheid über die Feindseligkeiten der beiden Ortsbürgerschaften, er ist persönlich gegen die Trennung, kommt aber, um noch Schlimmeres zu verhüten, zur Ansicht: «...so muss ich wahrlich wünschen, dass die Trennung bewilligt werde, zumal der Kredit beyder Gemeinden verloren ist, und solcher nur durch neues Leben und bessern Geist wieder gehoben werden kann, und weil in der Trennung zugleich ein vernünftiger Grund zu der unausweichlich notwendig gewordenen Hypotekar Bereinigung gefunden wird.»

Mit einer Bittschrift vom 29. Februar 1824 gelangte die Ortsbürgerschaft Oberehrendingen an den grossen Rath des Kantons Aargau. Darin wird gesagt, dass der Grosse Rath «beliebte die Passation der Gemeind-Rechnung von Unter Ehrendingen für das Jahr 1821 auszusprechen». Diese Rechnung enthalte verschiedene Unstimmigkeiten und sei Sache der politischen Gemeinde Ehrendingen «sie beschlage nicht einzig die Ortsbürgerschaft Unter Ehrendingen». Beinahe ultimativ schliesst das Schreiben: «Sollte es aber Ihnen Hochwohlgebohrne Hochgeachtete Herren! nicht belieben in eine Modifikation (Abänderung) einzutreten: so muss die Gemeinde Ober Ehrendingen die angelegene Bitte stellen, dass Hochdieselben die von der Gemeinde Unter Ehrendingen schon lange gewünschte Trennung von Oberehrendingen zu beschliessen geruhen möchten.»

Bürgermeister und Kleiner Rath des Kantons Aargau richteten am ersten Brachmonat (Juni) 1825 ein Schreiben an den Grossen Rat. Dieses beginnt folgendermassen: «Schon im Jahr 1809 und seither einigemal hat ein Theil der Bürgerschaft von Unter Ehrendingen an uns das Ansuchen gestellt, dass wir eine Trennung der beiden Ortsbürgerschaften Ober- und Unter Ehrendingen bewilligen und die Konstituierung zweier politisch und ökonomisch getrennten Gemeinden



Wir Bürgermeister und Grosser Rath des Kantons Aargau thun kund hiermit:

Das Wir auf den verfassungsmässigen Vorschlag des Kleinen Rathes:

beschlossen haben:

§. 1.

Aus dem bisherigen Gemeindebezirk Ehrendingen werden zwei Gemeindebezirke gebildet als:

Der Gemeindebezirk Ober-Ehrendingen, und der Gemeindebezirk Unter-Ehrendingen.

Der erstere umfasst die bisherige Ortsbürgerschaft Ober-Ehrendingen, der letztere die bisherige Ortsbürgerschaft Unter-Ehrendingen.

§. 2.

Der Kleine Rath ist mit der Bekanntmachung und Vollziehung dieses Dekrets beauftragt.

Begeben in Unserer Grossen Rathsversammlung in Aarau den 7. Brachmonat 1825.

Der Amts-Bürgermeister,
Herzog, von Effingen.
Die Sekretärs:
Vertschinger.
F. S. Weissensbach.

Wir Bürgermeister und Kleiner Rath des Kantons Aargau verordnen:

§. 1.

Das vorstehende Dekret, zufolge welchem der bisherige Gemeindebezirk Ehrendingen in die zwei Gemeindebezirke Ober-Ehrendingen und Unter-Ehrendingen getrennt worden, tritt mit 1ten Weinmonat dieses jahres in Vollziehung.

§. 2.

Am 10ten Herbstmonat wird der Gemeinderath der bisherigen Gemeinde Ehrendingen seine Rechnung der versammelten Bürgerschaft ablegen; dieselbe ist nach Vorschrift des Gesetzes einem von der Gemeinde zu erwählenden Ausschusse zur Prüfung zuzustellen, welcher innerhalb vierzehn Tagen sein Befinden dem Gemeinderath zur Mittheilung an die Gemeinde zustellt.

§. 3.

Bis zu gleichem Tage sollen unter Aufsicht des Oberamtmanns von Baden, die Marken der beiden Ortsbezirke von Ober- und Unter-Ehrendingen gegen einander, wie solche bereits früher bestimmt worden; besichtigt, und vorläufig bezeichnet werden, um sodann Marksteine zu setzen, und eine Markbeschreibung vorzunehmen; alles nach Anleitung der Verordnung vom 21ten Herbstmonat 1820.

§. 4.

Bis zum 17. Herbstmonat wird sich die Ortsbürgerschaft von Ober-Ehrendingen, so wie diejenige von Unter-Ehrendingen unter den Vorsitz des Friedensrichters versammeln, um für jede Gemeinde den Gemeinderath zu wählen, welcher mit 1ten Weinmonat seine Amtsverrichtungen zu übernehmen hat.

§. 5.

Sobald wir die Wahlprotokolle genehmigt, und die Ammannstellen besetzt haben werden, sind die betreffenden Gemeindevräthe gehalten, alle Vorarbeiten vorzunehmen, die erforderlichen Bedienstungen zu besetzen, und alle Einleitungen in Betreff der Vogt- und Waisenrödel, der Hypothekenbücher, Gemeindeprotokolle und dergleichen zu treffen, damit mit 1tem Weinmonat in jeder Gemeinde die Verwaltung nach Vorschrift der Gesetze und auf Verantwortung des Gemeinderaths, eintreten könne.

§. 6.

Vorstehendes Dekret soll mit gegenwärtigem Vollziehungsbeschluss in das Amtsblatt eingerückt, und den Ortsbürgerschaften Ober- und Unter-Ehrendingen durch Anschlag besonders bekannt gemacht werden.

Begeben in Aarau den 28. Heumonats 1825.

Der Amts-Bürgermeister,
Herzog, von Effingen.
Der Rathschreiber:
F. Rothlieb.

veranstalten möchten. Der Gemeinderath von Ehrendingen widersetzte sich aber einer solchen Trennung, die er den obwaltenden Verhältnissen nicht angemessen erachtete.»

Die Bürgermeister und der Kleine Rath teilen die Meinung des Gemeinderates Ehrendingen, sie wollen keine Zerstückelung grösserer Gemeindebezirke, sie rügen die Ehrendinger: «...durch Umtriebe der Partheien, mehrmal misslungene Ammannwahl, mögen zum Beweis dienen, dass in Ehrendingen seit längerer Zeit das Hauptbestreben der Bürger dahin ging, ihrer Parthei einen Sieg über die andere zu verschaffen, ohne sich dabei viel um die Gesamtgemeinde, die man über den Ortsbürgerschaften vergessen haben scheint, zu kümmern.» Diese misslichen Verhältnisse bewogen die Bürgermeister und den Kleinen Rath dazu, dem Grossen Rath einen Dekretsentwurf zu unterbreiten, der die Trennung Ehrendingens beinhaltet. Diese erfolgte am 28. Heumonath (Juli) 1825. Sämtliche Quellen befinden sich im Original im Staatsarchiv Aarau.

Alfons Zimmermann

Gemeinderat Oberehrendingen etwa um 1920. Von links: Gemeindeschreiber Karl Frei, Gemeindeammann Xaver Duttwiler, Vizeammann Sigmund Schmid, Gemeinderat Johann Frei, Josef Frei, Emil Peter.



Das Amtsdeutsch früherer Jahre

Um einen Eindruck zu vermitteln, was früher an Gemeinderatssitzungen behandelt und wie die Geschäfte protokolliert wurden, sind nachfolgend je zwei Gemeinderatsprotokolle aus Ober- und Unterehrendingen als Beispiele aufgeführt. Folgende verwendete Redewendungen und Begriffe bedürfen einer Erklärung:

Aufbruch: Pflügen, Neuanlegen eines Ackers
Vierling: Flächenmass, 1 Vierling entspricht 9 Aren
Ruten: Reisswellen herstellen
Staatsohmgelder: Getränkesteuern, Gemeinderätliche Trinkgelder
Bruderschaftspfleger: Leitung der Rosenkranzbruderschaft der Pfarrei Ehrendingen
vergeldtaget: unter Fürsorge gestellt

Aktum vor dem Gemeinderath Oberehrendingen vom 1 Weinmonat 1825. Als Herr Gemeindeammann Viktor Schmid, Gemeinderat Michael Frey und Gemeinderat Joseph Frey.

Ab diesem Datum wurden vom benannten Gemeinderat von der Trennung zwischen den beiden Ortschaften die vakanten Stellen durch folgende Männer bestellt:

Zum Gemeindeschreiber wurde erwählt: Josef Frey, Lehrer
Gemeindeweibel: Benedikt Frey
Viehinspektor: Gemeinde-Ammann Schmid
Stellvertreter: Joseph Duttwiller
Armenpfleger: Benedikt Frey und des Joseph Leonz Willi, des Künis
Schulpfleger: Johann Willi
Gemeindegelder: Joseph Duttwiller
Schatzungskommission: Gemeinde-Amman Schmid
und Michael Frey, Gemeinderat
Staatsohmgelder: Joseph Frei, Lehrer

Von sämtlichen Gemeinderäten von Ober- u. Unterehrendingen im Beisein des Hochwürdigen Herrn Pfarrer Ignaz Spengler ist Jakob Frey, Wirt v. Unterehrendingen, als Kirchenpfleger gewählt worden.

Gemeindeammann
Viktor Schmid

Gemeindeschreiber
Joseph Frey, Lehrer

Actum

vor Gemeinderath Ut Ehrendingen vom 29. Januar 1844
anwesend: Gem. Ammann Wiederkehr, Gem. Rätbe Johann Zimmermann und
Josef L. Zimmermann.

Dato wurde Melchior Suter von daselbst einstimmig auf sechs Jahre zum hiesigen
Gem. Schreiber ernannt.

Nebst den gesetzlichen Gebühren bezieht er von der fixen Besoldung des Ge-
meinderaths von der Gemeinde 20 Fr.

Unter gleichem Datum wurden zu Beamteten hiesiger Gemeinde ernannt wie
folgt:

Als Gemeindeweibel, für Besorgung des Gemeindewerks, als Mitglied der Schat-
zungskommission, Jakob Zimmermann. Sein Lohn beträgt 20 Fr. von der fixen
Besoldung des Gemeinderathes.

Als Fleischschauer:

Johann Zimmermann, Gem. Rath, und Johann Meier im Brühl

Als Ohmgeldnehmer:

Melchior Suter, Gem. Schreiber, Josef Leonz Zimmermann auf vier Jahre

Als Tag- und Nachtwächter, Totenbeschauer und Totengräber:

Kaspar Meier

Als Brunnenmeister:

Josef Leonz Wiederkehr, Zimmermann, für 22 Fr. Lohn von der Gemeinde.

Als Bruderschaftspfleger:

Josef Leonz Zimmermann, Gem. Rath.

Der Gemeindeammann

Joh. Wiederkehr

Der Gemeindeschreiber

M. Suter

Verhandlung des Gemeinderates Oberehrendingen am 25. März 1861

Anwesend alle fünf Mitglieder

1. Vom Landjäger Kapeler und Müller sind verzeigt, Josef Frei, Wirts Jakobs,
Bernhard Schmid, Fidelis, Fidel Schmid, Fidelis, Johann Schmid, Viktors jünger,
Barthli Frei, Wirts Jakobs, Fidel Willi, Künis, und Michael Schmid, Käserlenzen,
dass sie am 10 dies in der Wirtschaft zum Hirschen in Oberehrendingen nach 11
Uhr nachts noch gegessen haben. Jeder der Beklagten ist nach Wirtschaftsgesetz

Paragr. 68 bestraft. Letztere zwei vergeldtaget insofern keine Zahlung erfolgt, mit 10 Stunden Gefangenschaft gebüsst.

2. Dem Benedikt Frei, Augustins, ist auf 15 Vierling Acker und Matten in der Dergeten Aufbruch bewilligt.

3. Dem Jakob Leonz Frei, Melchers, ist behufs Erwerbung des Wirtschaftsrechtes in Unterehrendingen ein Leumundszeugnis zu erteilen.

4. Als Gemeindeverwalter ist Barthli Willi, Gemeinderat, bestellt, mit einer jährlichen Gehaltszulage von Fr. 20.– aus dem vom Gemeinderat zu beziehenden Gehalt.

5. Dem Johann Martin Frei, Taubstumm, ist als Vormund betellt: Bartolomä Frei, Schneider.

6. Für den noch minderjährigen Leobold Frei, Melchers, ist als Vormund bestellt: Xaver Frei auf Kalberweid.

7. Dem Bernhard Frei, jünger, wurde auf seine 2 Vierling Acker im Hasel Aufbruch bewilligt für 320 Fr.

Der Gemeindeammann
Frei Leonz
Der Gemeindeschreiber
Frei Bartolomä

Actum

vor Gem. Rath von U. Ehrendingen den 27. Okt. 1862

Anwesend: Gem. Ammann Wiederkehr, Gem. Räte Felix Büchi und Kaspar Büchi

1. Genehmigung des Protokolls vom 17. Oktober 1862

2. Aufbruch mit Garantie für 300 Fr. auf Joh. Meier, Lenzen

3. Aufbruch mit Garantie für 600 Fr. auf Xaver Suter, Hansjakobs

4. Es soll diesen Herbst am Lägern geholzed und im Hinterhasel gerutet werden und zwar morgens das Holz ausgegeben und am Mittwoch mit Ruten begonnen werden.

5. Johann Suter, Packer, verlangt ein Fuder Holz. Es soll ihm entsprochen werden, wenn die Waldkommission einverstanden ist.

Der Gem. Ammann
Jos. Wiederkehr
Der Gem. Schreiber
J. J. Suter

Die Zementfabrik Lägern in Oberehrendingen

In der Ehrenderinger Gipsgrube wurde schon im 19. Jahrhundert, möglicherweise aber schon früher, Gips ausgebeutet, der in der damaligen Gipsmühle in der Tiefenwaag zu Baustoff oder zu Dünger verarbeitet wurde. Die reichen Rohstoffvorkommen an der Lägern und die gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts (Konjunktur der achtziger und der frühen neunziger Jahre) zunehmende Nachfrage nach Baumaterial führte 1892/93 zum Bau der Zementfabrik Reinhard Frei & Co. Oberehrendingen. In einem Bericht der «Botschaft», die damals noch ein kantonal beachtetes Organ war, können wir in der Ausgabe vom 3. Juni 1893 nachlesen:

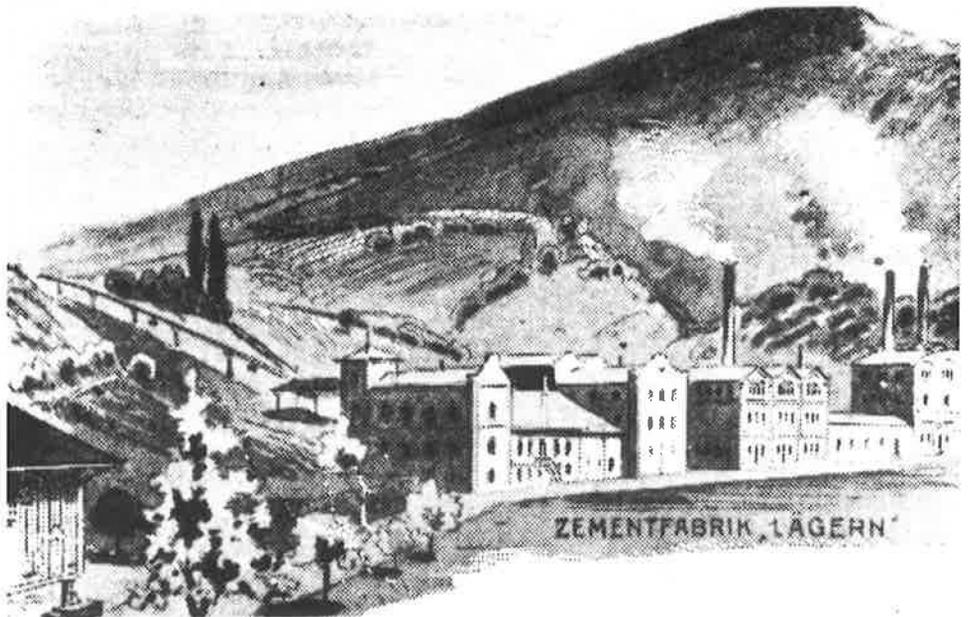
«Die hiesige Zementfabrik von Reinhard Frei und Co. ist schon seit einigen Wochen glücklich unter Dach. Es ist ein mittelgrosser, heftiger Bau, in zwei Stockwerken ausgeführt mit gefalztem Blechdach. In drei runden, zweistöckhohen Hochöfen wird der Zementstein mit Steinkohle gebrannt. Das Material wird mit Hilfe einer Drahtseilbahn von der kahlen Fundstelle zur Fabrik geliefert und den Hochöfen von oben übergeben...

Erwähnenswert ist noch, dass das Etablissement durch ein Telefon mit Baden verbunden ist.»

Bei der Gründung der Zementfabrik war dem Ehrenderinger Pionier Reinhard Frei ein Konsortium aus dem Dorf beigestanden, zu dem als weitere führende Persönlichkeit Adolf Schmid («s Chäsers») gehörte.

1894 wurde die Firma Reinhard Frei und Co. in die AG Zementfabrik Lägern umgewandelt. In den folgenden Jahren kam es noch zu weitreichenden Ausbauten. So wurde zum Beispiel 1896 eine elektrische Seilbahn nach Niederweningen installiert. Ab dem 24. April jenes Jahres wurden täglich fahrende Kübel mit einem Inhalt von 250 bis 300 Kilogramm über Hügel und Vertiefungen in gerader Linie zur Bahnstation Niederweningen abtransportiert.

Zur gleichen Zeit wurden insgesamt 600 Obligationen à 1000 Franken mit Zinssätzen zu vier und fünf Prozent herausgegeben. In denselben Jahren kam es zu einigen zusätzlichen Kreditaufnahmen, die schliesslich bis zur Jahrhundertwende zu einer für die damalige Zeit astronomischen Verschuldung führten. Wenn auch die Zementfabrik Lägern in den ersten Jahren florierte und zeitweise eine hohe Rendite erzielt werden konnte, so war der überaus hohe Verschuldungsgrad – 1899 streckten ein Herr Rüttschi aus Brugg einen Kredit von 900 000 Franken und der Schweizerische Bankverein einen Kredit von 500 000 Franken vor – doch eine Gefahr für die in einem unbarmherzigen Konkurrenzkampf steckende Firma, deren Management (Leitung) sich der Situation immer weniger gewachsen zeigte. 1902 kam es schliesslich zu einem dramatischen Konkurs, bei dem die Hauptkonkurrenz der Zementfabrik Lägern, die 1882 gegründete



Zementfabrik Lägern um 1895.

Gipsunion Zurlinden und Co. (ab 1897 Jura-Zementfabriken Aarau-Wildegg) die gesamte Anlage für 300000 Franken aufkaufte. Es scheint indessen, dass der Zementbaron Rudolf Zurlinden (Gründer und Präsident des Verwaltungsrates 1881 bis 1932) nicht nur in seinem eigenen Interesse handelte, sondern darüber hinaus als Vertreter der Vereinigten Schweizerischen Zementfabriken. Am 25. Januar 1904 wurde die Liegenschaft an die Gebrüder Bertschinger und Co. aus Wallisellen veräussert.

Der Kaufvertrag und die Gewerberechtsinschreibung vom 25. Januar 1904 sieht vor, dass auf diesem Areal der Betrieb einer Zement- oder Kalkfabrik oder einer Fabrik zur Produktion ähnlicher Bindemittel verboten ist. Diese Vereinbarung ist heute noch als Dienstbarkeit auf den Grundstücken, auf welchen Kalk abgebaut wurde, eingetragen. Einer Neugründung der Zementfabrik im Lägerngebiet müsste also die Aufhebung dieser Dienstbarkeit vorausgehen, was einen vermutlich interessanten Rechtsfall abgeben würde. Den endgültigen Untergang der Zementfabrik besiegelte schliesslich eine Sappeurkompanie, die im Jahre 1909 die Fabrikanlage bis auf ein einziges, heute noch stehendes Gebäude in die Luft ge-

sprengt hat. Ein denkwürdiges und aussagekräftiges Ende einer mit pionierhaftem Einsatz gegründeten Fabrik, die über 400 Arbeiter beschäftigt hat, worunter um die 250 Ausländer.

Einige Nachfahren dieser Gastarbeiter, zum Beispiel die Nachfahren der Familien Klançnik, Pasi und Giudici, leben heute teilweise noch in Ehrendingen. Der Untergang der Zementfabrik Lägern war sowohl für die Unternehmenseite wie auch für viele Arbeiter eine persönliche Tragödie. Immerhin fanden viele bei BBC und bei der Firma Bucher-Manz (heute Bucher-Guyer) Niederweningen neue Arbeitsplätze.

Mit dem Eingehen der Zementfabrik wurde Ehrendingen wieder ein gewöhnliches kleines Bauerndorf, dessen nicht in der Landwirtschaft tätige Bewohner wieder vorwiegend auswärts an die Arbeit gehen mussten. Direkte Folge dieses missglückten, aber historisch denkwürdigen Industrialisierungsversuchs war unter anderem das Eingehen zweier unweit der Zementfabrik stehender Wirtschaften mit den sprechenden Namen «Eintracht» und «Frohburg». Nur die dritte der im Zusammenhang mit der Zementfabrik eröffneten Wirtschaften, der «Frohsinn», überdauerte den Kollaps, wurde aber später umgetauft in Restaurant Post.

Fridolin Flück

Das Wasserwerk Ehrendingen

Bis zum Jahre 1922 hatten die beiden Gemeinden keine Wasserversorgung. Das Trinkwasser bezog man von Bächen und privaten Wasserleitungen. Auch hatte Oberehrendingen 15 Dorf- und Hausbrunnen und Unterehrendingen deren sechs. Für die Brandbekämpfung standen Feuerweiher zur Verfügung.

Auf Initiative des damaligen Sektionschefs, Joh. Duttwyler, von Oberehrendingen, wurde im Jahre 1922 von den beiden Gemeinden der Bau einer gemeinsamen Wasserversorgung beschlossen. Da auf beiden Gemeindegebieten kein ausreichendes Quellwasservorkommen bestand, suchte man solches in der Nachbargemeinde Freienwil.

Oberhalb des Weilers «Husen», am Fusse des Siggenberges, liess sich solches finden. Die Quellenergiebigkeit von anfänglich 300 l/min reduzierte sich allmählich auf etwa 200 l/min. Dieser Wert ist heute noch gültig.

Der Siggenberg wurde im Laufe der Zeit von praktisch allen umliegenden Gemeinden für Quellwasser angebohrt.

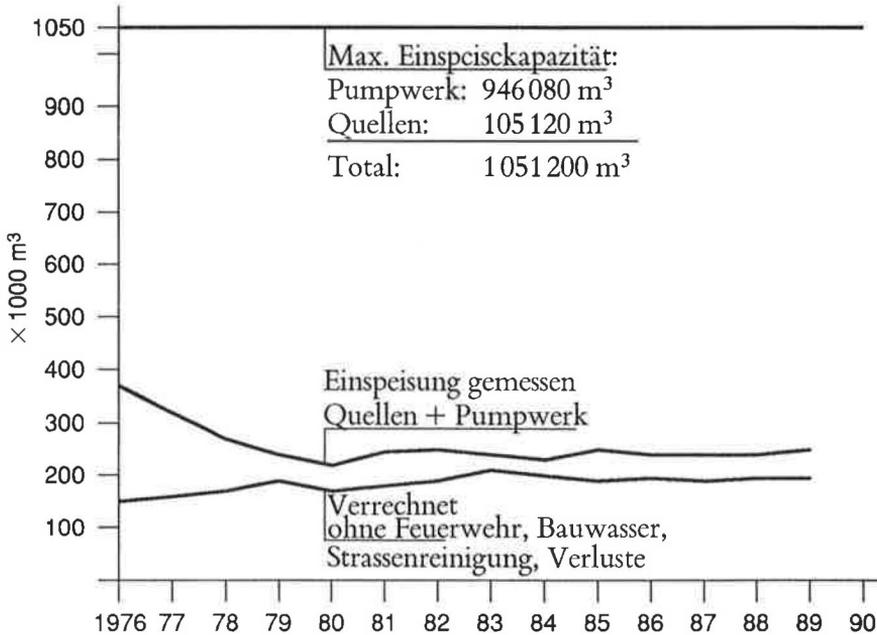
Mit dem Einsetzen der Bautätigkeit in beiden Gemeinden genügte der Quellzufluss nicht mehr. In trockenen Perioden musste das Wasser in ganzen Dorfteilen vorübergehend abgestellt werden. Auch fehlte ein genügend hochgestelltes Feuerlöschreservoir.

Im Jahre 1950 suchte man an verschiedenen Stellen unserer Gemeinde nach Grund- und Quellwasser. Ein solches Vorkommen wurde am 15. September vom Hydrogeologen Joseph Kopp aus Ebikon in Begleitung von Gemeindeamman Alois Burger von Oberehrendingen in der Talsohle südwestlich der Tiefenwaag in Unterehrendingen im Gebiet Bändleren festgestellt. Unverzüglich wurde ein Bohrloch gegraben, wo man in 11 Meter Tiefe auf das köstliche Nass stiess. Beim Pumpversuch ergab die Bohrstelle bis zu 2400 l/min.

In den folgenden Jahren wurde das Wasserwerk wesentlich erweitert. Im Gebiet Bändleren wurde ein Grundwasserpumpwerk mit einer Pumpe, Fördermenge 600 l/min, errichtet. Auf dem Gemeindegebiet Oberehrendingen erstellte man zwei neue Reservoirs. Das einkammerige Niederdruckreservoir «Eichrain» fasst 300 m³ Wasser. Im zweikammerigen Hochdruckreservoir «Stein» ist Platz für ebenfalls 300 m³ Brauchwasser, und zusätzlich 200 m³ dienen als Löschreserve. 1957 wurde im Grundwasserpumpwerk eine zweite Pumpe in Betrieb gesetzt.

Das Grundwasserpumpwerk wurde 1976 einer totalen Revision unterzogen. Die elektrischen Anlageteile wie auch die Pumpenanlagen wurden ersetzt. Anstelle der bisherigen zwei Bohrlochpumpen wurden drei Tauchpumpen installiert. Die Konzessionsmenge wurde auf 1800/l min während 18 Stunden/Tag erhöht. Die automatische Steueranlage wurde vom Konsumgebäude in Oberehrendingen ins Grundwasserpumpwerk umplaziert.

Verbrauchsdiagramm



Die Anlagen des Stufenpumpwerkes im Reservoir Eichrain wurden im Jahre 1979 ersetzt.

Beim Bau des Ennetbadener Reservoirs «Chalberweid» konnte sich die Wasserversorgung Ehrendingen mit 10% der Anlagekosten beteiligen und sich damit ein Bezugsrecht sichern. Im Jahre 1982 wurde unser Leitungsnetz – vom Höhtalstrang aus – mit dem neuen Ennetbadener Reservoir verbunden. In Notfällen ist es nun möglich, unser Netz aus geographisch bzw. hydrologisch anderen Wasservorkommen zu speisen.

Die sorgfältige Betriebsführung und ein guter Netzunterhalt haben, wie die untenstehende Skizze zeigt, eine deutliche Verbesserung der Versorgungslage gebracht. Nachdem nun auch die Quelfassungen in Freienwil noch saniert werden, sind die Zukunftsaussichten für unsere Wasserversorgung recht gut. Selbst bei einem Vollausbau der Bauzonen der beiden Gemeinden ist genügend Wasser von guter Qualität vorhanden.

Emil Zimmermann, Gemeindeammann

Aus der Festschrift von Pfarrer Jos. Huwyler, publiziert anlässlich der Schulhaus-einweihung 1958 in Unterehrendingen.

Die ersten Schulen waren Klosterschulen. Wo Klöster gegründet wurden, entstanden auch Bildungsstätten. So besass in unserer Gegend Wettingen eine der ersten Schulen. Als die Kleinstädte dann im Laufe des 13. Jahrhunderts zu Wohlstand und Einfluss gelangten, nahmen sich auch die weltlichen Behörden des Schulwesens an. Zu den Klosterschulen gesellten sich die Stadtschulen, die Lateinschulen waren. Den Unterricht an diesen Schulen erteilte gewöhnlich ein Geistlicher. So entstanden schon vor dem Jahre 1300 Lateinschulen in Regensberg und Regensdorf. Als erste Lehrer wirkten dort zwei Ehrendinger aus der Tiefenwaag: in Regensdorf 1280 Cuonrat de Heredingen, ein Sohn des Wettinger Lehensmannes Cuonrat Rechinger in der Waagmühle, in Regensberg von 1287 bis 1323 Johannes de Heredingen, «rector puerorum», «Schulmeister und Lutprieester ze Regensberg» (Urkundenbuch der Stadt Zürich, V., Nr. 1978 und 2002, VIII., Nr. 2902). Die beiden Lehrer von Regensberg und Regensdorf waren wohl Brüder und empfingen ihre Bildung vermutlich in der Klosterschule Wettingen.

Es ist anzunehmen, dass auch jene Ehrendinger Nonnen, die schon vor dem Jahre 1350 ins Kloster Fahr eintraten, nämlich die Schwestern Anna, Berchta, Catharina, Margareth und Melchtild, dort eine Art Schule geniessen konnten.

Auch Baden hatte zwar mindestens seit dem Jahre 1400 eine Stadtschule, aber die Ehrendinger als Lehensleute von Wettingen besuchten eher die Schule von Wettingen als die von Baden. Auch der aus der Tiefenwaag stammende Pater Ambros Müller, der 1640 ins Kloster Muri eintrat, dürfte Wettinger Schüler gewesen sein (gestorben 12. Oktober 1673), ebenso sein jüngerer Bruder, der berühmt gewordene P. Rufin Müller, geboren 11. Februar 1625, gestorben 10. März 1701. Die Zeiten der Reformation, der Aufklärung und der Helvetik gaben der Schulbildung neue Auftriebe. Noch immer behielt die Schule ihre streng kirchliche Prägung. Der Religionsunterricht genoss unter den Schulfächern das unbedingte Vorrecht. Im 18. Jahrhundert zählte die Grafschaft Baden bereits 41 katholische und 16 protestantische Primarschulen. Die katholischen Schulen standen unter der Obhut der Geistlichen und der Oberaufsicht des Bischofs von Konstanz. Anstelle der Geistlichen erteilten gelegentlich auch heimgekehrte Söldner Unterricht, wenn sie sich über die nötige Schulbildung ausweisen konnten. So erfahren wir aus dem alten Jahrzeitenbuch, dass einmal ein Joggli Mäder als Schulmeister angestellt war. Das muss aber schon vor 1700 gewesen sein. Seit wann Unterehrendingen ein eigenes Schulhaus besass, ist nicht mehr herauszufinden.

Seit der Gründung des Kantons Aargau setzte sich der Staat mit grossem Eifer für

die Volksschule ein. 1803 setzte der Kleine Rat einen Kantonsschulrat ein, der seit 1865 Erziehungsrat heisst. Dieser ernannte die Bezirksschulräte, welche durch Inspektoren die Schule beaufsichtigten. Mit den Schulgesetzen von 1805, 1835 und 1865 wurde das Schulwesen mehr und mehr geregelt. Das Schulgesetz von 1805 forderte die allgemeine Schulpflicht vom 6. Lebensjahre an. Danach konnten die Kinder aus der Schule entlassen werden, wenn sie fertig lesen und schreiben und wenn möglich auch rechnen konnten. Für die Lehrer wurde eine Besoldung von wenigstens 75 Franken verlangt. Die Gemeinde hatte die Besoldung auszurichten und für das Lokal zu sorgen. Nach dem Schulgesetz von 1822 wurden die Kinder mit dem 7. Jahre schulpflichtig und blieben es, bis sie aufgrund einer Prüfung entlassen wurden. Wo noch keine besonderen Schulhäuser bestanden, hatten die Gemeinden solche zu bauen. Frei gewordene Lehrstellen durften von jetzt an nur noch mit patentierten Lehrkräften besetzt werden. Die jährliche Besoldung wurde für Gesamtschulen auf 160 Franken angesetzt.

Das dritte aargauische Schulgesetz von 1835 verfügte: Die Gemeindeschule soll aus einer Elementar- oder Alltagsschule für die Kinder vom 7. bis 13. Altersjahr und einer Fortbildungsschule für das 13. bis 15. Altersjahr bestehen. Als Lehrfächer wurden vorgeschrieben: Lesen, Schreiben, Rechnen, Zeichnen mit Formenlehre, Gesang, christliche Religions- und Sittenlehre und weibliche Arbeiten in eigenen Mädchenschulen oder Arbeitsschulen. Die Schulpflicht dauert nun also acht Jahre. An den Bau von Schulhäusern zahlt der Staat bis zu 400 Franken Beitrag. Da das Unterehrender Schulhaus in der Nacht vom 2. Juli 1832 mit vier andern Häusern abgebrannt war, musste es 1833 neu aufgebaut werden. Der Hohe Kantonsschulrat hat diesen Bau mit 300 Franken, der Wohlhlöbliche Bezirksschulrat von Baden mit 50 Franken unterstützt.

Das Schulgesetz von 1865 dehnte die Elementarschule auf acht Jahre aus und wandelte die Fortbildungsschule in eine Realschule mit Französisch um. Die Lehrerbesoldung an Gesamtschulen wurde auf 900 Franken erhöht. Da neben den Volksschulen seit 1828 auch Fabrikschulen zugelassen waren, gab es Eltern, die ihre Kinder in die Fabrik zur Arbeit und zur Schule schickten. Da es den Schülern freigestellt war, ob sie die Fabrik- oder die Dorfschule besuchen wollten, war es oft schwer festzustellen, ob die Kinder die Schule wirklich besuchten. So hatte das Sittengericht als Schulbehörde und später die Schulpflege immer wieder Fehlbare zu strafen.

Die bessere Bildungsmöglichkeit half begabten Schülern, sich höheren Berufen zuzuwenden. So scheinen, nach den Eintragungen in der Unterehrender Schulchronik zu schliessen, verschiedene junge Leute sich dem Lehrerberuf zugewandt zu haben, besonders aus dem Geschlechte der Suter. Von Unterehrendin-

gen stammen der Lehrer und Organist Hermann Suter in Kaiserstuhl und sein Sohn Hermann Suter, der Komponist, der im Musikleben zu internationalem Ruhme gelangte.

In seinen Aufzeichnungen schrieb Herr Pfarrer Johannes Huber:

«Jedenfalls habe ich die freundlichsten Erinnerungen namentlich an die Schule zu Unterehrendingen, die ich in Ermangelung eines Lehrers zweieinhalb Jahre mit Lust und Liebe versah, mit ins spätere Leben hinübergenommen und bis ins Greisenalter treu bewahrt. Ich werde zeitlebens dankbar sein für die vielen mir seinerzeit dargetanen Kundgebungen treuer Liebe und Anhänglichkeit!»

Josef Huwyl, Pfarrer

Zur Schulgeschichte von Oberehrendingen

Die erste Schulstube von Oberehrendingen war um 1800 im Unterdorf. Die Familie Frei hatte eine grosse Wohnstube. Hier wurde Schule gehalten. Der Zuname der Familie blieb bis auf den heutigen Tag erhalten: s'Schulmeisters. Auf Einladungskarten wurde jedoch geschrieben Josef Frei, alt Lehrers oder Wilhelm Frei, alt Lehrers. Im Oberdorf wohnte der langjährige Lehrer Josef Frei, der während 48 Jahren in Oberehrendingen die Schule leitete. Dort schrieb man auf den Adressen für dessen Nachkommen Josef Frei, Lehrers. Später wurde eine Schulstube benutzt im Hause Hubert Willi, Coiffeur. Es galt als eigentliches Schulhäuschen. 1838 wurde ein Schulhaus ausserhalb des Dorfes gebaut. Nur die Gipsmühle Frei, Wagners, bestand damals ausserhalb der Gemeinde. Im Jahre 1911/12 wurde das Schulhaus mit Turnhalle im Brühl erbaut. Die Kosten für den Bau betruhen 109 000 Franken. Viele Bausteine wurden von der abgebrochenen Zementfabrik verwendet.

Seit etwa 1890 wurde eine Fortbildungsschule für die männliche Jugend, auch Bürgerschule genannt, geführt. Mangels Schüler wurde diese Schule 1963 aufgehoben.

Im Jahre 1906 teilte man die Gesamtschule. Es gab nun eine Oberschule und eine Unterschule mit je vier Klassen.

Mit dem Bau des neuen Schulhauses mit einer Turnhalle im Jahre 1912 erfolgte die Dreiteilung in Ober-, Mittel- und Unterstufe. 1946 wurde auf Initiative von Pfarrer Huwyler die Sekundarschule eingeführt.

Am 7. September 1966 fand die Einweihung des ersten Kindergartens statt.

Die heutige Schulanlage «Lägernbreite» wurde am 11. September 1971 eingeweiht. Kosten: 3 100 000 Franken.

Die Bezirksschüler besuchten bis 1980 ausschliesslich die Bezirksschule in Baden. Neuerdings wird auch die Bezirksschule Endingen von unseren Schülern besucht.

Alois Burger

Schulanlage Lägernbreite, 1990.

Schulanlage Unterehrendingen, 1990.



Lehrkräfte in Oberehrendingen

Es werden nur jene Lehrkräfte erwähnt, welche fünf und mehr Jahre unterrichteten.

Primar- und Hilfsschule

Frei Josef, Melchers	ca. 1806–1840
Frei-Schmid Jakob Leonz	ca. 1840–1870
Frei-Willi Josef	ca. 1871–1918
Wirz Agnes	1914–1954
Bamberger Gottlieb	1919–1954
Schmid Berta	1919–1964
Müller Heinrich	1959–1975
Albisser Annemarie	1959–1975
Ledermann Hanspeter	1964–1969
Friedli Jürg	1968–1976
Schircks Christa	1969–1976
Zbinden Peter	1971–1976
Brogli Irène	1973–
Conrad Bernhard	1973–
Rohrbach Vreni	1975–1980
Köferli-Metzger Susanne	1975–1980
Brühlmeier Urs	1975–
Stierli-Schleuniger Susanne	1976–1982
Suter Rolf	1976–1983

Sekundarschule

Wassmer Paul	1947–1962
Müller Monika	1968–1981
Meier Bruno	1970–1982 1984–
Aeschlimann Urs	1971–
Fuchs Matthias	1975–

Handarbeitsschule für Mädchen

Meier Anna Maria, Zieglers	1838–1846
Meier Katharina	1846–1862
Meier Ida	1863–1872
Friedmann Ida	1873–1877
Rohner-Frei Theresa	1878–1896
Meier-Schmid Anna	1899–1908
Frei-Frei Berta	1909–1917
Burger-Frei Adeline	1918–1927
Bräm-Schmid Marie	1928–1968
Kaspar-Meier Ursula	1968–1976
Schmid-Burger Annemarie	1975–1981
Weibel Elisabeth	1981–1987

Kindergarten

Müller Verena	1968–1972
Huber Margreth	1972–1982
Meier Erika	1978–
Brühlmeier Maria	1982–

Lehrkräfte in Unterehrendingen

Es werden nur jene Lehrkräfte erwähnt, welche fünf und mehr Jahre unterrichteten.

Primarschule

Meyer-Frei Johannes	ca. 1810–1830
Suter-Meier Melchior	ca. 1830–1839
Frei Jakob Lorenz	1842–1851
Schmid Adrian	1851–1859
Mühlebach Georg	1861–1868
Suter Thomas	1868–1873
Meier Sigmund	1873–1890
Kalt Ivo	1890–1896
Meier Sigmund	1897–1913
Bamberger Gottlieb	1913–1919
Schmid Johannes	1919–1926
Jakob Julia	1921–1961
Hunold Otto	1932–1944
Müller Albert	1945–1957
Meier Ruth	1962–1967
Stirnemann-Suter Marianne	1967–1973
Hitz-Schär Käthi	1972–1979
Hitz Hans	1973–
Schweri Monika	1974–1975 1976–1984
Honegger Maja	1975–1982
Geissbühler Heidi	1978–1979 1982–1988
Fromm Heidi	1983–
Widmer Gabi	1984–1989

Kindergarten

Spuhler-Amgarten Brigitte	1969–1974
Müller Rita	1974–1979
Walker-Blandenier Tanja	1979–1990

Handarbeit für Mädchen

Büchi Katharina (Rücktritt wegen Verheiratung, Schule eingestellt bis 1842)	1837–1839
Büchi Apolonia	1842–1887
Suter Emilie	1887–1908
Meier Frieda	1908–1953
Burger Paula	1954–1967
Kaspar-Meier Ursula	1968–1976
Schmid-Burger Annemarie	1975–1981
Weibel Elisabeth	1983–1987

Die Auswanderer

Um 1800 wanderten viele Schweizer nach Amerika aus. Für die grossen Familien war zu Hause auf dem Bauernhof nicht genügend Arbeit und somit Verdienst vorhanden. Aus den kargen Mitteln des Gemeindegewesens wurde oft ein kleiner Zustupf geleistet. Auch stiftete die Gemeinde hie und da einen Beitrag, damit sie die unerwünschten Bürger loswurde. In Unterehrendingen wurde das Geld zum Auswandern hauptsächlich aus den Walderträgen genommen.

Um 1803 reiste Johann Frei, Ziegelbartlis, mit Frau Friederika, geb. Schmid, vom Stein, mit Kindern aus. Er starb am 19. September 1834 in Lott, Westfalia, Texas. Auch wanderten andere Familien, Schmid und Willi, nach Amerika aus. Einzelne kehrten wieder in die Schweiz zurück.

Im Frühling 1833 wanderten allein von Oberehrendingen 26 Personen aus. Am 14. Mai 1833 tat dies von Unterehrendingen Cölestin Muntwiler-Bucher mit Frau Anna Maria und den Kindern Franz, Josef, Franziska, Johann, Rosa, Peter, Helena und Benedikt. 1858 wanderte Johann Büchi mit seiner Familie aus. Mit von der Partie waren Siegfried und Xaver Suter, Johann Meier, Buckheiris, Josef Meier und Katherina Suter, geb. Rothen. 1854 verreiste Andreas Suter-Büchi, der Vater von Apolina Suter und Grossvater des Komponisten Hermann Suter. Die Überfahrt auf hoher See dauerte drei Wochen und war manchmal auch gefährlich.

Um 1860 wanderte eine Familie Kaspar Willimann, alt Gemeindeammann von Oberehrendingen, aus. Sie hatten vier Buben. Einer der Knaben starb auf der Seereise.

Aus einer Familie Willi, Barthis, wanderte der einzige Sohn aus, da er mit dem Vater nicht auskam. Er kehrte wieder zurück, und die beiden versöhnten sich.

Von Unterehrendingen wanderte anno 1881 Franz Xaver Zimmermann mit Frau Elisa, geb. Widmer, mit den Kindern Maria, Arnold, Martha, Olga und Frieda nach Amerika aus.

Um 1886 wanderte die Familie Xaver Frei mit Frau Adelheid, geb. Schmid, aus der Waagmühle, und sieben Kindern nach Amerika aus. Sieben weitere Kinder bekamen sie noch in Amerika. Die Familie bewirtschaftete eine Farm. Der Sohn Robert wurde Priester, drei Töchter gingen ins Kloster. Zwei Mädchen dieser Familie ertranken in einem Fluss. Der Vater, Xaver, wollte wieder einmal in die Schweiz zurück, doch die Kinder liessen ihn nicht gehen, denn sie hatten Angst, er kehre nicht mehr zurück. Sein Bruder, Josef Frei, Lehrer, musste ihm immer die Badener Zeitungen zuschicken, damit er sein Heimweh vergessen konnte. Die Ehefrau von Xaver konnte sich besser mit der neuen Welt abfinden.

Nach Aussage von Pfarrer Adelbert Frei, Bettwil, wurden die einzelnen Auswanderergruppen jeweils mit Kreuz und Fahne bis zum Höhtal begleitet.

Ein Grosssohn der Auswandererfamilie Xaver Frei, nämlich Alois Kasberg, Sohn einer Tochter von Xaver Frei, leistete während des Zweiten Weltkriegs Militärdienst in der US-Rheinarmee. In der Uniform besuchte er einmal seine Verwandten in Oberehrendingen.

Im Jahre 1922 reiste Karl Frei, Schreiners, nach den Staaten aus. Im Februar 1926 Alois Willi, Raymunds. Am 10. Dezember 1934 wanderte Karl Frei, Mechaniker, mit Frau Josefine, geb. Brem, und den Söhnen Josef und Oskar nach Südamerika aus.

Auch nach dem Zweiten Weltkrieg sind verschiedene Ehrendinger ausgewandert und zum Teil wieder zurückgekehrt.

Die erwähnten Namen von Auswanderern stammen von Pfarrer A. Zimmermann und meinem Vater.

Alois Burger

Eine Erbschaft aus Amerika

Am 9. Januar 1927 verstarb in Denver, Colorado, Nordamerika, Josef Frei, Steffens, von Oberehrendingen, geboren 16. Februar 1860. Er war unverheiratet und kinderlos und hinterliess ein Vermögen von 40 000 Dollar. Umgerechnet waren dies zirka 200 000 Schweizer Franken.

Da sein Testament von den amerikanischen Behörden angefochten wurde, fiel die Erbschaft zunächst seinem Bruder Friedrich Frei, Kratzerli, und seiner Nichte, Frau Frei Sprenger-Stäubli zu.

Friedrich Frei testierte nun den ihm zugefallenen Erbteil zu zwei gleichen Teilen, nämlich je 40 000 Franken, an die Pfarrgemeinde Ehrendingen und an die Ortsbürgergemeinde Oberehrendingen.

Aus Amerika kamen aber nur je Fr. 21 551.35. Der Rest des Geldes ging infolge der Krisen in Amerika verloren. Zum Teil war es noch fest investiert, anderes ging infolge wertlos gewordener Aktien verloren.

Friedrich Frei, Steffens, war auch kinderlos. Er bewohnte die Liegenschaft Kalberweid 2. Diese verkaufte er an Josef Willi-Meier und erbaute sich ein Haus an der neuen Strasse im Gemeindegebiet Ennetbaden, im heute noch so benannten Kratzerli.

Alois Burger

Jugenderinnerungen

Zugleich ein Stück Kulturgeschichte vom Kienspan bis zum elektrischen Licht, von Edmund Suter, von Unterehrendingen, alt Lehrer und alt Gemeindepräsident in Füllinsdorf, Baselland.

Motto: Schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr!

Im beschaulichen Alter von 84 Jahren blättert man gerne im Buch der Jugend, und es tauchen liebe Gestalten auf, die uns zeitlebens begleiten. Trotz schwachem Augenlicht, das mir Schreiben und Lesen erschwert, drängt es mich, diese Erinnerungen zu Papier zu bringen.

Im Elternhaus

Ich bin am 10. Mai 1860 in meinem Heimatort Unterehrendingen, einem kleinen Bauerndorf im Aargau, geboren, eine Stunde von Baden, hart an der Zürcher Grenze. Meine Eltern waren Johann Jakob Suter, Gemeindeschreiber, und Anna Marie, geborene Wenzinger. Ich sehe sie noch vor mir: der Vater, ein grosser, starker Mann, Oberlieutenant in der schweizerischen Armee, der den Sonderbundskrieg im Jahre 1847 mitgemacht hatte. Die Mutter, aus der Schmiede im benachbarten Schneisingen gebürtig, eine ebenso intelligente, tüchtige und herzengute Person, die aber an einer Lungenentzündung schon im 56. Altersjahre starb. Der Vater wurde 63 Jahre alt. Zum Grossvater, der unter einem mächtigen Strohdach wohnte, ging ich oft. Er war mit 91 Jahren blind, erzählte uns Buben manchmal, wie er die Russen gesehen habe, wie sie grüne Nüsse mit der Schale gegessen haben.

Meine Mutter musste noch mit dem Kienspan Feuer anfachen; Zündhölzchen kannte man nicht. Stube und Küche wurden mit einem schwachen Neolinlämpchen beleuchtet. Wir waren die erste Familie im Dorfe, die eine Petrollampe anschaffte. Von Wasserversorgungen, Gas, Elektrizität war, wenigstens auf den Dörfern, noch keine Spur vorhanden. Unterhalb unseres Wohnhauses war eine kleine Quelle; dort mussten wir das Wasser holen. Versiegte diese in trockenen Jahren, so wurde das Wasser aus dem Dorfbrunnen oder aus dem Bache herbeigeschafft. Die Raucher trugen einen Feuerstein bei sich, schlugen Feuer damit, das vom Zunder aufgefangen wurde. Damit zündeten sie die Pfeife an.

Kleinen Kindern gab man einen grossen «Lulli» mit Brotrinde in einen Lappen eingewickelt. Wir waren unser fünf Buben und zwei Mädchen. In der Gemeindeschule hatten wir zum Glück immer tüchtige Lehrer: Georg Mühlebach, Thomas Suter und Sigmund Meier.

Sie führten eine Gesamtschule mit über 80 Kindern von der 1. bis zur 8. Klasse, immer alle beisammen. Wir sassen in langen Bänken, ab und zu wurde «gekäset», und die untersten Buben flogen auf den Boden hinaus. Die besseren Schüler sassen zuoberst. Die unteren Klassen hörten, was in den oberen Klassen gelehrt wurde. Da ich leicht lernte, machte ich schon in der zweiten Klasse keine orthographischen Fehler, konnte die dritte Klasse überspringen; denn das Einmaleins wusste ich besser auswendig als manche Schüler der oberen Klasse.

Der Vater leitete den katholischen Kirchenchor, und zwar ohne dass er ein Musikinstrument spielen konnte. Er gab mit der Stimmflöte den Ton an und sang die einzelnen Stimmen vor. Seine Arbeit wurde erleichtert, weil er immer geübte Sänger dabei hatte, die vom Blatt singen konnten. Einer seiner Brüder hatte eine prächtige Tenorstimme, ein anderer Bruder sang einen schönen Bass. Später waren meine Brüder und Schwestern beim Kirchenchor und führten ihre Stimmen. An schönen Sonntagnachmittagen sangen wir zu Hause in der Stube bei offenen Fenstern. Die Wehntaler Jungfrauen in ihrer hübschen Tracht standen bei ihrem Spaziergang nach Baden vor unserem Haus still und hörten zu. Oft marschierte auch der Viehhändler Märki von Niederweningen mit einem Transport fetter Ochsen vor unserem Haus vorbei.

Wir Buben benutzten die freie Zeit, um im Gipsbach Groppen und Forellen, im Suhrenbach Krebse und in der Surb und in den Wassergräben im Riet Frösche zu fangen, nahmen ihnen die Eingeweide heraus und brien sie zu Hause in der Küche im Ankenpfännli. Einmal ging ich mit meinem gleichaltrigen Vetter Gotthard Suter in den Wald. Nachher wusch ich meine schmutzigen Hände in der Surb. Während ich mich am Ufer so bückte, warf der Kamerad eine Erdscholle, um mich zu bespritzen, traf mich aber hinter dem rechten Ohr, so dass ich in den hochgehenden Bach flog, der ziemlich tief und etwa 3 m breit ist. Ich wurde ein Stück weit abwärts geschwemmt und wäre beinahe ertrunken, wenn ich mich nicht am herabhängenden Gebüsch hätte halten können, wo mich Gotthard herauszog. Ich zottelte pudelnass nach Hause; das Wasser lief aus den Hosenbeinen, ging auf der Hinterseite über die Laube ganz still ins Bett. Vater und Mutter durften es nicht wissen, sonst hätte ich noch Streiche gekriegt.

Vor unserm Haus standen auf der anderen Seite des Weges eine Anzahl Zwetschgenbäume. Wir Buben liessen aber die Früchte nicht reif werden; sie schmeckten uns viel besser, wenn sie noch grün waren und wir sie am Baumstamm weich reiben mussten. Auch die süssen Usteräpfel assen wir am liebsten halbreif.

In der Kinderlehre waren des Gemeindegemeindeführers Buben die Lieblinge von Pfarrrer Kälin, denn wir wussten den Katechismus auswendig. Ich sass zuoberst in

einer Kirchenbank und musste das Verzeichnis meiner Kameraden führen und allfällige Abwesenheit notieren. An der Fronleichnamsprozession trug ich ein weisses Fähnlein. Da der Vater Sektionschef war, musste ich 1870 die Soldaten zur Grenzbesetzung aufbieten. Das gab eine Aufregung im Dorf. 1871 sah ich die Bourbaki-Armee in weissen Wintermänteln, die Füsse in Lumpen gewickelt. Die Pferde hatten sich vor Hunger die Schwänze abgefressen.

So wuchsen wir heran, glücklich und zufrieden. Bei der Heimkehr aus der Schule schnitten wir uns einen tüchtigen Fetzen Bauernbrot zurecht, den wir mit Wohlbehagen verspeisten.

Nachdem ich die sechste Primarschulklasse absolviert hatte, besuchte ich die Bezirksschule in Baden. Täglich musste ich im Sommer um 7, im Winter um 8 Uhr in der Schule eintreffen, also vor 6 oder 7 Uhr aufstehen, rasch frühstücken und eine Stunde weit marschieren bei manchmal strömendem Regen oder bei grimmiger Kälte. Über das Höhtal piff der Wind durch die dünnen Kleider; denn Unterhosen oder Mantel vermochten uns die Eltern nicht anzuschaffen. Erst als ich selber verdienen konnte, trug ich im Winter einen Überzieher. Oft trafen wir mit ganz durchnässten Kleidern in der Schule ein, weil wir bei starkem Wind keinen Schirm öffnen konnten. Diesem täglichen Training, eine Stunde hin und eine Stunde heim, verdanke ich ein gut Stück meiner Gesundheit. Im Militärdienst hielt ich die grössten Strapazen in den Manövern aus. Als Kadetten der Bezirksschule hatten wir im Sommer jeden Samstagnachmittag Übungen. Der Vater musste uns eine teure Uniform anschaffen, dazu noch für jeden von uns jährlich 24 Franken Schulgeld zahlen, alle Lehrmittel berappen und uns etwas Sackgeld mitgeben, damit wir zu Mittag im «Roten Turm» einen Teller voll warme Fleischbrühe essen konnten. Gewöhnlich nahmen wir von zu Hause Speck oder süsse Butter nebst einem währschaften Stück Bauernbrot mit, mussten aber Sorge tragen, dass uns die Stadtbuben nicht erwischten mit diesem Brot nach dem sie so sehr gelüstete.

Meine Lieblingsfächer in der Bezirksschule waren deutsche Sprache und Literatur, Geschichte, Französisch, von der dritten Klasse an noch Englisch. Für fremde Sprachen hatte ich ein besonderes Talent. Die Vokabeln lernte ich im Sommer meistens auf dem Schulweg auswendig, und ich bedauerte meiner Lebtag, dass ich nicht ins Welschland und nach England gehen konnte, um diese Sprachen perfekt zu lernen. Nach der Schulzeit hiess es eben: Verdienen! und einen Teil der Kosten zurückzahlen. Im Landwirtschaftsbetrieb des Vaters konnten wir wenig helfen, weil wir immer viele Aufgaben zu machen hatten. So marschierte ich vier Jahre lang jeden Werktag nach Baden. Es war eine schöne Zeit. Ein lieber Kamerad war mir der spätere berühmte Professor Karl Moser.

Im Lehrerseminar

Nach Beendigung der Bezirksschule musste ich mich zu einem Beruf entschließen. Ich meldete mich zuerst als Bürolehrling bei der Fabrik Kappeler-Bebié in Turgi. Allein die Sache behagte mir nicht recht. Und als mich der Vater fragte: Willst du ins Seminar Wettingen eintreten? sagte ich freudig: Ja! Ich machte die Aufnahmeprüfung gleich in die zweite Klasse, musste jedoch noch Privatstunden im Violinunterricht nehmen, um mit den Klassenkameraden Schritt zu halten. Musiklehrer Bergmann, ein geborener Bayer, war nicht gerade ein geduldiger Lehrer; es gab manchen Hieb über die Finger, wenn ich den Bogen ungeschickt führte. Aber in den andern Fächern fand ich mich rasch zurecht. Im deutschen Aufsatz war ich bald einer der ersten. Adolf Herzog, der spätere Seminardirektor, war ein vorzüglicher Deutschlehrer. Neu war uns der Unterricht in Pädagogik von Direktor Dr. Franz Dula, zu dem wir mit Ehrfurcht aufschauten. Papa Dula war eben nicht nur Lehrer, sondern vor allem auch Erzieher der Zöglinge. Vor seinen rollenden Augen, die in die Tiefen unserer Herzen hineinsahen, konnten wir nichts verheimlichen. Keiner wagte es, ihn anzulügen. Wir hatten im Seminar einen gerüttelt vollen Stundenplan und dazu noch viele Aufgaben. Morgens 5 Uhr im Sommer, 6 Uhr im Winter, aus den harten Betten mit Strohsack und Seegrasmatratzen. Schmale Kost, Zvieri ein Brötchen, das wir am Brunnen im Garten mit Wasser füllten. Um unsere hungrigen Mägen zu füllen, kauften wir oft in der nahen Bäckerei ein Laibli Brot, Schildkröte geheissen. Die Betten mussten wir selber machen, selber das Zimmer in Ordnung halten und heizen. Es waren meistens Zweierzimmer. Ich teilte es mit dem lieben Freund Rudolf Suter von Kölliken, dem späteren Redaktor des «Landschäftlers». Er war ein hochbegabter Schüler, kannte alle Klassiker auswendig und löste spielend die schwierigen Algebrarechnungen. Nur für die Musik hatte er wenig Talent. Wenn er nachts auf der Violine unermüdlich falsche Töne kratzte, verkroch ich mich so tief als möglich unter meiner Bettdecke. Von meinen 22 Seminarkollegen leben jetzt nur noch 4, und wir können nächstes Frühjahr das eiserne Jubiläum unseres Austrittes aus dem Seminar Wettingen im Jahre 1879 feiern. Beim Baden im Fabrikkanal der Limmat rettete mich Paul Hügin vor dem Ertrinken. Das letzte Winterhalbjahr im Kloster Maria Meerstern war besonders streng. Wir mussten uns auf die Patentprüfung vorbereiten. Ich bestand sie recht gut und durfte die wertvolle Urkunde als aargauischer Lehrer aus der Hand des Erziehungsdirektors entgegennehmen. Dieser schloss die Prüfung mit einer seiner meisterhaften Reden ab. Vollgepfropft mit Wissen, auch viel unnützem Ballast, verliessen wir unsere Alma Mater. Jeder suchte sich eine möglichst gute Lehr-

stelle, um sein Wissen und Können praktisch zu betätigen. Ich wurde als Hilfslehrer an die Pestalozzistiftung Olsberg gewählt. Mit grosser Begeisterung stürmte ich als neugebackener 19jähriger Lehrer ins Leben hinaus.

Als ich 1879 das eidgenössische Schützenfest in Basel besuchte, sah ich das erste elektrische Licht. Ein neues Zeitalter war angebrochen.

Das Dorf Unterehrendingen

Unterehrendingen ist mein lieber Heimatort, wo mein Elternhaus steht, wo ich eine tüchtige Erziehung und eine vorzügliche Schulbildung genoss. Es ist ein einfaches Bauerndorf am Nordfuss der Lägern, die sich von Baden bis zum Schloss Regensberg im Zürichbiet erstreckt, in hügeliges Gelände eingebettet, hart an der Zürcher Grenze. Es gehört zur Pfarrei Oberehrendingen, die etwas grösser ist. Ein gewöhnlicher Fahrweg verbindet beide Ortschaften und führt bei unserem Haus vorbei zum grossen Dorfplatz vor dem Gasthof zum Engel. Von dort zweigt ein Weg bei der Schmiede vorbei in den oberen Teil des Dorfes zum Schulhaus, der andere zur Kapelle im Unterdorf. Es gibt in Unterehrendingen keine Paläste. Fast alle Wohnhäuser sind Riegelbauten, nur wenige in ganz gutem Zustand. Damals war eben kein weiterer Verdienst vorhanden als der Ertrag der Landwirtschaft, aus dem Erlös der Milch und in guten Jahren aus dem Verkauf von Wein aus dem Geissberg. Der Milchpreis betrug aber in die Käserei geliefert nur 11 Rp. für das Mass (1½ Liter) und Zurückgabe der Magermilch (Schotte), die den Schweinen oder Kälbern verabreicht wurde. Fast alles waren Kleinbauernbetriebe. Heute sieht das Dorf viel besser aus, weil eine gute Postautoverbindung mit Baden eine grosse Anzahl Arbeiter in die blühenden Industrien der Stadt befördert, vor allem in die Weltfirma AG Brown Boveri & Cie, die das ganze Gelände im Hasel überbaut hat, wo in meiner Jugend kein einziges Haus stand. Auch im ausgedehnten Grossbetrieb der Maschinenfabrik Bucher-Guyer AG in Niederweningen können daheim entbehrliche Arbeitskräfte ihr Brot verdienen. Dort stand in meiner Jugendzeit eine einfache Dorfschmiede. Der dicke Murzelschmied und seine noch dickere Frau, die 20 Kinder geboren hatte, gingen oft bei unserem Haus vorbei nach Baden.

Etwas vom Dorf entfernt lagen die Kundenmühle und Gipsmühle in der Waag und die Säge und Oele oben im Dorf. Uns Buben und Mädchen mundeten die süssen Oelkuchen ausgezeichnet. Zuoberst im Dorf stand ein unbewohntes grosses Strohhhaus mit runden Bleischeiben, ein beliebtes Ziel für unsere Steinwürfe.

Wir hatten keine Ruhe, bis auch die letzte Scheibe klirrend zusammenbrach. Das gewonnene Blei gossen wir zu Kügelchen um.

Die Bevölkerung meines Heimatortes war im ganzen aufgeweckt; mit ausgesprochener Begabung zu Gesang und Theater. Ich erinnere mich noch ganz gut, wie auf dem grossen freien Platz vor dem «Engel» Pestalozzis «Lienhard und Gertrud» aufgeführt wurde. Auch wir Kinder spielten Theater. Der älteste Einwohner war Heinrich Meier, 96jährig. Er hatte im Jahre 1812 den Feldzug Napoleons nach Russland mitgemacht und erzählte uns haarsträubende Sachen von den Strapazen, wo Schweizer Soldaten 18 Stunden lang in der Beresina die Eisschollen abwehren mussten, um eine Pontonbrücke für den Übergang zu erstellen.

Der 80jährige Dorfwächter war nahezu blind. Er rief nachts noch den Stunden-schlag aus. Lausbuben legten sich ihm in den Weg, so dass er über sie hinüber purzelte. Wenn er aber einen Übeltäter erwischte, bearbeitete er mit seinem Stecken das Rückenende gehörig.

Grosse Schwierigkeiten kamen über die Gemeinde, als beim zunehmenden Grasbau und der Ausdehnung der Milchwirtschaft die Getreideernte stark zurückging und die Kundenmühle in der Waag in Konkurs geriet. Der ganze Gemeinderat haftete als Bürge und musste schwer zahlen. Allein die Leute liessen sich nicht unterkriegen. Langsam erholten sie sich von der Katastrophe. Zum Glück halfen die guten Weinjahre 1865, 68, 69, 75 mit, wo Qualitätsweine zu günstigen Preisen verkauft werden konnten. Überhaupt brachten diese Jahre neuen Aufschwung ins Wirtschaftsleben. Heute ist das Dorfbild ein bedeutend besseres, worüber sich auch der auswärtige Bürger freut.

(Die Jugenderinnerungen wurden vom Autor im Jahre 1944 niedergeschrieben.)

Die Ehrendinger trinken keinen eigenen Geissberger mehr

Sie haben im Beitrag von Edmund Suter gelesen, welche Rolle der Weinbau früher gespielt hat. Andernorts in diesem Buch lasen Sie, der Geissberger habe seinen Weg bis in den nahen Orient gefunden.

Heute trinkt man keinen eigenen Geissberger mehr, denn im Jahre 1981 hat Xaver Büchi-Burger, alt Gemeindeammann von Unterehrendingen, das letzte Geissberger-Rebstück als Bauland verkauft.

Welche Gründe mögen die Ehrendinger zum Verzicht des Rebbaus bewogen haben? Nun, er galt schon immer als schwere Arbeit, die gleich intensiv verrichtet werden musste, gleichgültig, ob ein guter oder schlechter Ertrag bevorstand.

Unsere Eltern besaßen im Geissberg ein grosses Stück Rebland, das von der alten Strasse bis zur Rebergstrasse hinauf reichte.

Welche Arbeiten verlangte damals der Rebbaubau? Im Februar erfolgte jeweils bei warmem Wetter das Schneiden der Reben, wobei das Rebholz zu Bündeln zusammengebunden und heimtransportiert wurde. Je nach Witterung wurde das Hacken der Reben Ende März oder im April vorgenommen. Dazu benützte man dreizinkige Kärste. Der schwere Boden des Geissberges forderte vom Hackenden viel Kraft, denn der Karst musste möglichst tief in die Erde eindringen. Unser Vater, die älteren Brüder Edwin und August und unsere beiden Schwestern Anneli und Berta haben beim Rebenhacken viele Schweisstropfen vergossen. Mitte Mai erfolgte das Ausbrechen der überflüssigen Triebe. Diese Arbeit erforderte viel Sorgfalt. Im Juni, wenn die Rebtriebe eine Länge von 50 bis 60 cm erreichten, erfolgte das erste Heften (Anbinden) der Reben. Fürs Heften verwendete man Roggenstroh. Dieses musste von Hand, also mit dem Dreschflegel, gedroschen werden. Gleich nach dem Dreschen schnitt man das Stroh mit dem Strohschneideapparat bündelweise in etwa 80 cm lange Halme. Rund hundert Halme band man zusammen zu einem Bündel, das man als Schäubli bezeichnete. Einige Tage vor dem Heften mussten sie ins Wasser gelegt werden. Dadurch wurden die Halme geschmeidig und brachen nicht beim Heften. Je nach dem Wachstumsstand der Reben erfolgte im Verlaufe des Sommers ein zweites und drittes Heften. Das Rühren der Reben, darunter versteht man das Entfernen des Unkrautes mit der Haue, musste man zwei- bis dreimal vornehmen. Das Spritzen der Reben war ausschliesslich Männersache und erfolgte jeweils bei Mehltaugefahr während des Sommers. Auf das Herbstliche (Traubenernte) freuten wir uns als Kinder sehr. Am Vorabend wurde der Brückenwagen mit zwei Ständen beladen, denn am andern Morgen fuhren wir frühzeitig, auf genanntem Wagen sitzend, in den Geissberg. Öfters war es im Oktober schon recht kalt. Jedenfalls habe ich als Viertklässler zuviele kalte Trauben gegessen, kriegte eine Blinddarmentzündung und lag vier Wochen im Spital Baden.

Ganz unterschiedlich konnten die Ernteerträge sein. Ich mag mich noch erinnern, dass es einmal 48 Bücki gab, einmal deren sechs, und einmal trug unser Bruder August die ganze Ernte in einem Körbli heim. Je nach zu erwartender Weinlese hatte man zum voraus zuhinterst in der Tenne unseres Elternhauses eine sehr grosse oder kleinere Stande auf Balken bereitgestellt. Das Mahlen der Trauben mit einer speziellen, noch von Hand angetriebenen Traubenmühle dauerte jeweils bis tief in die Nacht hinein. Konnte die Ernte bei warmem Wetter erfolgen, vergingen drei bis vier Tage bis zum Gärungsprozess; war es kalt, so erfolgte dieser erst etwa in acht Tagen. Sobald das Sauserstadium erreicht war, erschien Adelbert aus Zürich, stets in Begleitung seines Freundes Herdi. Die beiden Zürihegel degustierten. Jedesmal sagte Adelbert zu unserem Vater: «Auguscht, i neme wieder alle». Auch wir Buben durften von diesem herrlich mundenden Sauser ein Glas trinken, hatten wir doch sehnsüchtig auf den Augenblick gewartet, bis unser Vater den Zapfen von der Stande löste und der rosarote Strahl sich in die Obstpressestande ergoss.

Unser Wein nahm in den zwanziger Jahren stets den Weg nach Zürich. Vetter Büchi in der Tiefenwaag, er besass eine Fuhrhaltere, fuhr ihn in genannte Stadt. War ein schlechtes Weinjahr, brachte er am Vortag ein Einspännerwägeli. In guten Weinjahren war dies nicht der Fall, weil dann das grosse, grün gestrichene Weinfass auf unserem Brückenwagen seinen Platz fand. Jedes Jahr, gleichgültig ob es ein gutes oder schlechtes Weinjahr war, schrieb unser Vater mit Kreide auf die Rückseite des Fasses Geissberger. Anstelle des Spuntens versah man das Fass mit einer Spule (etwa 30 cm langes Rundholz, das innen hohl war), in die man einen Herbstblumenstraus steckte. Da unser Vater und Vetter Büchi jeweils morgens um vier Uhr wegfuhr, verabschiedeten wir Buben uns vom Vater am Vorabend. Jedesmal sagte ich zu ihm: «Gälet Vater, Ihr bringed eus en Zürimore hei.»

Anlässlich der Foto- und Altgeräteschau in Unterehrendingen im Jahre 1981 war am Schlusshöck unter anderem von Sager Bächli die Rede, der im Steinbuck Rebland besass. Stefan Bamberger, er weilte früher oft bei seinem Grossvater, brüstete sich mit den Worten: «Ich habe noch Steinbückler getrunken!» Wären unser Vater und sein älterer Bruder Engelbert noch am Leben, würden sie dem Herrn Jesuitenprovinzial ganz bescheiden gesagt haben: «Wir beide haben noch Hitzbüeler getrunken.» Die beiden besaßen nämlich zu gleichen Teilen ein Weinberglein am Südwesthang des Hitzbüels.

Alfons Zimmermann

Karl Reding, Landammann

Karl Reding war bis zum Untergang der alten Eidgenossenschaft Landammann des Kantons Schwyz. Reding war franzosenfreundlich, was in der Innerschweiz nicht gern gesehen wurde. Der französische General Schauenburg intervenierte, so dass Karl Reding von Schwyz über Luzern nach Baden zog und daselbst Wohnsitz nahm und auch die Niederlassung erhielt.

Karl Reding erwarb in Baden das Haus zum Roten Turm neben dem Rathaus. Um 1800 ersuchte er um Aufnahme in das Bürgerrecht Baden. Der Stadtrat fühlte sich darob sehr geehrt, zeigte aber für die Aufnahme keine Eile. Reding wollte von der waldreichen Stadt Baden Bauholz kaufen, musste aber als noch Fremder höhere Preise bezahlen.

Das schlechte Benehmen der französischen Truppen in Baden veranlasste Reding, auf seine bisherige Franzosenfreundlichkeit zu verzichten. Er wurde Gesandter der Tagsatzung zu Baden. Karl Reding und Untervogt J.L. Baldinger sträubten sich gegen die Gründung des Kantons Aargau. Wenn schon der Kanton Baden aufgelöst werden sollte, wünschte er den Anschluss an Zürich. Die Badener Partei versöhnte sich schliesslich nur ungern mit dem neuen Kanton Aargau.

Um 1803 erhielt Karl Reding das Ortsbürgerrecht von Oberehrendingen. Trotz dem neuen Kanton Aargau blieb Reding Baden treu und wurde von Baden aus aargauischer Regierungsrat und später auch Landammann. Er wurde sogar eidgenössischer Gesandter. Als solcher reiste er nach Paris und beglückwünschte Napoleon zur Besteigung des Kaiserthrons.

Um 1809 trat Reding von der Regierung zurück. Er kehrte nochmals in seine Schwyzer Heimat zurück, wo er 1815 starb. Seine Besitzung in Baden, das Haus zum Schwert, überliess er seinem Sohne Karl Reding-Baldinger. Seine Frau war eine Bürgerstochter aus dem alten Geschlechte Baldinger.

Alois Burger

Jakob Leonz Frei wurde am 9. Dezember 1818 geboren, gestorben ist er am 22. Dezember 1890. Er war ein Sohn des Johann Frei, Maurer, geboren am 14. April 1793, und der Elisabeth, geb. Frei.

Die Familie Frei wohnte im Winkel. Jakob Frei blieb ledig und wohnte bei seinem Bruder, Johann Frei-Burger, bis zu seinem Tode.

Auf Veranlassung seines Ortspfarrers Johann Laurentius Huber, der von 1838 bis 1842 in Ehrendingen wirkte, zog Jakob Leonz Frei in das Lehrerseminar Lenzburg. Nach seiner Patentierung erhielt Jakob Leonz Frei 1842 eine Lehrerstelle in Unterehrendingen. Im Jahre 1851 musste er sie aufgeben infolge Auseinandersetzungen mit der damaligen radikalen Kantonsregierung. Frei war eng befreundet mit dem konservativen Redaktor der «Botschaft», Johann Nepomuk Schlcuniger, und hatte Artikel gegen die Regierung geschrieben. Er erhielt später eine Anstellung als Lehrer in Entfelden. Damals gab es noch keine Wiederwahl der Lehrer. Da stellte Grossrat Dr. Thut im Grossen Rat den Antrag, die Lehrer seien alle sechs Jahre wiederzuwählen. Dieser Antrag wurde angenommen. Als das Gesetz in Kraft trat, wurde Jakob Leonz Frei in Entfelden weggewählt.

In seiner Stellenlosigkeit war der Lehrer nicht untätig. Er betrieb mit grossem Fleiss Botanik, wo er es zu ausserordentlichen Kenntnissen brachte. Er war mit der weitherum bekannten und einflussreichen Familie Waidmann in Niederweningen eng befreundet, die ihn auch unterstützt haben mag.

Jakob Leonz Frei schrieb in vielen wissenschaftlichen Zeitschriften erdkundliche, naturwissenschaftliche und heimatkundliche Beiträge und verdiente so seinen Lebensunterhalt. Er war Mitglied der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft und durchreiste zu Fuss die ganze Schweiz.

In einem Jahr soll er 180mal auf der Lägern gewesen sein. Freude hatte Frei, wenn er hin und wieder von Leuten begleitet wurde, denen er die Pflanzenwelt und die Versteinerungen erklären konnte. Unermüdlich schrieb Frei wissenschaftliche Artikel. Im Jahre 1873 sind in Band IV und V der «Alpenpost» beispielsweise erschienen:

- Aus dem Amt Regensberg oder die Wehntaler
- Über Gemeindewappen im Wehntal und Baderbiet
- Über den Kleebau im Wehntal und Baderbiet
- Über die Einführung der Kartoffel im Wehntal und Baderbiet
- Der Weinbau im Wehntal und Baderbiet
- Ortsnamen aus Wehntal und Baderbiet
- Ein Morgen auf der Schranne der Lägern
- Hagelwetter und Wolkenbrüche in den Monaten Juni und Juli 1873

- Baden im Aargau in der neuern Zeit
- Ausflug nach Küssenberg
- Eine Moränenlandschaft im Baderbiet

«Ein Morgen auf der Schranne der Lägern» veröffentlichen wir im nächsten Kapitel.

Alois Burger

Ein Morgen auf der Schranne der Lägern

Wenn man den Willen hat, ohne ihn zum Entschluss zu bringen, so steht man am Scheidewege und versäumt ob Entwürfen das Glück; dann ist es doch lediglich ein Kind der That, wie die Arbeit die Wiege unseres Wohlseins. So hörten wir während Jahren schon viele, dass sie sich mit dem Wunsche beschäftigten, einmal auf die Schranne zu gehen oder das Horn, wie die Wehntaler sagen, während sie eine Schranne mehr gegen die Hochwacht hin haben, allein sie kamen eben nicht weiter als zum Wünschen. So ging es auch uns, indem wir uns längst vorgenommen, einmal einen frühen Morgen auf dieser Höhe zu verbringen, kamen aber auch nie dazu, und wohl nur, weil wir nicht recht wollten, weil wir es nie dazu brachten, einen ernsten Entschluss zu fassen, weil wir erfahren mussten, dass es mit dem Wollen eben so geht, wie mit dem Hoffen, von dem man ja sagt: Was wir recht hoffen, das wird uns.

Der Abend vom 9. Juni des Jahres 1873 versprach auf den Morgen einen schönen Tag, trotzdem der Schwarzwald dazu nicht recht ja sagen wollte, indem er ziemlich bewölkt war, und wir entschlossen uns, der Nacht einige Stunden zu entziehen und den Weg auf den Berg zu machen. – Wie wir dann in das Freie kamen, wollte es uns fast gereuen, den Entschluss gefasst zu haben; denn der Mond war durch cirriartiges Gewölke verschleiert, und im Osten war gestreiftes Gewölke zu sehen. Nur wenige Sterne blinkten in erhabener Ruhe, während überall im Dorfe der Glockenfrosch, das «Möhnli» bei Hebel, rief und es sich ausnahm, wie das Rufen der Kinder, wenn sie «Verbergis» machen. Sonst herrschte überall grösste Ruhe, kein Blatt bewegte sich, kein Käfer schwirrte, selbst das Rothschwänzchen schlief noch, das sonst unter allen Vögeln des Dorfes durch sein Zwitschern zuerst den Tag verkündet. Da wir aber einmal den Entschluss zu gehen, gefasst hatten, und zu seiner Ausführung nichts mehr mangelte, so hielten wir den schwankenden Willen an dem Satze fest: «Frisch gewagt ist halb gewonnen.»

Wie wir am Berg die Wiesen hinauf gingen, hörten wir dann und wann einzelne Laute von Lerchen. Ob es ihnen von Himmelseligkeit träumte, oder ob sie die Mutter Nacht fragten, ob es noch nicht bald Tag sei, vermochten wir nicht zu entscheiden; es lag auch nichts daran. Von allen Blumen machte sich auch nur die Johannisblume kenntlich, die voll Vertrauen unabgewandt zum Himmel schaut, gleichviel, sei es Tag oder Nacht, scheine die Sonne oder falle Regen, schmachte sie in der Glut des Mittags oder seufze sie unter Frösten. Ein schönes Bild des Vertrauens und der Beständigkeit.

Wie wir in der Mitte des Berges waren, kam der Mond auf die andere Seite desselben zu stehen, und wir sahen ihn erst wieder, als wir auf die Höhe kamen. Im Hinaufgehen waren es wieder nur die reifen Samenköpfe des Löwenzahns und

die üppigen Ähren der geährten Rayungel, welche sich verriethen. So viel auch der Bärenlauch blühte, so war er doch so sehr vom Schleier der Nacht bedeckt, dass er nicht erkannt wurde und ruhig fortschlief.

Wie wir oben angelangt, zeigte sich der Mond noch ziemlich, wie im Thale, stund aber über schwerem Gewölk. In schwarze Nacht waren die Alpen vergraben, wie die Gewässer der Erde, ehe das schöpferische Werde die Sonne an den Himmel rief und das Heer der Sterne über ihn aussäte. Nicht einmal dunkle Gestalten waren aus der Finsterniss herauszufinden. Es schlug in Otelfingen und Niederweningen aber auch erst drei Uhr und noch immer dachten die Sterne nicht daran, dem jungen Tag aus dem Wege zu gehen. Das Einzige, was das Auge beschäftigte, waren die Nebelschleier, die über der Aare bei Brugg und Aarau lagen, über der Reuss im Birrfeld bis an Brunegg hin, über der Limmat in langem Streifen vom Kloster Wettingen bis Dietikon hinauf, im Thal von Regenstorf eine lange Reihe bis an den Greifensee hinaus, eine reiche Gruppe im Thale der Glatt, von Nebenhasli bis Bülach hinaus, auf dem Rhein vom Jrchel bis über Kaiserstuhl hinab, und dann in der Gegend von Waldshut wieder.

In täuschender Weise boten die luftigen Gebilde eine Landschaft reich an Seen, vielleicht das treueste Bild, wie die Gegend ausgesehen haben mag, als sich die obere Meeresmolasse und die obere Süßwassermolasse bildeten, welche uns namentlich durch die wohlerhaltenen Blätter von Lorbeeren und Ahornarten heute noch erzählt, welch herrliches Klima damals das Land segnete, welch üppige Vegetation dasselbe trug, und dass diese eine ihr entsprechende Fauna nährte. So versetzen Erscheinungen der Gegenwart in Zeiten, die weit ab von uns liegen, ebenso in die Nacht der Vergangenheit begraben, wie wir vorhin die Alpen gefunden.

Während wir uns mit diesem Bilde beschäftigten, ging der Mond in dichterem Gewölk und zeigte nur dann und wann durch Wolkenlücken einen gewissen Glühschein, und damit, wo er stund und wie er dem Untergang zueilte, wie er hinter Lenzburg unterging, hinter den langgestreckten Bergen, die gleich grossen Wellen über die ebene Schweiz hinziehen, und immer war es noch zweifelhaft, ob die Alpen diesen Morgen auch nur irgend einen Genuss bieten werden. Indessen begann im Osten der Morgen zu grauen; die Sterne erblassten und die Nebel wurden heller. Es begann die Lerche überall Laut zu geben. Eine weckte die Andere, ein Vogel überhaupt den andern. Es begann der Kukuk zu rufen, das Rothkelchen seine süssen Strophen abzusingen, die Amsel ihre hübsche Melodie hören zu lassen, es sang die Singdrossel darein, auch krächte der Hahn von Otelfingen und Wettingen. Immer liessen sich andere bis zur Krähe hören, bis auch der Schwarzkopf mitsang, immer lauter und vielstimmiger wurde der Gesang.

Viele Stimmen waren ganz in der Nähe, während andere aus weiter Ferne wie ein angenehmes Echo zu vernehmen waren, zu beiden Seiten des Berges, aus dem Walde, den Matten und den umliegenden Hügeln. Man konnte nicht genug hören, sah sich ein Genuss geboten, wie ihn auch der belebteste Wald nicht zu bieten vermag, und man musste sich für den Gang reichlich entschädigt fühlen, wenn die Landschaft weiters auch keinen Genuss bieten würde, fand sich so verzaubert, so wonnetrunken, dass man auch weiters nichts wünschte. Das Ohr liess das Auge auch nicht zum Sehen kommen, oder machte, dass es dasselbe vergass. Lange geben wir uns dem Genusse hin, den Preisgesang an den Schöpfer, dem ersten und lauten Dank für den neuen Tag. Indessen trennte sich die Nacht immer mehr vom Tag, wich sie ab den Bergen, lichtete sie sich in den Thälern und Gründen, es liess sich Hohentwiel und Fürstenberg, Hohenkrähen, und Hohenstoffeln erkennen, schaute nach Küssenberg mit seinen malerischen Ruinen über den Rhein, zwar noch ernst wie Geisternahen; es begann die Nacht auch aus den Alpen zu weichen; es liessen sich der Säntis und östlich an ihm durch die bayrischen Alpen erkennen; überall dämmerte es, trat selbst die Finsteraarhorngruppe aus der Nacht heraus. Alles war ganz dazu angethan, grosse Gedanken zu wecken. Alles war ein Bild, wie es auch für Kulturen eine Nacht gibt, wie auch für sie der dämmernde Morgen anbricht, und am Ende der volle Tag folgt, wie sich aber mit aller Ungeduld nichts erzwingen lässt, sondern man der Natur ihren Gang lassen muss, dass Alles seine Zeit haben und reif werden will, und das wirklich Grosse und Dauernde die meiste fordern, dass man sich der Natur anvertrauen soll, es auch muss, dass wir sie hören und mit ihr einig gehen, ihr gehorsam sein müssen, wenn sie uns segnen soll, wenn wir je unser Glück machen wollen.

Die Finsteraarhorngruppe trat zuerst mit ihrem Silberkleide aus der Nacht heraus, begrüßte sie die Sonne mit zartem Hauch, während sie gleichzeitig in die tiefsten Thäler des Kaukasus und des Urals Gold mit vollen Händen streute und im Osten die leichten Wölklein mit ihren Rosenfingern fasste und bald darauf begann, den Feldberg mit Gold zu kleiden und auf ihm die Schneefelder zu zeigen, die sich wie drei Streifen über seinen Scheitel zogen, die Dörfer in der nächsten Umgebung fingen an heller zu werden, sich wie Johannisblumen in der Landschaft bemerkbar zu machen, jeder Giebel, weiss übertüncht, ein Blatt.

Auch bei den Blumen sagte es. Die Bergflockenblume machte sich königlich. Der traubenblüthige Steinbruch schmückte die Felsen in Menge, das langblättrige Hasenohr die Gebüsche. Aus ihnen heraus schaute auch die grüne Walddistel mit ihrem rothen Köpfchen, ragte das kahle Thurmkraut wie eine brennende Kerze heraus, zeigte sich die blasige Silene in ihrem schmucken Kleidchen, zankten sich

die vielblüthige Maililie und die Schwalbenwurz in einer Gardinenpredigt um den Vorzug, blühte zu Tausenden der blutrothe Storchschnabel, hängte das grossblumige Sommerröschen noch schlaftrunken sein Köpfchen, hielten der Wald- und Gamanderehrenpreis noch ihre Augen geschlossen, doch alles war froh, wie die singenden Vögel, nur die vielstachelige Rose trauerte, die sonst zu dieser Zeit den Felsrücken zum Rosengarten macht, allen um sie von ihrem Zauber leihet und auch das unscheinbarste Blümchen in ihn hineinzieht; denn die kalten Tage des Aprils hatten ihr so empfindlich zugesetzt, dass ihr auch keine Knospe verschont blieb und ihr dieses Jahr nicht gestattet worden, sich mit Blumen zu kleiden. Nur das Hoffungsgrün wurde ihr gelassen, so recht mahnend, dass die Wirklichkeit viel verheisst, aber auch viel versagt und entzieht, und dass wir uns so oft darauf verwiesen sehen, uns an die Zukunft zu wenden und in ihr unser Glück zu suchen, dass sie zwar dunkel vor uns liegt, wie soeben noch der hehre Alpenkranz, dass es aber auch in ihr tagt und auch für sie die Sonne nicht ausbleiben wird: denn über Allen und Allem wacht Gott und er ist die Liebe, diese aber immer die beste und sicherste Sorge, darum waltet die Vorsehung, diese hehre Tochter der ewigen Weisheit, die an Alles gedacht und für Alles gesorgt von Anfang an, die Alles geregelt am grossen Schöpfungsmorgen der Welten.

Auf einmal zeigte sich ein Glührother Streif auf dem Tödi, dann entzündeten sich die Spitzen der Finsteraarhorngruppe, die des Galenstocks, des Titlis, des Glärnisch und in wenigen Minuten glänzten Hunderte und Hunderte über der Nacht, die noch in den Thälern lag. Hier fehlen die Worte, um diese Pracht zu schildern, das Majestätische in solche zu kleiden. Jetzt hörten wir auch die Vögel nicht mehr singen. Der Geist war in das Schauen versunken. So verkündet sich der Freiheit Morgen, ist jeder Morgen eine laute Mahnung an uns, nie zu vergessen, dass wir ein schönes Vaterland haben, dass es werth ist, von Allen geliebt zu werden, das nie genug gewürdigt, nie hoch genug geschätzt werden kann, dass wir das Unsere zu seiner Wolfahrt beizutragen haben, dass wir es nur wahrhaft lieben und suchen, wenn wir nicht nach Kleinem und Kleinlichem jagen und darob das Grösste, die ersten und heiligsten Pflichten versäumen. Ja, das Alpenglühen ist der Freiheit Morgenopfer, rein, wie ungesonnter Schnee, uns laut sagend: so sollen wir dem Vaterland ein Herz darbringen, zu jedem Opfer bereit. Doch das Schönste ist nur selten und von kurzer Dauer, weil es zu gross ist, als dass wir es auf die Länge zu ertragen vermöchten und weil der Schöpfer nicht will, dass es gemein werde und so an seinem Werth verliere. Dann ist es in seiner Wirkung so mächtig, dass ein Augenblick in seinem Genusse hinreicht, um die Sehnsucht darnach für immer in dem Busen zu pflanzen. Nur einmal schauten die Jünger auf Tabor's Höhen die Herrlichkeit ihres Herrn und Meisters, es war

genug, die Sehnsucht darnach unauslöschlich mit auf den Lebensweg zu geben. Das Glühroth erblasste wieder und die Lichter von unten und oben vermischten sich. Indessen begann es in Würenlos Betzeit zu läuten. Sofort erklangen auch die Silberglöcklein von Neuenhof, läutete es in Buch, Otelfingen, Ehrendingen, Niederweningen und Schneisingen, hörte man es noch an vielen andern Orten läuten, selbst aus unbekanntem Fernen. So viel Dank wurde dem Schöpfer an diesem Morgen schon für seine unendliche Vatergüte dargebracht und auch der Mensch sollte ihm seinen Dank bringen, auch er hat alle Ursache dies zu thun, und glücklich ist derjenige, der diesen Mahnruf versteht und seine Pflicht treu erfüllt, der betet und arbeitet; denn nur so ist das Leben ein rechtes und wohlgeordnetes, wird es selbst zu einem Gebet, werden die Pflichten, die es auferlegt, erst recht erkannt und gewürdigt und auch geübt, wird das Leben zu einem Preisgesang, tritt der Mensch würdig in den Tempel der Natur, tritt er in Einklang mit dieser. Wie dann das Alpenglühn erblasst, ging es eine Weile und es bekamen die Jura-berge ihre Grüsse. Wo nur Felsen sich der Sonne zukehrten, glühten sie, namentlich die Flühen, im grossen Oolith, so am Unterbelchen, am Trimbacher Homberg, bei der Miesern, an der Wasserfluh und noch vielen Andern, während sich über die Wiesen unter uns und um uns ein eigenthümliches Gold ausgoss, gleich den Moosen auf Felsen in ihrer Frühlingspracht. Dann war auch dieses Glühn nur von kurzer Dauer; nun aber begannen die Häuser auf den Bergen wie Edelsteine zu funkeln, der Sonnenberg, der Heitersberg, Friedlisberg, Brunegg, Lenzburg und Staufien, Dörfer am Lindenberg, auf dem Bötzenberg und über den Schwarzwald. Das Alpenglühn war das Epos, das im Jura die Romanze und das letztere die Idylle. Es lag in diesem etwas ungemein Mildes und Zartes, so dass wir sagen mussten: Wo Natur und Kultur mit einander Kränze winden, entstehen die schönsten, sinnigsten und dauerndsten, die werthvollsten Gebilde, werth auf den Altar des Glückes gelegt und von ihm gesegnet zu werden. Indessen brachte die Sonne ihre Grüsse in alle Thäler und machte die Landschaft zu einem Garten. Jedes Haus war darin ein Blümchen, jedes Dorf eine Blume. Es wurden die Nebel unruhig, suchten sich scheu vor dem Tag zu verbergen oder an die Berge zu machen. Der Tag braucht eben keinen Schleier, ein solcher ist für die Nacht. Schön waren eine Zeit lang die Nebel auf dem Rhein, vom Irchel bis Kaiserstuhl. Während über ihnen zarte Purpurwölklein, mit Gold umsäumt, weilten, sah man sie auch im Goldgewand, und so lange sie dasselbe trugen, verhielten sie sich ruhig. So waren wir wider Erwarten in den Genuss eines schönen Morgens versetzt worden, und mit einem Herz voll Dank an Gott verliessen wir den Berg!

J. L. Frei

*Hermann Suter, 1870–1926,
Bürger von Unterehrendingen*



Hermann Suter wurde am 24. April 1870 im reizvoll altertümlichen aargauischen Grenzstädtchen Kaiserstuhl als ältestes Kind seiner Eltern Hermann und Anna Maria (geborene Vogt) geboren. Sein Vater wirkte dort als Lehrer und Organist. 1875 wurde er als Oberlehrer und Organist nach Laufenburg gewählt, und hier, in dem noch fast mittelalterlich anmutenden Städtchen, verbrachte Hermann Suter eine idyllische Jugendzeit mit den zwei jüngern Schwestern Anna und Lina. Frühzeitig machte sich seine musikalische Begabung bemerkbar. Sein Vater gab ihm den ersten Klavier- und Violinunterricht, erkannte aber bald, dass hier eine gründliche musikalische Ausbildung nötig werde. Auf den Rat Gustav Webers in Zürich, der den dreizehnjährigen Knaben und seine ersten Kompositionsversuche geprüft, staunend das sich bildende Talent erkannte und dem werdenden Komponisten einige Zeit schriftlich Theorieunterricht erteilt hatte, besuchte Hermann Suter ab 1885 das Gymnasium in Basel, um sich eine gute Allgemeinbildung zu erwerben. Als Primus seiner Klasse bestand er 1888 mit einer lateinischen Rede über Albrecht Hallers Gedicht «Die Alpen» glorreich die Maturitätsprüfung. Während seiner Gymnasialzeit wurde er musikalisch durch den seit 1877 in Basel ansässigen Hans Huber und durch den Münsterorganisten Alfred Glaus mächtig gefördert. Hans Huber, an den er durch Gustav Weber empfohlen worden war, unterrichtete ihn im Klavierspiel und in der Komposition, Alfred Glaus im Orgelspiel. Beide gewann sich Hermann Suter zu Freunden für das ganze Leben. Bald stand für ihn fest, dass er wie sie Musiker werden wolle. Nach eingehenden Beratungen des Vaters mit Huber und Glaus wurde dem Wunsch Hermanns zugestimmt und das Konservatorium Stuttgart als Berufsschule gewählt. Mit Hilfe von Gönnern verbrachte Hermann Suter zwei fleissige Jahre in Stuttgart. Seine Lehrer waren hier Immanuel Faisst für Orgelspiel, Kontrapunkt und Komposition, Dionys Pruckner (ein Liszt-Schüler) und Wilhelm Speidel für Klavierspiel und Professor Scholl für Musikgeschichte und Ästhetik. Mehrfach trat der junge Suter künstlerisch erfolgreich hervor, und

zwar als Komponist wie als Orgelspieler und als Pianist, und er erhielt ein glanzvolles Abgangszeugnis. Künstlerisch wurde ihm Richard Wagner zum tiefen Erlebnis.

Im Oktober 1890 bezog Hermann Suter das Konservatorium Leipzig zur weiteren Ausbildung, arbeitete hier ebenso erfolgreich beim alten Carl Reinecke (Komposition und Klavier) wie beim jungen Paul Homeyer (Orgel) und fühlte sich zum selbständigen Musiker erwachen. Sein Streichquartett Nr. 1 in D-Dur entstand hier und eine sinfonische Dichtung «Tell», welche aber später vor Suters strenger Selbstkritik nicht standhielt und – wie manche andere Komposition aus früherer Zeit – auf Suters Weisung vernichtet werden musste. Während seiner Leipziger Zeit wurde Hermann Suter mit Richard Strauss bekannt, für den er dann stetsfort eine grosse Verehrung hegte und für dessen Werke er sich später als Dirigent energisch und erfolgreich einsetzte. Mit glänzenden Zeugnissen schloss Hermann Suter Ende 1891 in Leipzig seine Studienzeit ab und suchte sich einen Wirkungskreis.

Er liess sich im Januar 1892 als Lehrer für Klavier, Orgel und Musiktheorie in Zürich nieder, sah sich nach geeigneten Stellungen um und knüpfte auch seine Beziehungen zu Basel wieder fester. Von der Gattin des inzwischen verstorbenen Gustav Weber auf Suter aufmerksam gemacht, wählte ihn der gemischte Chor «Liederkranz» Uster Ende 1892 als Dirigenten, und damit begann Hermann Suters so überaus erfolgreiche Laufbahn als Chorleiter, die ihn schliesslich an die Spitze eines der besten Chöre unseres Landes führen sollte. 1893 gelangte der «Männerchor Schaffhausen» an ihn, die Leitung des Vereins zu übernehmen. Hermann Suter nahm unter der für ihn charakteristischen Bedingung an, dass für jährliche Oratorienaufführungen jeweils ein Frauenchor zugezogen werde. 1894 übernahm er auch die Leitung des Männerchors Wiedikon und wurde Organist an der neuen Kirche in Zürich-Enge. Seit 1896 wirkte er auch als Klavierlehrer am Konservatorium Zürich. 1897 wurde er Nachfolger Karl Attenhofers beim «Stadsängerverein Winterthur», und 1901 wählte ihn der «Gemischte Chor Zürich» zum Leiter als Nachfolger für den gesundheitshalber zurückgetretenen Friedrich Hegar. Zu all dieser ausgedehnten Tätigkeit als Dirigent, Organist und Klavierlehrer kam ein reiches kompositorisches Schaffen: Es entstanden u. a. die schönen Chorlieder «Schall der Nacht», «Advent», das entzückende «Du milchjunger Knabe»; für die Usterer komponierte er ein kleines Festspiel «Die Ustertagfeier», für die Schaffhauser «Die Schmiede im Walde», sein erstes grösseres Werk für Chor und Orchester. Ferner entstanden damals die allbekannt gewordenen Männerchorlieder «Das Land der Ahnen» und «Unsere Berge» mit ihrem edlen vaterländischen Schwung sowie das feinsinnige «In der Fremde»

und der grossartige Chor «Der Wächter», der in der damaligen Männerchorliteratur neue, unerhörte Töne anschlug, schliesslich noch «An die Sterne», eine sehr stimmungsstarke Komposition für Männerchor, kleines Orchester und Orgel, sowie der markige, sehr anspruchsvolle Chor «Volkers Nachtgesang». Mit all diesen Werken hatte Suter begonnen, und dies nicht nur innerhalb unseres Landes, sich einen geachteten Namen als Komponist zu schaffen. Und nun trat im Jahr 1902 der Glücksfall ein, auf den Suter seit langem gehofft hatte: Er wurde in eine Stellung berufen, die es ihm ermöglichte, sich als Musiker voll auszuwirken. Durch den Rücktritt des erkrankten Alfred Volkland sahen sich die «Allgemeine Musikgesellschaft» in Basel, der «Basler Gesangverein» und die «Basler Liedertafel» genötigt, einen neuen musikalischen Leiter zu suchen. Die Wahl fiel auf Hermann Suter. Er trat sein neues Amt als Dirigent der Sinfoniekonzerte, der grossen Chorkonzerte des Gesangvereins und der Liedertafel und damit das des Führers des musikalischen Lebens Basels im Herbst 1902 an, und es gelang ihm bald, Basel zum Rang einer Musikstadt von internationaler Bedeutung zu erheben. Das von ihm glanzvoll durchgeführte deutsche und schweizerische Tonkünstlerfest in Basel im Jahr 1903, die berühmten Bach-Aufführungen im Basler Münster – in denen zum erstenmale die ungekürzte Matthäus-Passion erklang –, die vielen Erstaufführungen zeitgenössischer und anderer unbekannter Werke, dazu die liebevolle Pflege der Klassiker, und dies alles in sowohl kraft- und schwungvoller wie im Detail fein ziselierter Ausführung und geistvoller Deutung; damit verbunden ein kompositorisches Schaffen von ausgeprägter Eigenart, das Suters Namen immer bekannter werden liess: Basel dankte Hermann Suter dafür mit der Verleihung des Dr. h. c. durch die Universität im Jahre 1913. Hermann Suter widmete der Universität als Dank für den Ehrendoktor seine Sinfonie in d-Moll für grosses Orchester (op. 17), in welcher er – Ausdruck heimatverbundenen Wesens – einige der schönsten schweizerischen Volksliedmelodien thematisch verwendet. An weitem grössern Werken entstanden in den ersten Basler Jahren «Die erste Walpurgisnacht» (Goethe), eine sinfonische Dichtung mit Solostimmen, Chören und Orchester (op. 5), welche Suter mit der Liedertafel 1911 mit grossem Erfolg aufführte und als op. 13 «St. Jakob an der Birs», Festspiel zum Eidgenössischen Turnfest 1912, auf einen Text von C. A. Bernoulli. Ebenfalls aus dieser Zeit stammen die «Drei Festlieder» von Gottfried Keller für Männerchor (op. 14), von denen besonders das dritte («Wir haben hoch im Bergrevier») ein besonderer Liebling unserer Chöre geworden ist.

Nach dem Rücktritt Hans Hubers übernahm Hermann Suter von 1918 bis 1921 zu seinen bisherigen Ämtern noch das des Direktors von Musikschule und Konservatorium auch Kompositionsunterricht. Von seinen nicht sehr zahlreichen

Schülern (er war sehr wählerisch) seien nur die beiden Aargauer Komponisten Werner Wehrli und Walther Geiser genannt. – An wichtigen eigenen Werken schrieb Suter in diesen Jahren ein Sextett in C-Dur für zwei Violinen, Bratsche, zwei Violoncelli und Contrabass (op. 18); dann das Dritte Streichquartett in G-Dur «Amselrufe» (op. 20) und schliesslich sein prächtiges Violinkonzert in A-Dur (op. 23), das sein Freund Adolf Busch aus der Taufe hob und von Erfolg zu Erfolg führte.

Zu ganz besondern künstlerischen Ereignissen wurden für Hermann Suter zwei Jubiläen, die er durch seine Musik weihte: einmal die 400-Jahr-Feier der Vereinigung des Dorfes Riehen mit der Stadt Basel, für welche er die Musik zum Riehener Festspiel 1923 schrieb, welche sehr stark einschlug und aus der der sogenannte «Wettstein-Marsch» volkstümlich wurde – dann aber vor allem im Jahr 1924 die Feier des hundertjährigen Bestehens des «Basler Gesangvereins», für die er sein grösstes und bedeutendstes Werk schuf: «Le Laudi di San Francesco d'Assisi» für Chor, Solisten, Knabenstimmen, Orgel und Orchester. Mit diesem Werk errang Hermann Suter Weltgeltung und erreichte, wie sein verdienter Biograph Wilhelm Merian sagt, «die erste Periode der schweizerischen Musik gleichzeitig ihren Gipfel und ihren Abschluss». Noch durfte Hermann Suter den Siegeszug seines Werkes erleben, dann aber machte sich ein schweres Nierenleiden bemerkbar, dem er – trotz länger dauernder Besserung nach einer wohlgelungenen Operation – am 22. Juni 1926 unerwartet rasch erlag.

Die grosse Bedeutung Hermann Suters für die schweizerische Musik liegt in seinem doppelten Wirken als Komponist und als Dirigent. Er gehörte jener Generation an, die ein eigenständiges schweizerisches Musikleben schuf. Eine grosse Rolle spielte dabei der Schweizerische Tonkünstlerverein, dem Hermann Suter seit seiner Gründung angehörte und dessen Vizepräsident er lange Jahre war. Als Komponist ist Hermann Suter in der durch Brahms und Reger entwickelten und durch R. Strauss weitergetriebenen Tonsprache verwurzelt. Das Hauptkennzeichen aber ist seine starke Heimatverbundenheit. Er ist der Schöpfer der kraftvollen Landeshymne, des wehmütigen «Liedes in der Fremde», des überschäumenden «Unsere Berge» und manches andern volkstümlich gewordenen Liedes. Auch ist bezeichnend, dass er viele Volkslieder für Chor gesetzt hat. – Als Dirigent kennzeichnete ihn eine glückliche Synthese von Tradition und Fortschrittsgeist. Basel verdankt ihm die Bekanntschaft mit vielen neuen Werken; unter ihm begann die Bruckner-Pflege, er führte Reger, R. Strauss, aber auch Debussy, Strawinski, Honegger und Schönberg auf. Und die jungen Schweizer fanden in ihm einen guten Anwalt. Als Mensch war er eine kraftvoll-besinnliche, ehrliche und verantwortungsbewusste Persönlichkeit voll Gerechtigkeitssinn

und eine markante Gestalt, die zugleich höchste Achtung fordern und Liebe finden musste.

Werke mit Opuszahl: op. 1: Erstes Streichquartett; op. 2: Fünf Lieder für eine Singstimme mit Klavier; op. 3: Vier Lieder älterer Dichter für gemischten Chor; op. 4: Schmiede im Wald für Männerchor und Orchester; op. 5: Die erste Walpurgisnacht, sinfonische Dichtung; op. 6: Vier patriotische Männerchöre (Unsere Berge, Das Land der Ahnen, In der Fremde, An mein Vaterland); op. 7: Zwei Männerchöre (Volkers Nachtgesang, Der Wächter); op. 8: Zwei Gesänge für eine tiefe Singstimme mit Violine, Violoncello und Orgel; op. 9: Vigilien für Männerchor; op. 10: Zweites Streichquartett; op. 11: Drei romanische Lieder für Männerchor; op. 12: Drei Lieder für Tenor und Klavier; op. 13: St. Jakob an der Birs, Festspiel; op. 14: Drei Festlieder für Männerchor; op. 15: Vier Duette für Alt und Bass mit Klavier; op. 16: Drei Lieder älterer Dichter für gemischten Chor; op. 17: Sinfonie in d-Moll für grosses Orchester; op. 18: Sextett für Streicher; op. 19: Heimatlieder für die Jugend; op. 20: Drittes Streichquartett; op. 21: Zwei Männerchöre (An die Sterne, Lobpreisung der Musik); op. 22: Vier Lieder für mittlere Stimme und Klavier; op. 23: Konzert in A-Dur für Violine und Orchester; op. 24: Musik zum Riehener Festspiel 1923; op. 25: Le Laudi; op. 27: Dem Sonnengott, für Männerchor.

Werke ohne Opuszahl: Klavierstücke, Doppelfuge für zwei Klaviere, Fuga a 4 sopra Hegar, Sonate in D-Dur für Orgel; Lieder, Volksliedbearbeitungen für Männerchor und für gemischten Chor; Lieder für Männerchor, für gemischten Chor sowie auch für Frauenchor; Russisches Liederspiel, Ustertag-Feier; Bearbeitungen diverser fremder Werke.

Literatur: Wilhelm Merian, Hermann Suter. Band I: Ein Lebensbild als Beitrag zur schweizerischen Musikgeschichte. Band II: Der Dirigent und der Komponist (Verlag Helbing & Lichtenhahn, Basel 1936). – Edgar Refardt, Historisch-Biographisches Musikerlexikon der Schweiz (Zürich 1928). – A. E. Cherbuliez, Die Schweiz in der deutschen Musikgeschichte (Frauenfeld, 1932). – Schweizer Musikbuch, herausgegeben von Willi Schuh (Zürich, 1939). – Der Schweizerische Tonkünstlerverein, Festschrift zur Feier des 25-Jahr-Jubiläums, von Carl Vogler (Zürich, 1925); Der Schweizerische Tonkünstlerverein im zweiten Vierteljahrhundert seines Bestehens, herausgegeben vom Festschriftkomitee (Zürich 1950). – Die Konzerte der Allgemeinen Musikgesellschaft in Basel, Festschrift zur Feier des 50jährigen Bestehens von Dr. W. Mörkofer (Basel 1926).

Walter Müller von Kulm
(Lebensbilder aus dem Aargau / Argovia LXV Aarau 1957)

Persönliche Erinnerungen aus den zwanziger Jahren

Anfang Herbst 1920, ich war damals $3\frac{1}{2}$ Jahre alt, fiel ich etwas unter- und hinterhalb unseres Elternhauses in den Bach. Ich hatte Glück, denn mein Bruder August kam gerade vom Geerenhag her, hob mich tiefendnass aus dem Bach und trug mich in die Stube unseres Hauses. Glück hatte ich gehabt; wären nämlich der Vater oder der älteste Bruder Edwin des Weges gekommen, sie würden mir den Hintern gründlich verhauen haben. Es war uns kleinen Buben streng verboten, am Bach zu spielen. Die ältere unserer beiden Schwestern, Anneli, zog mir Pulli, Hemdchen und Höschen aus und steckte mich in ein Maitliröckli. Ich fühlte mich ganz wohl darin, stolzierte in der Stube umher, setzte mich bald auf die untere, dann auf die obere Kunst und ging zur Abwechslung auch in die Küche. Als die genannten Kleidungsstücke wieder trocken waren (Anneli hatte sie in den Dörrofen gelegt, woraus zu schliessen ist, dass mir das Missgeschick am Bach an einem Freitag passiert war, denn an Freitagen wurde jeweils gebacken), zog sie mir dieselben wieder an, und ich verschwand ins Freie.

Im Sommer 1922 spielte ich unterhalb unseres Hauses mit Sand und Steinen. Plötzlich hörte ich ein Lärmen und Rasseln. Ich rannte vors Haus. Was kam dahergefahren? Ein Raupentruktor! Auf dem Sitz thronte Mechaniker Schwitter, der in Unterschneisingen eine mechanische Werkstatt besass. Ich erkannte ihn sogleich, denn wenn unser Vater irgendetwas Mechanisches benötigte, mussten wir Buben es bei Schwitter holen gehen. Als ich dann zur Schule ging, las ich am Raupentruktor die Anschrift: Made in Cleveland USA. Die Fortschrittsmaschine bewährte sich, obwohl sie 6000 Franken gekostet hatte, nicht in allen Teilen. Ich erinnere mich noch gut, wie sie bei schwer beladenen Getreidewagen im Surenbach stärker belastet werden musste. Immerhin, die Anschaffung des Raupentruktors war für die Landwirtschaft in unserer Region eine Pioniertat. Sie leitete die Motorisierung der Landwirtschaft ein.

Im gleichen Jahr schaffte sich Engelbert Zimmermann, Handelsreisender der Firma Bucher-Guyer in Niederweningen, ein Auto an. Er nahm jeweils unseren Vater mit zur Inspektion nach Baden. Ich weiss noch gut, wie der Vater Mühe hatte, mit dem Langgewehr ins kleine Auto, es war ein roter Renault, einzusteigen. Engelbert Zimmermann war in der Gemeinde Unterehrendingen der erste Autobesitzer.

Im Jahre 1925 erneuerte Baumeister Emil Büchi die Hinterseite unseres Elternhauses. Ihn selber sah man fast nie auf der Baustelle. Hingegen waren immer zwei Italiener an der Arbeit. War die Schule aus, rannte ich heim und schaute den beiden zu. Mir imponierte, wie schnell die beiden das Pflaster an die Wände schmetterten. Am Abend begleitete ich sie des öfteren zum Restaurant Schlüssel, wo sie Kost und Logis bezogen. Beide waren klein von Gestalt, der eine dick, der

andere dünn. Der Dicke hiess Angelo, der Dünne Zipriano. – Einmal Maurer zu werden wie diese fleissigen Italiener, das war damals mein Traumberuf.

Unser Elternhaus, es war ein Riegelbau, stand auf dem Platz des heutigen Volgladens Brunnenhof. Es gehörte zu den ältesten Bauernhäusern Unterehrendingens und war das Stammhaus der Zimmermann von Unterehrendingen, die in vorreformatorischer Zeit ihre Vaterstadt Brugg verlassen haben. Nachgewiesenermassen war es 1610 bewohnt von Jakob und Anna Zimmermann, geborene Keller, und ihrer Nachkommenschaft. Das Besondere an unserem Elternhaus war, dass von der Küche aus die Stube, die Stubenkammer und die Küchekammer beheizt werden konnten. In der zuletzt genannten Kammer war eine Kachelwand mit einer Kunst vorhanden. Im ersten Stock befanden sich drei Schlafzimmer, ein Rauchhüsli, eine Fleischkammer und eine Fruchtkammer. Diese beiden Kammern waren noch mit Butzenscheiben versehen, die bei der schon erwähnten Fassadenerneuerung des Haushinterteiles durch andere Fenster ersetzt wurden. Der Boden der grossen Fruchtkammer wurde jeden Winter beim Weizendreschen zum grossen Teil etwa 30 cm hoch mit Weizen angefüllt, der etwa den Mehlbedarf unserer grossen Familie deckte. In der Fruchtkammer stand auch eine grosse Truhe mit Dörrobst: Usteräpfelschnitze, Längbirnen usw. In der dunklen Fleischkammer hingen fertig geräucherte Schinken (Hammen nannte man sie damals), Schweinsrippen, Schüfeli und Speckseiten. Aber auch allerlei Dinge, die man nicht mehr oder nur selten benötigte, zum Beispiel die Sturmlaterne, waren dort untergebracht.

Zwischen dem Hauseingang und dem Kellerhals befand sich der Dengelstock. Sensen mussten von Zeit zu Zeit gedengelt werden, sonst schnitten sie schlecht. Ein grosser Garten dehnte sich vor unserem Haus aus. An seiner linken Vorderseite befand sich einer der verschiedenen Dorfbrunnen, wo nicht nur unser Vieh, sondern auch das der Familie Gustav Wiederkehr den Durst löschen konnte.

Zwischen dem Wohnhaus und dem Stall befand sich die Tenne, deren Lehmbooden schon früh durch einen Zementboden ersetzt wurde. Im anschliessenden Stall waren 12 und mehr Stück Vieh untergebracht, ganz hinten die Kälbchen. Im anschliessenden unteren Schopf befanden sich die verschiedenen Wagen. Zuhinterst stand während einiger Jahre der Raupentraktor, bis er sein eigenes Häuschen bekam. Der vordere Teil des oberen Schopfes, östlich des Wohnhauses, beherbergte die Obstpresse. Da sie die einzige grössere Presse ihrer Art war, brachten die Bauern des Dorfes und der Tiefenwaag ihr Obst, vor allem Birnen, zum Mosten. Die Presse war jeden Herbst in Betrieb, öfters während 14 Tagen ununterbrochen untag und nachts. Gleichsam als Dank bekam unsere Familie den Ehrenbeinamen s Möschtelers. Wir selber nahmen diese Betitelung nicht

tragisch. Unser Most fand Abnehmer in Wirtschaften und bei Privatleuten in Oberehrendingen. Der kleinere Teil wurde im Winter, sobald die fahrbare Schnapsbrennerei neben dem Brunnen auf dem Platz des Gasthofes Engel aufgestellt war, zu Schnaps verwandelt.

Für alle Bauernkinder der zwanziger Jahre gab es viel Arbeit. War Mitte Mai schönes Wetter, man lese Heuwetter, wurden Schulferien angesetzt. Regnete es, wurden sie abgebrochen. Dasselbe war beim Emden der Fall. Schön war jene Zeit trotzdem. Ich erinnere mich gut, wie das am Vorabend mit Traktor und Mähmaschine geschnittene Gras am andern Vormittag gezettelt (gleichmässig verteilt) werden musste. Nach dem Mittagessen gab es eine halbstündige Ruhepause, und dann marschierte die ganze Familie, mit Gabeln ausgerüstet, in den Geerenhag, ins Chlizelgli oder in den Surenbach zum Kehren (wenden) des auf der Oberseite trockenen Grases. Bei unserer Familie war es jeweils so, dass der Vater und die älteren Geschwister rasch vorwärts kamen, während die drei Jüngsten, zu denen auch ich gehörte, im Rückstand blieben. Waren nun die Schnellen am Ende des Grundstückes angelangt, machten sie rechtsumkehrt. Wir drei sahen das, taten dasselbe und gelangten so gemeinsam mit den Schnellen am Ausgangspunkt an.

Im Herbst gab es besonders viel Arbeit. Die mit dem Pflug ausgegrabenen Kartoffeln mussten eingesammelt werden. Die langen Furchen im Rankacher oder Surenbach wollten fast kein Ende nehmen. Am Abend standen jeweils 20 bis 30 gefüllte Säcke zum Aufladen bereit. Wir waren müde, aber wir freuten uns alle ob der geleisteten Arbeit. Am nächsten Tag wurden die Säcke geleert hinter dem Elternhaus, damit die Kartoffeln an der warmen Herbstsonne trocknen konnten. Unsere Mutter und die beiden Schwestern verlasen sie, das heisst sie sortierten sie aus in grosse und kleine. Wir Buben trugen sie körbliweise in den Keller. Die grossen und mittelgrossen Kartoffeln beanspruchten am meisten Platz und waren für unsere Familie bestimmt, während die kleinen in ein Sonderabteil kamen. Sie dienten als Schweinefutter. Je nach Witterung konnten nur nachmittags Kartoffeln ausgegraben und geerntet werden. Waren die Erträge gross, nahm beispielsweise das Spital Baden einen Teil der Kartoffeln ab. Viel Arbeit verlangte auch die Obsternte. Unsere Familie besass etwa 80 Obstbäume. Das Pflücken der Äpfel besorgten die Erwachsenen. Das Auflesen der Mostbirnen setzte einem zu. Die späten Sorten, wie etwa die Kugelbirnen und die Holzbirnen, musste man hin und wieder fast aus dem ersten Schnee herausgraben. Dabei waren die Holzbirnen so klein, aber sie ergaben einen ausgezeichneten Most.

Eine angenehme Abwechslung für uns Buben war das Viehhüten. Da machten wir bei kaltem Wetter gerne ein Feuer, suchten auf einem nahen Kartoffelacker

nach liegengebliebenen Kartoffeln und brieren sie. Sie mundeten uns herrlich. Hin und wieder kam etwa Mitte November ein Schafhirte mit 200 bis 300 Schafen in unsere Gegend. Zu seiner Begleitung gehörte immer ein Hund. Einmal erlebte ich zwischen unserem Dorf und dem Klonhof die Geburt eines Schäfchens. Kaum war das Tierchen geboren, umwickelte es der Hirte mit einem Sack und nahm es unter den linken Arm. Ich war schon immer ein «Frögli» gewesen, und so fragte ich den stattlichen Mann, der einen langen Mantel trug, weshalb er das getan habe. Er erwiderte mir, das neugeborene Schäfchen habe zu kalt, in einer Stunde sei es trocken, und dann springe es schon seiner Mutter nach.

Fast jedes Jahr bezog eine Zigeunerfamilie ihr Standquartier im Gebiet des Hexengrabens und der Sandhöhle im Schladwald, manchmal auch in der Umgebung der Kreuzstrasse. Der Wagen war mit einer grossen Plane überzogen, da auf ihm der Hausrat und die Nachtlagerstätten untergebracht waren. Die Zigeuner waren ärmlich gekleidet und betätigten sich als Schirmflicker und als Messer- und Scherenschleifer. War in unserem Dorf und in den Nachbardörfern keine Arbeit mehr zu finden, zogen sie weiter.

Alte Postkarte von Unterehrendingen.



Gesamtansicht



Post Ablage



Konsumdepot

Gruß aus Unter-Ehrendingen
Kt. Aargau

In den zwanziger Jahren gab es in Unterehrendingen drei Bewohner, die 90 Jahre alt oder älter waren. Elisabeth, die Mutter von Sager Bächli, war fast ganz blind. Als ich einmal im Baumgarten hinterhalb unseres Elternhauses weilte, hörte ich ein seltsames Wimmern vom Bache her. Ich begab mich hin und entdeckte Elisabeth, die mitten im Bach sass. Ich rannte zu Sager Bächli und meldete ihm meine Entdeckung. Er kam gemächlichen Schrittes zur Stelle, hob seine Mutter aus dem Bach und begab sich wieder zur Arbeit. Ich aber führte Elisabeth heim und übergab sie Frau Bächli.

Jakob Meier, Vater von Gotthard Meier-Burger, wohnte im Hause oberhalb von Sager Bächli. Er sass öfters auf einer kleinen Bank südlich des Hauses. Gantner, Vater von Edmund Gantner, war vermutlich wie sein Sohn Küfer von Beruf. Er wohnte zusammen mit dem Sohn, der Junggeselle war, an der jetzigen Höfenstrasse 41. Das Haus war alt und sein baulicher Zustand bedenklich schlecht. Im Erdgeschoss war die Küfer-Werkstatt untergebracht, und im ersten Stock befand sich die Wohnung. Der alte Gantner, wie man ihn nannte, spazierte gelegentlich an einem Stock ums Haus herum. Im Dorf sah man ihn nur noch selten. Er wurde 96 Jahre alt.

Im Jahre 1924 begann für mich die Schule. Wir Buben trugen in der ersten Klasse noch Schürzchen. Das Abc brachte uns Fräulein Jakob bei. In der ersten Schulstunde durften wir mit dem «Griffel» schräge Strichlein auf die Schiefertafel machen. Diese Strichlein waren schon die Vorübung zum kleinen e der deutschen Schrift. Wenn man den Griffel zu stark drückte, kratzte die Tafel. Das hörte unsere Lehrerin gar nicht gern.

Fräulein Jakob war eine gute Lehrerin, die ihre Schüler von Anbeginn führte und vorwärts brachte. In der Pause spazierte sie jeweils dem Schulhaus entlang bis auf die Höhe von Steinhauers Haus, das heute im Besitz von Hubert Bächli ist. Bis dorthin reichte nämlich unser Pausentummelplatz. Wenn sie auf- und abwärts schritt, hatte sie stets die Hände, in denen sie den Schlüssel ihres Schulzimmers hielt, auf dem Rücken. Einmal, ich glaube es war in der zweiten Klasse, tauchte bei sehr schönem Wetter während einer Morgenpause aus südöstlicher Richtung ein Zeppelin über dem Lägergrat auf. Wir alle, auch unsere Lehrerin, standen still und bestaunten den riesigen Silbervogel.

In den zwanziger Jahren erhielten wir des öfteren Besuch von Basen (Tanten) und Vettern (Onkeln). In Turgi wohnte Vetter Edmund. Er war von Beruf Kaufmann und Handelsreisender einer Tuchfabrik. Er besuchte uns hin und wieder mit seiner Chaise (kurzes Einspannerwägeli) und dem Pferd Cäsar. Wir alle hatten ihn gern. Leider verstarb er verhältnismässig früh im Jahre 1924. Seine beiden Söhne Edwin und Arthur studierten und kreuzten bei uns einmal mit

einem Kabriolett auf. Meine beiden Brüder Karl und Alois und ich durften mit ihnen eine Spritzfahrt bis zur Kreuzstrasse (Lengnau–Niederweningen, Tiefenwaag–Schneisingen) machen. Edwin, er war der Besitzer des Autos, fuhr sehr rasch dem Schladwald entlang, so dass auf der Naturstrasse die Staubwolken nur so in die Höhe wirbelten.

Vetter Emil, er war Bahnhofsvorstand in Schaffhausen, besuchte seine beiden Brüder in Unterehrendingen jedes Jahr zwei- bis dreimal mit seiner Frau und der hübschen Tochter Alice. Regelmässig besuchten sie am Sonntagvormittag Vetter Engelbert im Unterdorf. Zum Mittagessen erschienen sie jeweils bei uns. Vetter Emil wusste sehr gut, dass sein Bruder August sich nicht lumpen liess. Das feinste Mittagessen wurde aufgetischt: Hammenschnitze (geräucherter Schinken), Kartoffelstock, gedörrte Bohnen oder Sauerkraut. Man ass und trank dazu vom Eigengewächs. An Gesprächsstoff mangelte es nie. So gegen vier oder fünf Uhr musste der Besuch aufbrechen. Vorher rief Vetter Emil in die Küche hinaus: «So, ihr drei Eidgenossen (damit waren wir drei Jüngsten gemeint), kommt in die Stube!» Wir taten dies und stellten uns vor das schräge Schreibpult des Vaters. Die Tante überreichte uns eine Schokolade mit den Worten: «Ihr könnt sie auch noch mit den andern Geschwistern teilen.»

Gerne erinnere ich mich an die Adventszeit in den zwanziger Jahren. Natürlich war es damals wie heute in erster Linie die Zeit der Erwartung.

Bei uns daheim gab es etwas Spezielles. Nebst dem Brot wurden an Freitagen auch Birnenweggen gebacken, die uns allen ausgezeichnet mundeten.

Anfang Dezember wurde immer ein Schwein geschlachtet. Da gab's Blut- und Leberwürste und andere leckere Sachen. Von den Blut- und Leberwürsten durften wir jeweils auch unseren Nachbarn bringen, zum Beispiel der Familie Kaufmann. Das älteste Töchterchen genannter Familie, Theres, war bei uns sowieso ein gern gesehener Gast. Sie beeilte sich hin und wieder daheim beim Mittagessen, kam dann zu uns und nahm mit unserer Familie ein zweites Mittagessen ein. An St. Nikolaus denke ich mit gemischten Gefühlen. Es kam vor, dass er in Begleitung mehrerer Schmutzlis anrückte. Einer trug eine Hutte, andere hatten Ruten bei sich. Unsere Eltern sassen jeweils auf dem Kanapee vor dem grossen grünen Kachelofen. Wir Buben mussten gewöhnlich ein Sprüchlein aufsagen. Auch fragte er uns, ob wir brav und gehorsam gewesen seien. Konnten wir seine Fragen nicht mit Überzeugung bejahen, ermahnte er uns eindringlich.

Auf den Heiligen Abend freuten wir uns riesig. Es gab nie grosse Geschenke, wir waren alle glücklich und zufrieden, dass das Christkind zu uns gekommen war. Unsere elfköpfige Familie sang verschiedene teils ganz alte Weihnachtslieder. Der Vater besass eine sehr schöne Stimme, stimmte sie meistens selber an.

Unterehrendingen war in den zwanziger Jahren mehr oder weniger ein verschlafenes Bauerndorf. Die Bevölkerungszahl bewegte sich zwischen 300 und 330 Seelen. Grossmehrweltlich trieben die Bewohner Ackerbau und Viehzucht und etwas Rebbau. Die Bauern beschäftigten sich nebst der Betreuung des Viehs von Mitte November bis Mitte Februar mit dem Holzen. Darunter versteht man alle fälligen Arbeiten im Schlad, Hasel, Fuchshölzli, Steinbuck und am Lägernhang. Damals mussten diese Arbeiten noch von Hand verrichtet werden. Hin und wieder kam beim Fällen grosser Tannen der Waldteufel zum Einsatz. Der Heimtransport des Holzes von der Lägern oder vom Steinbuck zur Winterszeit war keine leichte Angelegenheit und erfolgte noch mit Handschlitten. Der damalige Förster, Johann Suter, war vor allem um einen positiven Abschluss der Wald- oder Forstkasse besorgt.

Vieh- und Pferdezug waren, von einer erwähnten Ausnahme abgesehen, in unserer Gemeinde üblich. Von den Bauern im Dorfe besass keiner mehr als ein Pferd. Im Gegensatz zu ihnen hatten die Landwirte im Klonhof durchgehend zwei Pferde. Sie galten als reiche Bauern. Ein Vertreter von ihnen war Emil Meier. Noch sehe ich ihn, wie er als stolzer Dragoner am Abend des Auffahrtstages 1927 oder 1928, er war damals bereits Gemeindeammann, hoch zu Ross und in der schmucken blauen Uniform von Beromünster zurückkehrte. Er hatte an der neunstündigen (5 bis 14 Uhr) Prozession teilgenommen und war alsdann auf seinen Hof zurückgeritten.

Das Gewerbe spielte in Unterehrendingen fast keine Rolle. Wohl war die Gipsmühle in der Tiefenwaag in Betrieb, aber mit der Rentabilität war es nicht weit her. Der Besitzer der Waagmühle, Johann Widmer, besass auch noch etwas Land und vier Pferde. Mit ihnen holten er und sein Sohn Melchior die Gipssteine bei den Gipsgruben Oberehrendingen. Die vier Pferde waren derart abgemagert, dass sie langsam daherschritten. Man musste sie antreiben zu schnellerem Gang. So bekam die Familie Widmer den Beinamen Sprengbure.

In der nahen Maschinenfabrik Bucher-Guyer in Niederweningen fand eine Anzahl von Familienvätern ihren Hauptverdienst. Die meisten von ihnen waren nebenbei Kleinbauern und besaßen zwei bis vier Stück Vieh.

Das kulturelle Leben war wenig entwickelt. Lediglich der gemischte Chor gab alljährlich im Saale des Gasthofes Engel eine oder mehrere Theateraufführungen zum besten. Auf diese freute sich jeweils die gesamte Bevölkerung Unterehrendingens.

Zu Oberehrendingen hatten wir Unterehrender stets gute Beziehungen. Wir besuchten an Sonn- und Feiertagen mit den Oberehrendingern den Gottesdienst. Hauptsächlich die Bauernkinder von Unterehrendingen besuchten jeden Mitt-

woch- und Freitagmorgen vor Schulbeginn die hl. Messe in Oberehrendingen. Selbst im Winter 1929, als das Thermometer 30 Grad minus anzeigte, war dies der Fall. Am Mittwochnachmittag hatten wir im Schulhaus Oberehrendingen Religionsunterricht bei Herrn Pfarrer Zimmermann. Er teilte uns Buben grosszünftig Taten aus, wobei auch der Schreibende nicht zu kurz kam, wenn wir die Katechismus-Fragen nicht genau beantworten konnten. Fräulein Berta Schmid, Lehrerin in Oberehrendingen, brachte uns das tadellose Singen von Kirchenliedern am Freitag- oder Samstagnachmittag in der Kirche bei. In gemischten Kommissionen beider Gemeinden arbeiteten schon damals Vertreter von Ober- und Unterehrendingen zusammen.

Alfons Zimmermann

Die Wirtschaft zum Engel (heute Gasthof zum Engel) verfügte über das älteste Tavernenrecht im Raume Ehrendingen. Im Mittelalter war sie Eigentum der Kirchgemeinde Niederweningen.



Erinnerungen aus Oberehrendingen

In früheren Jahren war ein häufiger Name für Buben Bartholomäus, daher der spätere Familienzuname s Ziegelbarthlis, s Stefebarthlis, s Chünebarthlis. Nachfahren von diesen Familien leben noch.

Die Familien Frei von Oberehrendingen bestanden aus drei Gruppen, welche untereinander nicht verwandt waren:

s Grossen Frei, s Michels Frei, s Ziegelbarthlis Frei.

Im Dorfe hatte man eine perfekte Oberehrender Jagdgesellschaft. Ihre Mitglieder waren: Sigmund Frei, Sektionschef; Benedikt Frei, Dergeten; Eduard Schmid, Forster; Johann Frei, Wagner; Wilhelm Frei, alt Lehrers.

Nebst diesen Jägern gab es aber auch Tüseler, also Wilderer, die sich bei einer Kontrolle säuberlich aus dem Garn winden konnten.

Als man noch kein Auto kannte, musste die Arbeiterschaft zu Fuss zum Arbeitsplatz nach Baden. Ich höre noch die Zurufe und Pfliffe, mit denen sich die Arbeitskollegen morgens auf dem Arbeitsweg gegenseitig «weckten».

1918 war eine Grippewelle. Ganze Familien erkrankten. Zwei Brüder meines Vaters, Eugen und Xaver, starben an dieser Krankheit. Auch Soldaten vom Dorfe, die im Militärdienst waren, starben an der Grippe, so z.B. Dragoner Willi Theophil. Ich erinnere mich noch an die militärische Beerdigung.

1920 Die Maul- und Klauenseuche grassierte im Dorf. Die Tiere wurden in den Scheunen der Viehbesitzer geschlachtet. In unserem Stall war der letzte Seuchenfall in unserer Gemeinde.

1921 Erste Schülerreise mit Fräulein Berta Schmid, Lehrerin. Ein fremder Zugsbenützer fragte mich: «Wohin die Reise?» Prompt sagte ich, es gehe nach Strassburg, anstatt auf die Habsburg.

Der Redaktor Alfons Zimmermann fügt bei: Am 13. August fuhr die letzte Pferdepostkutsche. Auf dem Boden Unterehrendingens hielt sie auf Verlangen in der Tiefenwaag an, und wenn sie mülibuckaufwärts gefahren war, hielt der Postillion seine Kutsche ebenfalls an, wenn dort jemand vom Dorf Unterehrendingen mit einem Päckli bereit stand. Nachher wurden die Pferde in Trab gesetzt bis zur Post Oberehrendingen.

Auch das Postauto, es war mit Vollgummirädern ausgerüstet, hielt in Unterehrendingen zweimal an, nämlich in der Tiefenwaag und beim Haus Ernst Wiederkehr, bis vor zwei Jahren bewohnt von Josef Bucher. Wie schnell bzw. langsam die Postautos auf der Naturstrasse daherratterten, zeigt der Fahrplan der ersten Kraftwagenkurse im Surbtal.

7.40	15.15	18.30	Baden Post	6.55	14.02	17.35
7.49	15.24	18.39	Ennetbaden	6.44	13.52	17.28
8.02	15.37	18.52	Oberehrendingen	6.32	13.44	17.17
8.12	15.47	19.02	Schneisingen	6.20	13.34	17.07
8.24	15.59	19.14	Lengnau	6.11	13.24	16.57
8.40	16.15	19.30	Oberendingen	5.55	13.07	16.40

1922 In Erinnerung ist mir noch, wie der Arzt mit der Pferdekutsche zu Patienten aufs Land kam.

1924 Fasnachtsumzug der Schule. Die Schüler der acht Klassen versinnbildlichen die vier Jahreszeiten, Frühling, Sommer, Herbst und Winter.

Erster heiliger Kommuniontag. Predigt vom damaligen Pfarrer Alfred Zimmermann über den 300jährigen Kelch, ein Geschenk von Veit Messmer, der von 1620 bis 1628 in Ehrendingen als Pfarrer wirkte.

Schülerreise nach Basel mit Fräulein Agnes Wirz, Lehrerin. Twerenboldcar mit Vollgummirädern, aussen mit Holzlehne und ohne Verdeck.

Die letzte Pferdepostkutsche auf der Surbbücke in der Tiefenwaag, 13. August 1921.



1927 Ich lernte mähen mit der Sense.

Mit vier Kühen musste ich zu Acker fahren, also umpflügen. Hinten am Pflug war mein Vater, vorne führte ich die Kühe. Beim Wenden trat hin und wieder eine Kuh aus den Stricken. Das Ausheben war einfacher als später beim Pferdezug, wenn Pferde sich im Strangenzug verfangen.

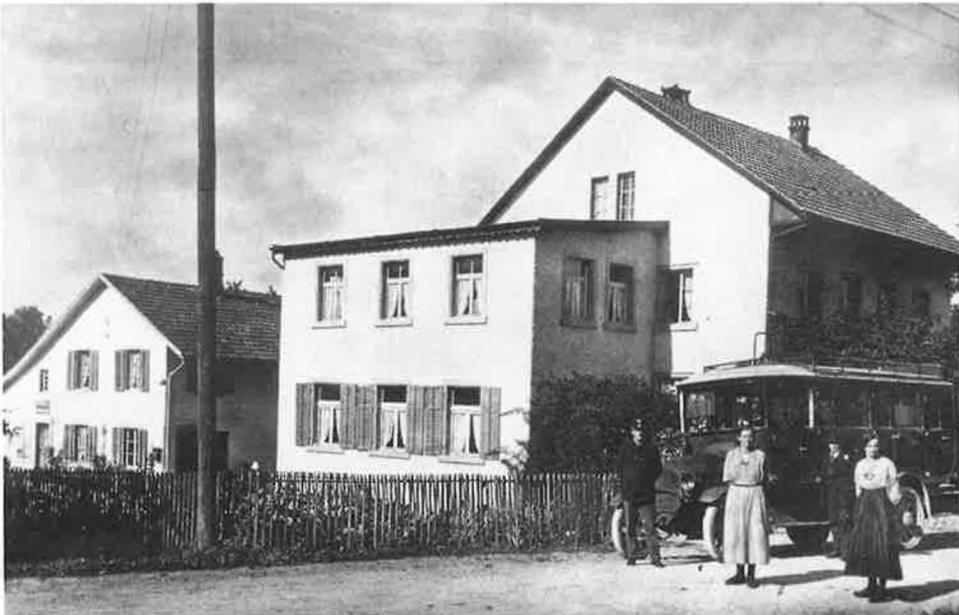
Vor der gemeinsamen Wasserversorgung hatte Oberchrendingen verschiedene Dorfbrunnen. Nach einem genauen Zeitplan wurde das Vieh jeweils zur Tränke getrieben. Im Stall hatte man kein Wasser.

In jedem Bauernhof war eine Obstpresse. Sie verwertete das Obst zu Apfel- und Birnenmost.

Alle Winter kam eine fahrbare Schnapsbrennerei in das Dorf. Hier wurde aus dem Obsttrester Branntwein hergestellt. Hin und wieder wurde auch zuviel von diesem Saft gekostet.

Bekannt waren die jeweiligen Durchreisenden. Jeder hatte seinen Namen, wie etwa der Hofelisepp, das Brigittli vom alten Weg, der Suter Fritz, der Bossert

Erstes Postauto im Surbtal vor dem Restaurant Post in Oberchrendingen, etwa 1930.



Wilhelm, der Dähler, der bei einer Reparatur zu sagen pflegte: «Es hebt euch tusig Jahr».

Auffahrtsritt nach Beromünster 1939, von Emil Meier, Klonhof, Julius Frei und Alois Burger. Am Mittwochvormittag um 11 Uhr wurde abgeritten. In Villmergen machten wir bei Verwandten für die Pferde eine Verpflegungspause. Abends um 8 Uhr kamen wir in Beromünster an. Morgens um 5 Uhr begann die Umrittprozession, die bis mittags 3 Uhr dauerte. Nachts um 1 Uhr waren wir wieder zu Hause.

Zur 650-Jahrfeier der Eidgenossenschaft im Jahre 1941 führte ich mit Ross und Wagen Reiswellen bis an die Waldgrenze der Lägern. Von der katholischen Jungmannschaft wurden dann die Staudenwellen auf die «Schranne» befördert. Stefan Bamberger zündete das Augustfeuer an, welches weithin sichtbar war.

Am 15. September 1957 war auf unserem Hof die erste Melkmaschine in Betrieb. Bald nachher wurde sie auch von andern Landwirten angeschafft.

Alois Burger

Aufnahme der Jungmannschafts-Theatertruppe auf der «Hirschen»-Treppe in Oberehrendingen.



*Vom Gipsgrubenheiland
Johann Urban Frei*



Während langer Jahre gehörte zum Bild der Gipsgrube ein Mann, der weit über das Dorf hinaus bekannt war, und der uns beinahe schon wie eine Gestalt aus einer anderen Welt erschien.

Beinahe 30 Jahre lang hauste Johann Urban Frei, bekannt als «Geissenhans» oder «Schrienerhans», berühmt als «Gipsgrubenheiland», in seiner Holzhütte im Wald nahe der Gipsgrube.

1950 hatte er begonnen, sich hier dieses Holzhaus aufzubauen, wo er zuerst mit seiner Familie, dann lange Jahre allein lebte. Seinen Lebensunterhalt verdiente er sich mit dem Sammeln und Verkaufen von Alteisen und Versteinerungen, die er in der stillgelegten Gipsgrube zu finden wusste. Rund um das Haus türmten sich Raritäten, Versteinerungen, Bruchsteine, Baumaterialien, Alteisen, Dinge, die niemand mehr brauchen konnte.

Die Meinungen über ihn waren sehr gegensätzlich. Die einen sahen ihn als «naturverbundenes Original, als liebenswürdigen Kauz, als einen, der allein gegen die rasend rotierenden Windmühlen unserer industrialisierten Welt angehen wollte, ohne jemandem dabei weh zu tun...», die anderen schlicht als Faulenzer und Tagedieb.

Der Gipsgrubenheiland erhielt öfters Besuch von ganzen Schulklassen, denen er den Reichtum der Gipsgrube an Orchideen und Fossilien zeigte. Seine Kenntnisse in der Geologie hatte sich Johann Urban Frei durch intensives Studium der Fachliteratur, er besass eine ganze Anzahl von Büchern, erworben. Es kam vor, dass Exkursionsleiter, darunter auch Geologieprofessoren von der ETH Zürich, dem Gipsgrubenheiland das Wort, also die Führung, überliessen. Viele Pflanzen und Versteinerungen wurden wohl deswegen nicht mitgenommen, weil man stets erwartete, dass der Gipsgrubenheiland plötzlich neben einem auftauchen könnte.

Johann Urban Frei, genannt «Gipsgrubenheiland».

Johann Urban Frei wurde knapp 68 Jahre alt. Am 16. Oktober 1978 starb er während eines Ganges ins Dorf an einem Herzversagen. Drei Wochen nach seinem Tod ging sein versponnenes Holzhaus in Flammen auf. Ein Brandstifter beseitigte so rabiāt die Spuren des Einsiedlers in der Gipsgrube.

Indessen gab und gibt es auch andere Ehrendinger, denen die Gipsgrube am Herzen liegt. So zum Beispiel Edi Wettstein, der schon als Schüler und jetzt als Pensionierter viel Energie dem Sammeln von Versteinerungen und Mineralien widmet. In seinem Haus hütet er eine prächtige Palette von Fundstücken, die er interessierten Besuchern und Schülern gerne vorstellt und erklärt.

A. Müller

Wie Oberehrendingen die Weltwirtschaftskrise meisterte

Die Jahre der Weltwirtschaftskrise und des nachfolgenden Zweiten Weltkrieges brachten schwere Belastungen für die Bevölkerung mit sich. Wie stets traf es die kleinen Leute am härtesten. Während die Bauern noch die Arbeit auf dem eigenen Boden ernährte, waren Handwerker, Angestellte und Arbeiter ganz von der Wirtschafts- und Versorgungslage abhängig. Die Arbeitslosigkeit brachte die Familien oft um ihr tägliches Einkommen, die Rationierung der Lebensmittel während des Zweiten Weltkrieges wurde nicht durch Eigenversorgung gemildert.

Eine grosse Anzahl Oberehrender arbeitete dazumal in der Giesserei Oederlin in Ennetbaden. Tagtäglich legten sie den Weg, je nach Vermögen, mit dem Postauto, dem Fahrrad oder auch zu Fuss zurück. Die Mittagspause war zu kurz, um nach Hause zu fahren. So sammelte man im Dorf jeweils bei einigen Familien die Blechbehälter mit den Speisen ein und schickte meist eines der grösseren Kinder auf den Weg über den Rebberg zur Fabrik hinunter.

In der Krisenzeit hatten die Arbeiter wenig Rechte, viele Firmen nutzten den Beschäftigungsmangel aus. Die Sicherheitsvorschriften an den Maschinen wurden häufig vernachlässigt. Spürte einer nicht so, wie der Vorarbeiter es wünschte, wurde er nach Hause geschickt («go fiere» nannte man dies). Der Lohn war entsprechend geringer und fehlte in der Familienkasse.

Die Väter, die noch Arbeit hatten, versuchten wenn möglich ihren Söhnen eine Stelle in der gleichen Fabrik zu verschaffen: wer sich immer wohlverhielt und mit den Vorgesetzten gute Beziehungen pflegte, hatte die grössten Chancen dazu. Die jungen Burschen versuchten nach der Schule meist sogleich in der Industrie unterzukommen. Lehrabschlüsse waren in der Krise selten. Es gab aber auch Ausnahmen. Jeder musste helfen, die Familie durchzubringen und den kleinen Besitz zu wahren. Fand man keine feste Anstellung, suchte man bei einem Bauern auf dem Feld oder im Wald etwas zu verdienen, und wenn es nur ein Zmittag war. Während des Heuets im Sommer halfen viele als Schnitter, den jungen Männern winkte ein rechtes Abendbrot, vielleicht mit einem Stück Speck, das dann nicht fett genug sein konnte. Die Kinder sammelten Weinbergsschnecken, die sie an die Badehotels in der Stadt verkauften.

Grosse Verantwortung lastete auf den Frauen, die ihre meist kinderreichen Familien mit den kärglichen Einkommen durchbringen mussten. Vor allem Arbeiterkinder mussten die Butter auf den Brotschnitten meist suchen, ein halber Nussgipfel oder ein Rädchen Chämiwurst am Sonntag waren für sie ein Fest.

Während des Krieges wurde wohl die Arbeitslage besser – nun hatte die Eisenindustrie durch die Waffenfabrikation Hochbetrieb. Jetzt fehlten sogar Arbeitskräfte, weil die Männer häufig im Aktivdienst weilten.

Die Jungen übernahmen in Fabrik und Dorf die Aufgaben der einberufenen Wehrmänner. Als 17jährige hatten sie in die «Kriegsfeuerwehr» einzutreten, die für den Schutz der Bauten zuständig war.

Die 18- und 19jährigen waren in der Ortswehr erfasst. Zu ihrer Ausbildung gehörten aber auch Schiessübungen. Ihre Aufgabe war der Schutz der Dorfbevölkerung.

Mit 20 Jahren wurden die Jungen zu Soldaten ausgebildet. Eine ganze Gruppe von Ehrendingern war damals in der gleichen Radfahrerkompanie.

Trotz der schwierigen Lage gab es doch auch Zerstreuung. Die Vereine im Dorf blieben zum Teil weiterhin aktiv. Der Turnverein zum Beispiel führte trotz allem alljährlich einen Unterhaltungsabend durch. In der Dorfjugend entstand der «Ehrendinger Mostverein». Da jedermann nur wenig Geld hatte, legte man zusammen, um den Abend um eine Flasche Usteröpfelmost zu verbringen. Die Wirte des Ortes waren bei einem Beitrag von fünf Franken Ehrenmitglieder.

Berichte von Zeitgenossen erzählen von grosser Solidarität unter der Bevölkerung, enthalten auch viele vergnügliche Anekdoten über Lausbubenstreiche und lustige Zwischenfälle. Es ist aber auch Schmerz zu spüren und Furcht vor einer Wiederkehr solcher Zeiten. Krise und Krieg, extreme Belastung und Entbehrung brachten viele junge Menschen um eine frohe Jugend.

Albert Müller

Dorfkern Oberehrendingen, 1990.

Dorfkern Unterehrendingen, 1990.



Die Ammänner von Ehrendingen 1683 bis 1824

1683–1708	Heinrich Frei-Frei
1708–1730	Antonius Frei-Wiederkehr
1730–1744	Antonius Frei-Widmer
1744–1768	Leonz Frei-Schnider
1768–1780	Josef Frei
1780–1798	Karli Frei
1798–1802	Cölestin Frei
1803–1824	Karli Frei

*Die Gemeindeammänner und Gemeindeschreiber
von Oberehrendingen*

Gemeindeammänner

1825–1832 Schmid Viktor
1832–1842 Duttwiler Josef
1842 Willi Johann
1842–1846 Frei Jakob Leonz
1847–1851 Frei Josef, Lehrers
1852–1854 Willimann Kaspar Adam
1854–1857 Frei Josef
1857–1869 Frei Leonz
1869–1874 Willi Bartholomäus
1874–1885 Willimann K.
1885–1889 Frei Friedrich
1889–1890 Frei Leonz Adrian
1890–1894 Frei Johann
1894–1906 Frei Dominik
1906–1914 Frei Friedrich
1914–1926 Duttwiler Xaver
1926–1931 Frei Friedrich
1931–1937 Schmid Sigmund
1938–1950 Duttwiler Johann
1950–1957 Burger Alois
1958–1965 Duttwiler Franz
1966–1973 Burger Alois
1974–1985 Guntern Adolf
1986–1989 Frei Erhard
1990– Guntern Adolf

Gemeindeschreiber

1825–1831 Frei Joseph, Lehrer
1832–1833 Schmid Johann Martin
1833–1841 Frey Sigmund
1842–1844 Frei Bartholome
1845–1846 Willi Leonz
1847 Frei Jakob Leonz, Lehrer
1847–1852 Meier Josef, Ziegler
1852–1860 Frei Johann
1861–1892 Frei Bartholomä
1892–1893 Frei Joseph, Förster
1894–1933 Frei Karl
1934–1946 Schmid Josef
1946–1963 Schmid Josef
1963–1967 Vock Walter
1967–1976 Marti Walter
1976– Schneider Markus

Die Gemeindeammänner und Gemeindeschreiber von Unterehendingen

Da die Protokollbcher bloss ab 1838 vorhanden sind, liessen sich die Namen der Gemeindeammänner und Gemeindeschreiber, die seit der Trennung im Jahre 1825 bis 1837 im Amt waren, nicht eruieren.

Gemeindeammänner

1838–1844	Meier Johann
1844–1847	Wiederkehr Johann
1847–1848	Zimmermann Josef
1849–1852	Wiederkehr Johann
1853	Meier Jakob Leonz
1853–1856	Suter Melchior
1857–1860	Büchi Felix
1861–1868	Wiederkehr Josef
1869–1872	Büchi Johann
1873–1877	Suter Johann
1877–1897	Zimmermann Josef
1898–1905	Meier Johann Jakob
1906–1925	Büchi Emil
1926–1949	Meier Emil
1950–1965	Büchi Xaver
1966–1973	Etzensperger Walter
1974–1988	Zimmermann Emil
1988–1989	Schmidhauser Roland
1990–	Issler Hans

Gemeindeschreiber

1838	Meyer
1844–1852	Suter M.
1853–1879	Suter Johann Jakob
1880–1884	Suter Johann
1885–1887	Suter Johann Jakob
1887–1893	Suter Emil
1894–1929	Suter Johann
1930–1966	Kofel Albert
1966–1974	Büchi Xaver
1974–1976	Rothenbühler Walter
1976–1979	Meier Werner
1980–	Bütler Meinrad

Die Grossräte von Ehrendingen

Frei Johann Jakob	Unterehrendingen	1831–1843 1845–1848
Schmid Josef Viktor	Oberehrendingen	1832–1834
Meier Josef	Oberehrendingen	1840–1841
Willi Bartholomäus	Oberehrendingen	1840–1841
Willi Jakob Leonz	Oberehrendingen	1852–1856 1876–1877
Willi Johann Martin	Oberehrendingen	1862–1864
Schmid Josef	Oberehrendingen	1880–1885
Frei Karl, Gemeindeschreiber	Oberehrendingen	1901–1921
Schmid Emil, Dreher	Oberehrendingen	1921–1933
Schmid Josef, Gemeindeschreiber	Oberehrendingen	1949–1961
Burger Alois, Gemeindeammann	Oberehrendingen	1972–1981
Guntern Adolf	Oberehrendingen	1981–
Schmid Elisabeth	Stein Bürgerin von Oberehrendingen	1973–1989
1985/86 als erste Frau Grossratspräsidentin		

Einwohnerentwicklung

Jahr	Oberehrendingen	Unterehrendingen
1803	526	421
1837	518	484
1850	553	440
1860	545	426
1870	587	398
1880	520	388
1890	459	315
1900	657	309
1910	654	328
1920	705	329
1930	728	316
1940	768	370
1950	878	453
1955		465
etwa 1953	1000	
1960	1193	550
1965	1437	462
1970	1573	862
1975	1541	931
20.4.80		1000
1980	1496	1012
1981	1524	1066
1982	1516	1155
1983	1549	1136
1984	1542	1167
1985	1542	1173
1986	1554	1218
1987	1563	1221
1988	1598	1329
1989	1605	1359

Berufstätige Wohnbevölkerung

Oberehrendingen	Zupendler	Wegpendler
1960	7	332
1970	39	494
1980	75	554

Unterehrendingen

1960	2	134
1970	12	298
1980	24	365

Es fällt an dieser Zusammenstellung auf, dass die Zahl der Wegpendler Oberehrendingen sich im Zeitraum 1960 bis 1980 knapp verdoppelt hat, während sie sich in Unterehrendingen fast verdreifachte.

Entwicklung der Steuereinnahmen

Jahr	Oberehrendingen		Unterehrendingen	
	Steuerfuss %	Steuerertrag Fr.	Steuerfuss %	Steuerertrag Fr.
1870		1 606		858
1880		1 255		2 240
1890		1 642		1 425
1900		3 224		1 960
1910		6 343		5 842
1920		14 361		8 288
1930		21 062		8 166
1940		26 125		10 903
1950	170	48 386	175	24 462
1953	145	55 496	175	31 268
1957	180	85 871	180	32 946
1960	175	117 554	180	39 761
1966	175	279 650	180	115 951
1967	170	335 885	160	134 330
1968	161	337 461	160	149 055
1970	161	488 536	150	287 866
1971	155	558 305	150	324 300
1973	150	866 875	150	573 086
1974	135	1 109 092	140	705 082
1978	130	1 430 722	135	991 386
1979	130	1 472 013	130	973 043
1980	125	1 565 427	125	1 092 620
1984	125	2 063 105	115	1 616 351
1985	125	1 997 207	115	1 511 996
1986	120	1 978 239	110	1 565 861
1987	120	2 197 108	105	1 669 000
1988	120	2 595 867	105	1 898 000
1989	117	2 459 465	105	2 375 000

Früher war die Landwirtschaft ausgerichtet auf die «Dreifelderwirtschaft». Eine Zelge war vorübergehend unbebaut. Sie musste ein Jahr ruhen, um dann beim kommenden Anbau einen besseren Ertrag zu liefern. Neben dem Ackerbau wurde auch der Weinbau betrieben. An den «Steinbückler» und den «Hitzbüeler» können sich noch einige Bewohner erinnern. Der arbeitsintensive und wetterabhängige Rebbau wurde durch die Milchwirtschaft, die heute die Haupteinkommensquelle der Landwirtschaft bedeutet, abgelöst und diese so erweitert, dass dies zu einer Überproduktion führte. Um 1870 waren zum Beispiel in Oberehrendingen noch 75 Viehbesitzer, und diese Zahl hat sich auf 25 reduziert. Allerdings waren damals die Viehbestände niedriger. Die Düngerverwendung brachte es mit sich, dass die «Dreifelderwirtschaft» entfiel und der Hektarertrag trotzdem anstieg. Die starke Motorisierung hat auch die Arbeitsweise verändert. Wo in früheren Jahren drei bis vier Mäher um 3 Uhr morgens an die Lägern auszogen, um bis am Mittag das Gras abzumähen, rattern heute ab 8 Uhr morgens Motormäher und erledigen die Arbeit in einem Bruchteil der Zeit und mit weniger Arbeitskräften. Durch diese Investitionskosten sind heute Betriebe als Haupterwerb nur noch lebensfähig, wenn sie wesentlich grössere Landflächen umfassen als in früherer Zeit. Zudem ist der Landwirtschaft durch die Bautätigkeit viel Kulturland verlorengegangen.

Die Industrialisierung im Raum Baden hat gegen Ende des 19. Jahrhunderts das Gewerbe und die Bevölkerungsstruktur verändert. Immer mehr Einwohner haben ihre Arbeitsplätze in den umliegenden Industriebetrieben gefunden, was die grosse Abnahme der Landwirtschaftsbetriebe zur Folge hatte. Anfangs hatten die Fabrikarbeiter jedoch noch einen kleinen Hof bewirtschaftet, was ihren Eigenbedarf deckte und noch ein Zugeld zu ihrem kargen Lohn bedeutete.

Die verkehrsmässige Erschliessung und die zunehmend ausgebaute Busverbindung haben diesen Prozess beschleunigt und zudem neue Einwohner gebracht. Vorbei ist die Zeit, als die Stadt- und Viehmärkte jeweils als Begegnungsstätten viel bedeuteten.

Eines der ältesten Gewerbe in unseren Gemeinden waren die Gipsmühlen; in Unterehrendingen in der Tiefenwaag, in Oberehrendingen unterhalb des Dorfes am Gipsbach sowie diejenige bei Frei Alois, Wagners, am Schürbach. Der heutige Weiher in Oberehrendingen diente nicht als Brandweiher, sondern als Reservespeicher in trockenen Zeiten für das Treiben des Mühlrades, wenn der Schürbach zu wenig Wasser führen sollte. Der Gips wurde in der Gipsgrube abgebaut und dann in der Mühle verarbeitet. Er diente vornehmlich als Dünger für die Landwirtschaft und wurde mit Pferdefuhrwerk in die Kantone Aargau und Zürich verführt.

Die damaligen Schmiedewerkstätten und Wagnereien sind durch die heutigen Garagebetriebe abgelöst worden. Die wenigen Pferdefuhrwerke gewähren keine Existenz mehr. Auch die Küfereibetriebe der Edmund Ganter und Eugen Meier in Unterehrendingen sind nach dem Ableben der Inhaber eingegangen. Die Elektrifizierung hat das mit Wasser betriebene Handwerk unwirtschaftlich werden lassen. Die Sägerei Bächli am Moosbach hat deshalb die Werkstätte in die Tiefenwaag verlegt, ist aber heute nicht mehr vorhanden. Verschwunden sind ebenfalls die Tagelöhner und Störhandwerker wie Metzger, Schneider, Schindel-, Gabel-, Sieb- und Schuhmacher. In Heimarbeit wurde gewoben und die Wohler Strohindustrie bedient. Während des Ersten Weltkrieges hat Engelbert Suter im Winkel Unterehrendingen eine Fabrikation von Sacharin-Tabletten als Zuckerersatz betrieben, diese jedoch nach Kriegsende wieder aufgegeben. Das Rattern der Maschinen war ein ungewohntes Geräusch im Dorf. In der ehemaligen Milhhütte beim Gasthof Engel war eine Schnapsbrennerei installiert.

Der Bau der Portlandzementfabrik um die Jahrhundertwende hat die Hoffnung auf den Beginn der Industrialisierung in Ober- und Unterehrendingen geweckt, wurde aber nach dem baldigen Konkurs wieder jäh zerstört.

Im Laufe der Zeit ist vielseitiges Gewerbe verschwunden und neues entstanden. Dieser Prozess ist noch nicht abgeschlossen, und die Elektronik wird in zunehmendem Masse wegweisend sein. Wir wollen zuversichtlich sein, dass die Natur die Technik und nicht die Technik die Natur überlebt.

*Alois Burger
W. Etzensperger*

Die Geschlechter von Ehrendingen

Die ganz alten, verschwundenen Geschlechter

Um die Jahre 1300 bis 1500 gab es in Ehrendingen andere Geschlechter als heute: Grünenfelder, Muntwiler, Schibli, Müller, Messmer, Nahm, Schlatter, Tuggener, Konrad, Gerungs, Gessler, Baldwin, Zumbrunnen.

Heute noch häufige Geschlechter Oberehrendingen

Frei, von Kloten oder Baden stammend
Duttwiler, von Oberweningen
Meier, von Schöfflisdorf
Schmid, von Holland
Willi, von Siglistorf
Willimann, aus dem Kanton Luzern
Wiederkehr, von Dietikon
Pasi, von Italien
Nolle, von Deutschland
Haberer, von Deutschland
Burger, von Freienwil

Ehrenbürgerrecht der Gemeinde Oberehrendingen

Zimmermann Alfred, Pfarrer, von Widen
Wirz Agnes, Lehrerin, von Olten
Huwyler Josef, Pfarrer, von Wallenschwil
Schmid Berta, Lehrerin, von Oberehrendingen
Burger Alois, von Freienwil

*Heute noch häufige Geschlechter
Unterehrendingen*

Büchi, aus dem Kanton Zürich stammend
Meier – nach dem Dreissigjährigen Krieg von Deutschland eingewandert
– ein anderer Stamm von Rümlang, Kanton Zürich
Suter, von Zofingen
Ganter, von Württemberg
Zimmermann, von Brugg

Ehrenbürgerrecht der Gemeinde Unterehrendingen

Jakob Julia, von Rapperswil/BE

Einbürgerungen der Ortsbürgergemeindeversammlung vom 18. Dezember 1964

Um ein vernünftiges Zahlenverhältnis zwischen Einwohnergemeinde und Ortsbürgergemeinde zu erhalten, wurde im Jahre 1964 eine Ortsbürgeraufnahme gestartet, wobei sämtliche seit mehr als zwanzig Jahren in der Gemeinde wohnhaften, nicht ortsbürgerlichen Schweizer Familien unentgeltlich in das Einwohner- und Ortsbürgerrecht von Unterehrendingen aufgenommen wurden. Es betraf dies 26 Familien (rund 80 Personen).

Bächli, von Würenlingen
Grosswiler, von Schneisingen
Klančnik, von Oberehrendingen
Schmid, von Oberehrendingen
Widmer, von Schneisingen
Wiederkehr, von Oberehrendingen
Kofel, von Niederweningen
Kaufmann, von Horw

Die Flurnamen von Oberehrendingen

Höhtal	Brunnen-Acker, Hinter Lägern, Unteres Heuli, Oberes Heuli, Buchholz, Hitzbühl, Obere Rütenen, Untere Rütenen, Hochgericht, Galgen, Frohbüekli, Ziegelhütte, Kalberweid
Aegerten	Hasel, Haselbuck, Wiehholz, Kohlplatz, Unterhau, In Sandlöchern, Weiher, Jungwachtplatz, Im chäle Grund
Wetenthal	Grossäcker, Rain, Breitäcker, Lehacker, Im Spitz, Büntliacher, Wideacher, Hänkeracher, Chaltebrunne
Hofwies	Neuwiesen, Am Mühleweg, Fürst, Hertiker, Unter der alten Landstrasse, Kreuzacker, Schlierenbach, Langacher, Im Winkel, Bürgle
Ehrli	Platte, Nassäcker, Langacker, Haarwies, Gehrenhag, Niedermatt, Gipsmühle, Climeterwis, Gassenmeier
Eichrain	Unter Eich, Badencrweg, Stockacker, Stein, Judenweid, Judenwis, Malzhalde, Im Sack, Sackhölzli, Kanzel, Steinbuck, Rieden, Huetmatt
Im Brühl	Breite, Chäppeliacher, Lägernbreite, Nussbaumacher, Thal-mättli, Eichhölzli, Schüracher, Im Chrüz, Chrüzacher
Langmatt	Furtwies, Hägeler, Breitwiesen, Stegwiesen, Stegwiesäcker
Lägernwies	Pfiffer, Gigenacker, Wannenwies, Stengele, Bolläcker, Bollrain, Bollhölzli, Wickenstall, Bründleren, Gipsgruben, Nietebuck, Riede, Sulz, Twäreweg, Langbrätschge, Wächtele

Die Flurnamen von Unterehrendingen

Hofrain	Platte, Geerenhag, Im Bühl, Bodenwise
Lägern	Wächteln, Vorder Schürwisen, Hinterschürwise, Natterenguet, Sulz, Schramme (Burghorn der Lägern)
Klonhof	Schwerzi, Feerenland, Pflugburg, Am Stein, Steinbuck, Ankenchübel, Fuchsrüti, Fuchshölzli
Chilpen	Grep, Sonnenberg, Surenbach
Chlizegli	Ifängli, Schlipferboden (Mooshalde), Hagacher, Ribisbol, Hitzbüel
In Höfen	Im Steindler, Haselacher, Haselhölzli, Tüfelsloch
Au	Grosswisen, Ried, Goldbach, Schladacher, Rütenen, Schladrain
Tiefenwaag	Schladholz, Metzg, Stelli, Böndleren, Gründelwisen, Eichhalde, Stigeren, Im Loch, Hinter der Strasse, Telligraben
Mülibuck	Rigacher, Im Moos, Rankacher (Heimeli), Brüel, Kohlplatz, First, Schlierenbach

Zum Dialekt in Ehrendingen

Der Dialekt wechselt von Gegend zu Gegend. Es gibt sogar Unterschiede in Nachbargemeinden. Es kann selbst innerhalb einer Gemeinde Unterschiede geben.

Vom weichen D zum Beispiel wird gesagt, es komme von Holland (Einwanderung der Schmid von Holland). Der einheimische Oberehrender sagt deshalb auch Wededal, «ich gane is Wededal ue», oder «ich gane is Höhdal use».

Der Unterehrender betont das O. «Ich gane i Chilechorprob.» Der eingesessene Oberehrender sagt «ich gane i d Männerchorprob», herrührend von der Einwanderung Frei und Duttwiler aus dem Zürichbiet (Zürcher Dialekt). «Mach s Tenndar (Scheunetor) zue», sagt der alte Oberehrender.

Der Schneisinger sagt «hol mir den Besen!». Der Ehrender sagt «Bäsen».

Eng begrenzt in unseren Gemeinden ist der Kleidname Mutze. «Hol mir de Mutze» (Kittel). Begrenzt ist auch der Name des Nahrungsmittels Dünne. «Du häsch e gueti Dünne gmacht» (Wähe oder Kuchen an anderen Orten).

Sogar innerhalb eines Dorfes gibt es Unterschiede. Der Mitteldörfler in Oberehrendingen sagt «morn um da Zit gani fort». Der Oberdörfler sagt «morn um die Zit gani fort».

Durch die Zuwanderung wird der ursprüngliche Dialekt immer mehr vermischt. Allgemein herrscht in unserer Gegend der Zürcher Dialekt vor.

Alois Burger

Anekdotenhaftes

Das Lisabethli Frei war eine bekannte und resolute Persönlichkeit. Sie war die Dorfhebamme von Unter- und Oberehrendingen. Bei einem Streit mit ihrem Manne Bartholomä Frei warf sie diesen kurzerhand unter den Stubentisch. Bei diesem Vorfall kam gerade Pfarrer Sebastian Kienberger auf Besuch. Da sagte s Lisabethli: «Bärtli, chumm nur füre, chasch de Zwänzger morn sueche!»

Als sie einmal als Hebamme mehr Besoldung verlangte, hatte sie auf dem «Hirschen»-Platz Differenzen mit einem Gemeinderat. Sie warf ihn kurzerhand in den Feuerweiher beim «Hirschen».

Als ein Familienvater bei der Zwillingsgeburt seiner Frau nicht den doppelten Kostenbeitrag zahlen wollte, schimpfte und wettete sie.

Emilie Suter, Arbeitslehrerin in Unterehrendingen, verpasste als Begleitperson bei einem Ausflug der Schule in Schaffhausen den Zug. Sie machte sich kurzerhand auf und schritt zu Fuss nach Unterehrendingen.

Im Jahre 1816 bis 1817 hatten wir Hungerjahre. Das dauernde Regenwetter hatte die Ernten vernichtet. Daher der Spruch: «Anno 16/17 waren die Hungerjahr, als man ass, Nesseln und Gras.» Ein Zeitgenosse von damals meinte dazu: «Nie mehr werde er für Regen beten, selbst wenn ihm das Haar auf dem Kopf verbrenne.»

Alois Burger

Das Heidenweib auf dem Lägernberge

Das Ehepaar auf der Mühle zu Lengnau hatte einen einzigen Sohn; man hörte ihn bald Seppi, bald Erni nennen, denn es ist schon lange her, dass er gelebt hat; aber er galt für den bravsten im Lande, und dazu war er so stark, dass er keinen anderen zu fürchten hatte.

Er war einst ums Frühjahr auf dem Tanze im Lengnauer Wirthshause; es war bereits weit in der Nacht, die Spielleute ruhten schon aus und tranken ihr Glas Wein. Da kam noch eine neue, unbekannte Tänzerin auf den Platz und setzte sich ganz stille auf die leere Bank an der Wand. Niemand erkannte sie unter ihrem langen Schleier; dass sie aber nicht aus der Gegend sein konnte, das zeigte ihr kostbares Seidenkleid. Des Müllers Sepp wagte endlich, sie anzureden und zum Tanz aufzufordern. Nachdem sie einen Reigen mit ihm gemacht hatte – und dabei war's Sepp, als berühre sie nie den Boden – verlangte sie, heimgeführt zu werden. Sepp begleitete sie bis ans sogenannte Steinböckli, dies ist ein kleines Heideland an einem felsigen Berglein. Hier verabschiedete sie ihn, bat aber, des andern Mittags sich wieder hier einzufinden, dann werde sie ihm zeigen, wo sie zu Hause sei. Zur bestimmten Zeit war Sepp daselbst und traf sie am Maiblümchensuchen. Sie schenkte ihm einen Strauss. Hier erzählte sie ihm, wie sie schon seit manchem Jahrhundert durch den Fluch ihrer Mutter in diesen Berg verwünscht sei, weil sie von einem Liebhaber nicht hatte lassen wollen, der ihren Eltern zu arm war. Alle hundert Jahre dürfe sie drei Tage aus dem Berge. Wenn alsdann ein braver Jüngling die Schlüsselblume aufnehme, die sie gebrochen, und ihr damit in den Berg folgte, so sei sie erlöst. Heute sei abermals der letzte Tag. Sepp entschloss sich und folgte ihr mit der Blume in der Hand. Sie kamen bergaufwärts an ein grosses Felsenthor. Drinnen glänzte es von wunderbarer Pracht. Alsbald aber erhoben sich zwei Drachen und spieen Feuer. Da erschrak Seppi so sehr, dass er ohne Besinnung entlief und nicht eher anhielt, als bis er daheim war. Hier wurde es ihm so weh ums Herz, dass er sich gleich zu Bette legte, und schon nach drei Tagen war er gestorben.

Als ein andermal ein Büblein in dieser Gegend ein Schlüsselblümchen aufas und heimbrachte, war es in helles Gold verwandelt. Als man den Verwandten darüber erzählte, griffen zwei von ihnen gleich nach Sack und Korb und liefen gegen die Lägern. Allein sie fanden nichts, denn die Jungfrau ist nur den Bescheidenen hold. Dies erfuhr vor wenigen Jahren noch ein armer Mann von Oberehrendingen, der alte Ziegelbrenner Bartli. Dorten am kahlten Berglein auf der Heide hatte er sich ein Häuschen gebaut und wurde darüber nicht wenig verlacht; aber das Heidewibli gab ihm Gedeihen. Die Weinreben, die er anpflanzte, wuchsen schön und ergaben ihm schon im vierten Jahre sieben Saum vom besten, der noch jetzt unter dem Namen «Heidewibli-Wi» bekannt ist. Auch

eine Quelle ist ihm auf der Klippe entsprungen, sie heisst «Heidewibli-Brünnli». Nun weiss man von allen diesen Glücksgütern nichts mehr als das Teufelloch, das droben auf der Spitze der Lägern gegen Oberehrendingen hin liegt. Es soll von unergründlicher Tiefe sein; man meint, hier innen liege auch das Schloss versunken. Rings um die Kluft ist der Platz herkömmlich reingekehrt. Wirft man etwas hinunter, so wird es bis zum anderen Tag wieder ausgestossen; und so fest glaubt man daran, dass man sogar schon Geldstücke hinabgeworfen hat.

Ernst Ludwig Rochholz (Aus «Schweizer Sagen»)

Nachwort des Redaktors

Die Heimatbuchkommission hat das vorliegende Buch «Ehrendingen, aus Vergangenheit und Gegenwart» in vielen Sitzungen zu einem gemeinsamen Werk werden lassen. Es will schlicht und allgemeinverständlich aus der Vergangenheit und der Jetztzeit berichten.

Als Redaktor habe ich das von der genannten Kommission zusammengetragene Material gesichtet, etwelches ausgeschieden, notwendige Ergänzungen beigefügt, alles einigermaßen gegliedert und vor allen Dingen das Geschriebene sprachlich bereinigt.

Alfons Zimmermann